VON 1813 BIS 1840

Ferdinand Schmidt

Preußens Geschichte

in Wort und Bild.

VI.

Reprint der Originalausgabe von 1880
nach dem Exemplar der
Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek Jena
Signatur: 4 Boruss. II, 9/500



Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Friedrich Wilhelm III.

Preußens Geschichte in Wort und Bild. VI.

Illustrirte

Geschichte von Brandenburg und Preußen.

Die Wiederaufrichtung der Alten Ordnung

Mit besonderer Rücksicht

auf die Entwicklung von Kultur, Sitte und Geistesleben

in Deutschland.

Von

Ferdinand Schmidt.



Leipzig.

Verlag und Druck von Otto Spamer.

Einen bessern Bund konnte der preußische Staat nicht schließen, als mit dem auf richtigem Wege sich fortentwickelnden Geiste der deutschen Nation.

Leopold von Ranke.

Inhaltsverzeichniß

der

Illustrirten Geschichte von Preußen.

Sechster Band.

Preußen unter Friedrich Wilhelm III.
[Zweiter Theil]

Die Preußen zweimal in Paris.

Zeit der Wiederaufrichtung.

Beginn der Reaktion.



Zeichnung von Ludwig Burger.

Friedrich Wilhelm III. und Kaiser Nikolaus bei den Manövern von Kalisch.



Blücher rückt in Frankreich ein. Zeichnung von Ludwig Burger.

Die Preußen zweimal in Paris.

Rückzug Napoleon's über den Rhein.

Die Niederlage und Flucht des verhaßten Imperators erregte im deutschen Volke überall die höchste Freude, deren Ausdruck ihrer Innigkeit entsprach. Mehr als sonst waren die Kirchen gefüllt; zum Danke an Gott gesellte sich die inbrünstige Bitte, die Führer mit Kraft und Einsicht zu segnen, damit das Befreiungswerk zu gutem Ende geführt, der Friede errungen und sein Bestand auf fester Grundlage gesichert werde.

Leider bewirkten Kleinmuth und Selbstsucht, daß man sich schon die naheliegenden Früchte des Sieges entgehen ließ. Der Schlag, den Napoleon's Macht bei Leipzig erlitten hatte, war wahrhaft vernichtend gewesen; die Trümmer des französischen Heeres boten auf der Flucht den kläglichsten Anblick dar. Die Soldaten waren von Hunger und Anstrengung erschöpft, ein großer Theil war von Groll erfüllt gegen den Urheber so vielen Unheils. Ihn hatte seine zuversichtliche Haltung gänzlich verlassen. „Gerade wie im Jahre 1812!“ hörte man in seiner nächsten Umgebung sagen. „So ist er aus Rußland hinausgegangen!“ Hätte nun eine Verfolgung des fliehenden Feindes stattgefunden, wie Blücher und Gneisenau sie wollten, auch nicht ein französisches Regiment wäre über den Rhein zurückgekommen, und die Verbündeten hätten noch vor Abschluß des Jahres den Frieden diktiren können.

Als man endlich im Hauptquartier zu einem rechten Entschlusse gekommen war, eine ernstliche Verfolgung eintreten zu lassen, war die kostbare Zeit verstrichen. Nur York war mit seinem zur Zeit an Zahl überaus schwachen Corps dem Feinde auf den Fersen. In der Nähe des Roßbacher Schlachtfeldes gelang es ihm, 4000 Gefangene, unter ihnen 200 Offiziere, meist Oesterreicher, zu befreien; in der Nähe von Freiburg nahm er 1000 Franzosen gefangen und erbeutete 18 Kanonen. Etwa 1000 Mann Rheinbündler gingen hier zu ihm über.

Am 23. langte Napoleon in Erfurt an, wo er hoffte, in seine gänzlich aus Rand und Band gekommenen Scharen einigermaßen wieder Ordnung und Halt zu bringen. Er that, was er in der kurzen Zeit, die ihm vergönnt blieb, vermochte, und die erschöpften Flüchtlinge fanden wenigstens einige Ruhe und Rast. Aber schon am dritten Tage ging es wieder unaufhaltsam dem Rheine zu, hinter den Eiligen darein die rastlose Meute der Kosaken, welche den Bevölkerungen damals als Vorboten der Befreiung galten. Der letzte Angriff York's auf die Franzosen fand in der Nähe von Eisenach statt; es wurden hier noch 2000 Nachzügler gefangen genommen. Eine große Zahl von Feinden blieb auf der Flucht aus Erschöpfung liegen. Längs der großen Straße fand man häufig Leichen oder Sterbende.

Schlacht von Hanau. Am Main erwartete Napoleon ein anderer, neuer Feind. Von der Besorgniß erfüllt, die siegreichen Verbündeten möchten, von ihrer Gewalt Gebrauch machend, hinterher noch über ihn zu Gericht sitzen, hielt König Maximilian von Bayern es für gerathen, durch eine seinem Heere auferlegte Bluttaufe seine Schuld zu sühnen. Marschall Wrede hatte sich, wie erwähnt, bereits vor den Tagen von Leipzig mit seinem Corps in Marsch gesetzt, es aber versäumt, die wichtigen Pässe bei Wirtheim und Gelnhausen zu besetzen. Plötzlich sah er sich mit seinem 40,000 Mann starken Corps dem von Napoleon geführten, etwa 60,000 Mann betragenden Kerne der fliehenden französischen Armee gegenüber. Es kam bei Hanau am 30. Oktober zur Schlacht. Ergrimmt über den Abfall der Bundesgenossen in der Stunde der Noth, warfen sich die Franzosen mit um so größerer Kampfeswuth auf die Bayern, und es gelang ihnen in kurzer Zeit, die Schlachtlinie derselben zu durchbrechen. Auf jeder Seite hatte man etwa 8000 Todte und Verwundete; zu den Letzteren gehörte auch der bayerische Obergeneral. Ohne einen weiteren Angriff zu erfahren, erreichte Napoleon nun den Rhein, den er am 2. November bei Mainz überschritt.

Langsam folgte die Hauptarmee unter Schwarzenberg; bei derselben befanden sich die drei Monarchen. In Weimar fiel St. Aignan in die Hände der Verbündeten. Dieser, ein geheimer Agent Napoleon's, hatte sich absichtlich gefangen nehmen lassen, weil er hoffte, Metternich werde durch seine Vermittlung neue Verhandlungen mit Napoleon anzuknüpfen suchen. Seine Hoffnung erfüllte sich. Metternich war der nationale Aufschwung des preußischen Volkes in tiefster Seele zuwider, denn er fürchtete den wachsenden Einfluß Preußens innerhalb Deutschlands und im Rathe Europa's. Auch Alexander's Stellung zu Deutschland war eine andere geworden. Dieser begann zu fürchten, Deutschland möchte zu mächtig werden, und damit dies nicht geschähe, wünschte er, daß Frankreich stark bleibe. So wurden denn schon von Weimar aus dem französischen Kaiser höchst günstige Friedensbedingungen geboten. Unter Anderem erklärte man sich bereit, dem französischen Reiche alle deutschen Gebiete bis zum Rheine zusprechen zu wollen. Solche Anerbietungen wurden einem Feinde gemacht, der sich eben mit Noth über den Rhein gerettet hatte! — Es liegt zu Tage, daß ein auf derartiger Grundlage zu Stande gekommener Friede ebenso schimpflich für Deutschland wie ehrenvoll für Napoleon und Frankreich gewesen wäre. Napoleon erklärte zwar, auf Verhandlungen eingehen zu wollen, gleichzeitig aber verordnete er neue Truppenaushebungen. Dies bewirkte, daß die Kriegspartei im Hauptquartier, die zur Erringung des Friedens für Europa eine weitere Demüthigung Napoleon's für unerläßlich hielt, die Oberhand gewann.

In den ersten Novembertagen kam die böhmische Armee in Frankfurt an, und bald darauf trafen auch die drei Monarchen daselbst ein. Sie gaben sogleich Befehl, Höchst und Kassel, das die Franzosen noch besetzt hielten, zu nehmen, was auch geschah. Blücher war im Marsche

auf Köln, um hier den Rhein zu überschreiten; er, dessen Feuerseele den Krieg von Anbeginn in der großartigsten Weise betrieben haben wollte, sandte Gneisenau nach Frankfurt, um seine Ansicht über eine energische Fortsetzung des Krieges im Hauptquartier zur Geltung zu bringen. Danach wollte er von Köln über Aachen und Brüssel gegen Paris vordringen, während die große Armee weiter aufwärts über den Rhein gehen und gleichfalls die Hauptstadt des feindlichen Landes, Paris, als das gemeinsame Ziel ihrer Operationen betrachten sollte.

Zu **Frankfurt**, in der Umgebung der Monarchen, hatte die Friedenspartei, zu der Hardenberg, Knesebeck und fast alle russischen Generäle und Staatsmänner gehörten, wiederum die Oberhand gewonnen, und der Staatskanzler Metternich sprach offen aus: „Man habe ja bereits, was man haben wolle!"



Rheinbundtruppen. Nach A. Beck.

So blieb der Kriegsrath, bei dem es ziemlich stürmisch zuging, ohne Resultat und die Diplomatie bemächtigte sich der Frage.

Damals hätte es noch in der Macht der Verbündeten gelegen, den Krieg vor Ablauf des Jahres zu ihren Gunsten zu beendigen. Man durfte nur, ohne Napoleon Zeit zu lassen, ein neues Heer zu sammeln, in Frankreich einrücken. Leider aber drangen die Mahnungen der Patrioten nicht durch, und so blieb man, unschlüssig weiter berathend und erwägend, zwei Monate lang am Rhein stehen! —

Ehe wir indeß des Näheren auf die Umstände eingehen, die zu einem solchen Verhalten führten, haben wir ein Dreifaches — die Stellung der Rheinbundfürsten, das Schicksal der noch in französischer Gewalt befindlichen Festungen zwischen Rhein und Weichsel und Bernadotte's nächste Schritte — ins Auge zu fassen.

Die Rheinbundfürsten. In dem Aufruf zu Kalisch war den Rheinbundfürsten, die der deutschen Sache sich nicht sofort zuwenden würden, angedroht worden, sie ihrer Throne verlustig zu erklären. Als sie nun sahen, welche gute Aufnahme der König von Bayern im Lager der Verbündeten gefunden hatte, beeilten auch sie sich, ihren Eintritt in die Allianz zu bewerkstelligen; und wirklich wurden sie, trotzdem sie doch bis nach der Schlacht bei Leipzig ihre Streitkräfte Napoleon zur Verfügung gestellt hatten, unter voller Garantie ihrer fürstlichen Machtvollkommenheit in das Bündniß aufgenommen. Ausgeschlossen waren nur: König Hieronymus von Westfalen, der Fürst Primas (Dalberg, Großherzog von Frankfurt) und der Fürst von Isenburg. Ueber den gefangen nach Preußen abgeführten König Friedrich August von Sachsen sollte später entschieden werden.

Es war dies hauptsächlich das Werk Metternich's, der gerade die Aufrichtung der in die Schuld der Zeit so tief verflochtenen kleinen Fürsten als ein Hauptmittel betrachtete, den im preußischen Volke lebenden Einheitsbestrebungen mit Erfolg entgegenzuwirken. Aber diese kleinen Fürsten hingen zumeist noch jetzt im Stillen Napoleon an! Unter dem Ausdruck des „lebhaftesten und aufrichtigsten Bedauerns" machten sie ihm Anzeige davon, daß sie gezwungen seien, sich den Verbündeten anzuschließen. — Die vertriebenen Fürsten kehrten zurück, unter ihnen der Kurfürst von Hessen, der seinem Volke ein überaus harter Herr gewesen war. Dennoch empfingen seine Unterthanen ihn mit Freudenbezeigungen, spannten seine Pferde von dem Wagen und zogen ihn ins Schloß. Er lohnte es ihnen schlecht. Fast alle unter Jérôme's Regierung eingeführten Gesetze und Einrichtungen, unter denen sich unbestreitbar viele gute befanden, wurden, „weil sie revolutionären Ursprungs seien", sofort aufgehoben. Und doch, er machte einige Ausnahmen. Es wurden nicht nur die von Jérôme dem Lande auferlegten höchst drückenden Steuern, sondern auch einige der neu eingeführten Gesetze beibehalten, diejenigen nämlich, die den absoluten Gelüsten des Kurfürsten Vorschub leisteten. — Von König Friedrich von Württemberg rühmten später französische Schriftsteller: „er sei nach seinem erzwungenen Abfall noch unabhängig und fest geblieben, habe nur langsam gerüstet, die bei Leipzig zu den Verbündeten übergegangenen Truppen gezüchtigt und seine Treue für die französische Sache so lange wie möglich bewahrt."

Der Festungskrieg. Die Festungen der Elbe, Oder und Weichsel waren, nach einer Berechnung von Thiers, noch mit gegen 190,000 Mann Franzosen besetzt. Die Niederlage und Flucht Napoleon's entschied über das Schicksal der meisten dieser Plätze sofort. Zuerst fiel Dresden mit 35,000 Mann. Darauf ergaben sich die Besatzungen von Torgau, Wittenberg, Stettin, Danzig, Zamosk und Modlin. Magdeburg, Küstrin, Glogau, Wesel, Mainz sowie die Citadellen von Erfurt und Würzburg hielten sich bis zum Friedensschlusse; am längsten ward Hamburg von Marschall Davoust behauptet.

Die Belagerung von Danzig gehört zu den hartnäckigsten und ausdauerndsten, welche die neuere Kriegsgeschichte aufzuweisen hat. Auch nur die einfache Angabe der stattgehabten, zum Theil sehr bedeutenden Gefechte und Ausfälle würde den engbemessenen Raum dieses Werkes weit überschreiten. Gouverneur war der General Rapp, einer der tapfersten Heerführer Napoleon's. Die hauptsächlich aus den Trümmern der 1812 nach Rußland gezogenen großen französischen Armee zusammengestellte Besatzung bestand ursprünglich aus über 30,000 Mann. Das von jenem unglücklichen Zuge mit nach Danzig übertragene Nervenfieber erwies sich als ein weit schlimmerer Feind für diese Kerntruppen als das anfänglich nur sehr schwache und meist aus russischen Milizen bestehende Belagerungscorps. Schon Ausgang Mai stieß jedoch zu letzterem eine Division der ostpreußischen Landwehr, zu welcher später noch eine zweite Division hinzutrat. Den Umschwung in der Belagerung bezeichnete die ausschließlich von der preußischen Landwehr in der Nacht vom 10. zum 11. Oktober ausgeführte Erstürmung der Schottenhäuser. Den Befehl über das gesammte Belagerungscorps führte zuletzt der Prinz Alexander von Württemberg, den über die preußischen Truppen der Oberst Graf Ludwig von Dohna, welcher, gleich ausgezeichnet als



Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Einnahme von Wittenberg. Zeichnung von Georg Bleibtreu.

Mensch wie als Krieger, nach dem Schluß der Belagerung in seiner Eigenschaft als Kommandant von Danzig ein Opfer des dort wüthenden Typhus wurde. Am 2. Januar 1814 erfolgte die Uebergabe des Platzes, und die bis auf 15,107 Mann zusammengeschmolzene Besatzung legte als kriegsgefangen die Waffen nieder. Von den übergebenen sieben Adlern wurde den Preußen von den Russen ihr Antheil vorenthalten. Die preußische Landwehr allein hatte während der achtmonatlichen Belagerung über 4000 Mann verloren. Es kostete Mühe, die Russen zur Uebergabe der Festung an Preußen zu vermögen; als dies endlich auf Befehl Alexander's geschah, führten die Russen sämmtliches Geschütz hinweg.

Zu Wittenberg befehligte einer der entschlossensten französischen Führer, General Lapoype. Die Besatzung bestand aus drei französischen Regimentern. Nach Torgau's Falle hatte General Tauentzien in Person die Leitung der Belagerung übernommen. Da eine andauernde Beschießung den Feind nicht zur Ergebung zu zwingen vermochte, so ward für die Nacht vom 12. zum 13. Januar 1814 der Sturm beschlossen. Derselbe sollte in vier Kolonnen ausgeführt werden. Um Mitternacht setzten sich die verschiedenen Sturmsäulen in Bewegung, und mit dem Glockenschlage Eins wirbelten auf allen Angriffspunkten die preußischen Trommeln von dem erstürmten Hauptwall. Doch dieser Erfolg genügt den kampfbegierigen Scharen noch nicht; die Kolonnen dringen mit den fliehenden Vertheidigern zugleich in die Stadt ein. Das von den Franzosen stark befestigte Rathhaus ergiebt sich nach wenigen Schüssen den Siegern, das gleichfalls zu hartnäckiger Vertheidigung eingerichtete Schloß wird mit stürmender Hand genommen. Die Adler der beiden französischen Regimenter und eine polnische Fahne bildeten die Trophäen dieser kühnen Waffenthat. Der Kommandant mit der Besatzung mußte sich auf Gnade und Ungnade gefangen geben; in der Festung wurden 90 Geschütze vorgefunden.

Der Kronprinz von Schweden hatte, wie wir wissen, am Spätnachmittage des letzten Schlachttages von Leipzig noch nothgedrungen am Kampfe gegen Napoleon theilgenommen. Um so eifriger verfolgte er nach den Tagen von Leipzig mit seinen sorgsam geschonten Truppen seinen besondern Zweck. Er brach sogleich nach der Niederelbe auf und schlug die Dänen mit Hülfe eines Theils des Nordheeres bei Bornhöved. Dieser Sieg hatte den Friedensschluß von Kiel und durch denselben die Abtretung Norwegens an Schweden zur Folge.

Sieg bei Toulouse. Auch auf dem Kriegsschauplatz in Spanien hatten sich die Dinge von Grund aus umgewandelt. Nach des Herzogs von Wellington, des englisch-spanischen Feldherrn, glänzendem Siege bei Vittoria (21. Juni 1813) gerieth Napoleon's Bruder, König Joseph, in eine wahrhaft verzweifelte Lage. Sein Thron war verloren. Wellington schlug wiederholt die französischen Heere unter einem ebenbürtigen Gegner, wie es der napoleonische Heerführer Soult war, erzwang im Oktober den Uebergang über die Bidassoa und näherte sich gegen Ende des Jahres bereits der Stadt Bayonne. Hierauf zwang er den französischen Marschall, mit seinen gelichteten Streitkräften Stellung bei Orthez zu nehmen, trieb auch hier die Franzosen in die Enge (27. Februar 1814) und machte dem Kriege nach dem Kampftage von Toulouse am 10. April auf diesem Theile des Kriegsschauplatzes ein Ende.

Daß man preußischerseits bei der Erörterung der Frage, ob man über den Rhein gehen solle, sich lebhaft des Kriegszuges in die Champagne erinnerte, ist erklärlich. Damals hatte Preußen der gemeinsamen Sache die schwersten Opfer gebracht, während seine Verbündeten eine ihm höchst nachtheilige Haltung beobachtet hatten. Durfte sich Preußen zur Zeit von Seiten Rußlands und Oesterreichs eines Besseren versehen? —

Friedensstimmungen. Die Bestrebungen des österreichischen Staatskanzlers, einen für Napoleon günstigen Frieden zu vermitteln, hatten unterdessen täglich mehr Aussicht auf Erfolg gewonnen, und fast schien es, als sollten die berechtigten Wünsche des neu aufstrebenden preußischen Staates zu Gunsten Oesterreichs rücksichtslos beiseite geschoben werden. Im Interesse der Hauspolitik Oesterreichs lag es keineswegs, sein Bestreben hauptsächlich darauf zu richten, daß deutsches Land auf der linken Seite des Rheins Deutschland erhalten

bleibe; und wie es früher deutsche Landestheile jenseit des Rheins zu Gunsten seiner Anstrengungen, sich im nördlichen Italien festzusetzen, aufgegeben hatte, so war es auch jetzt bereit, das linke Rheinufer endgiltig Frankreich zu überlassen, wenn es nur seine verlorenen Besitzungen, Illyrien, Tirol und die Lombardei, wiedererlange. Bedenklich war für Preußen die Haltung, die Rußland in letzterer Zeit gegen seine westlichen Nachbarn eingenommen hatte. — Schon im Frühjahre war das Begehren der altrussischen Partei hervorgetreten, sich außer dem Großherzogthum Polen der östlichen preußischen Landestheile bis zur Weichsel zu bemächtigen. Damals lagen die Russen noch in der Absicht vor Danzig, dasselbe nach seiner Eroberung für eine russische Festung zu erklären. Alexander hatte mehr und mehr Deutschland gegenüber eine Protektormiene zur Schau getragen, und lag mehr die Gefahr vor Augen, daß es für die beseitigte Oberherrschaft Frankreichs nur diejenige Rußlands eintausche. Eben so wenig wie Oesterreich waren Rußland und England für den Wiederaufbau Deutschlands als einer starken Gesammtmacht eingenommen. Für Rußland war der Hauptzweck des Krieges erreicht: die Franzosen waren über den Rhein zurückgeworfen, der Rheinbund war aufgelöst, die Handelssperre thatsächlich beseitigt. Durch letzteres und durch die Wiedererlangung Hannovers war auch England, dessen Staatsschuld während der nahezu zwanzigjährigen Kriegszeit zu einer furchtbaren Höhe angeschwollen war, befriedigt. Unter solchen Umständen schien es den preußischen Staatsmännern gerathen, dem Könige seinem kampfbegierigen Heere gegenüber eine mäßigende Haltung zu empfehlen.

Die patriotischen Führer des preußischen Heeres, Blücher, Gneisenau und Andere, sannen dagegen auf ganz andere Dinge. Den Erwägungen Hardenberg's in Bezug auf Gefahren, die Preußen von Seiten Oesterreichs und Rußlands drohen könnten, räumten sie eine gewisse Berechtigung ein; doch schien ihnen unerhört, wegen künftiger möglicher Gefahren sich die jetzigen offenbaren Gefahren verhehlen zu wollen und nicht zu sehen, daß, wenn man Frankreich bei dem von Metternich befürworteten Umfange lasse, Napoleon über kurz oder lang nicht nur das Verlorene wieder zu erobern, sondern auch Rache zu nehmen trachten werde. Blücher äußerte sich in grimmiger Weise über die „diplomatischen Federfuchser und Tintenklecker", sprach von „Schuften, die den Galgen verdienen", und vor dem Zornmuth und der Geradheit des alten Feldmarschalls, der bei seinem Könige Friedrich Wilhelm in hoher Geltung stand, vermochte sich so manches glänzende Ansehen, so manche vornehme Feigheit, die sich in Weisheit zu hüllen strebte, nicht aufrecht zu erhalten. Einen nicht weniger machtvollen Vertreter, als es Blücher war, zählte die Kriegspartei in dem Freiherrn von Stein, der um diese Zeit nach Frankfurt kam. Leider vermochte er, da er nicht, wie es wünschenswerth gewesen wäre, als preußischer Staatsminister, sondern nur als politischer Rathgeber des russischen Kaisers bei den Verhandlungen mitwirkte, seine Ansicht nicht genügend zur Geltung zu bringen. Indessen auch öffentliche Stimmen kamen der Kriegspartei zu Hülfe. Arndt wies in der Schrift: „Der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze", auf das Schlagendste nach, was es mit der von Metternich angestrebten Geltendmachung der Theorie von den „natürlichen Grenzen" auf sich habe, und wie Recht, Ehre und Treue von den Verbündeten die Wiedergewinnung des linken Rheinufers für Deutschland verlangten. Dies, sowie die Haltung Napoleon's, namentlich die von ihm fortgesetzt betriebenen Rüstungen — er hatte im Oktober eine Aushebung von 280,000, im November eine zweite Aushebung von 300,000 Mann angeordnet — bewirkte, daß endlich die selbstsüchtigen „Erwägungen" Metternich's und die schwächlichen Hardenberg's mehr und mehr an Gewicht verloren, daß man sich allgemach an den Kriegsgedanken zu gewöhnen begann, ja, daß man sich endlich zu dem Beschlusse erhob, den Gebieter Frankreichs in seinem eigenen Lande anzugreifen.

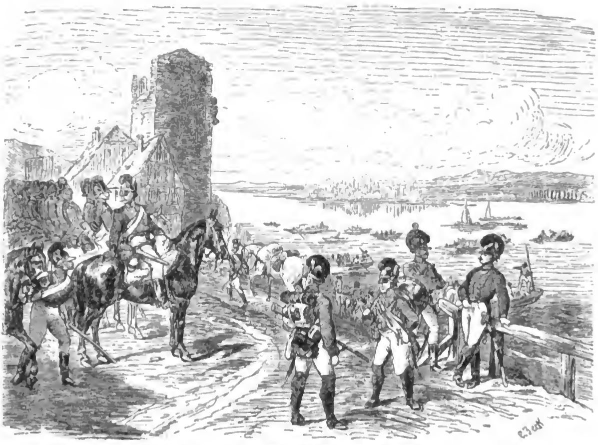
Fortsetzung des Krieges. Am 2. Dezember erließen die Verbündeten von Frankfurt aus eine Kriegserklärung, in der es heißt: „Nicht gegen Frankreich, sondern gegen jene laut verkündete Uebermacht, welche Kaiser Napoleon zum Unglück für Europa und für Frankreich selbst

nur allzu lange außerhalb der Grenzen Frankreichs ausgeübt hat, führen die verbündeten Mächte Krieg. Sie verbürgen dem französischen Reiche eine Ausdehnung, wie es dasselbe nie unter seinen Königen hatte; aber sie wollen selbst frei, glücklich und ruhig leben, daher den Frieden durch ein billiges Gleichgewicht der Völker sichern."

Es war somit wenigstens zu einer Kriegserklärung gekommen, wenngleich ihre Fassung den Wünschen der entschiedeneren Männer auf verbündeter Seite nicht entsprach. Denn wahrlich, nicht Napoleon allein, sondern auch das französische Volk trifft die Schuld an dem Kriegsungemach, das seit zwanzig Jahren über die Nachbarländer gekommen. Und doch verbürgte man dem letzteren gegenüber Frankreich eine Ausdehnung, „wie es dieselbe nie unter seinen Königen hatte!" — Auf wessen, wenn nicht auf Deutschlands Rechnung war dies auszuführen? So band man sich in einem sehr wichtigen Punkte von vornherein die Hände.

Napoleon und die französische Volksvertretung. Am 19. Dezember hielt der Kaiser an den versammelten Senat und Staatsrath sowie an den einberufenen gesetzgebenden Körper eine Rede, in der er betheuerte, sein ganzes Streben gehe dahin, der Welt den Frieden zu geben, nach dem sie sich sehne. Doch bald sollte er erkennen, daß er sich diesmal über die gehoffte Wirkung seiner Rede arg getäuscht hatte. Durch die Reden der Abgeordneten ward der trügerische Schleier zerrissen, mittels dessen Napoleon die Gefahr zu verhüllen gesucht hatte. Den tiefsten Eindruck machte eine Rede von Reynouard. Nachdem dieser die Feldzüge in Rußland und Deutschland mit den düstersten Farben geschildert hatte, fuhr er fort: „Man will uns nicht demüthigen, sondern nur in unsere Grenzen einschränken und den Ausbrüchen einer ehrgeizigen Thätigkeit, die seit zwanzig Jahren allen Völkern Europa's so schmerzlich gefallen ist, einen Damm entgegensetzen. Es ist nicht das Ausland, welches unserer Macht Schranken setzt, sondern die erschrockene Welt, welche das gemeinsame Recht aller Völker anruft. — Unser Unglück ist aufs Höchste gestiegen. Unser Handel ist vernichtet, der Ackerbau liegt danieder, der Gewerbefleiß ist im Verlöschen. Auf allen Grenzen des Vaterlandes sind wir bedroht. Es giebt keinen Franzosen mehr, der nicht an seinem Vermögen oder in seiner Familie eine schmerzliche Wunde zu heilen hätte. Die Aushebung ist für Frankreich eine unerträgliche Geißel geworden. Seit zwei Jahren mäht man unsere Jugend dreimal, wie Getreide. Ein grausamer und zweckloser Krieg verschlingt in abgemessenen Zeiträumen unsere der Erziehung, dem Ackerbau, dem Handel und den Künsten entrissene Jugend. Sind denn die Thränen der Mütter und der Schweiß der Völker das Erbgut der Könige?"

Zum ersten Mal seit langer Zeit waren auf diese Art die Fesseln des Censur- und Polizeizwanges, die Napoleon den Franzosen angelegt hatte, gesprengt worden. Es ward eine in dem Sinne obiger Rede verfaßte Adresse an den Kaiser angenommen und der Druck derselben mit großer Stimmenmehrheit beschlossen. Jedoch weit entfernt, dem Rufe der Nation irgend eine Einwirkung auf seine Handlungsweise einzuräumen, verbot Napoleon den Druck der Adresse, sprach darauf die Vertagung des gesetzgebenden Körpers aus, beschied die Mitglieder desselben am 1. Januar zu sich und hielt ihnen eine donnernde Strafrede, in der es hieß: „Ihr wolltet in Eurem Berichte den Kaiser von der Nation trennen! Aber ich allein bin der wahre Vertreter des Volkes. Der Thron ist ein Stück Holz mit Sammt überzogen. Es kommt darauf an, wer ihn inne hat. Mich hat das Volk erwählt, und ich allein bin im Stande, Frankreich zu retten, nicht Ihr, die Ihr Zwiespalt anfacht in Gegenwart des Feindes. Der Augenblick, in welchem der Feind ins Reich einfällt, ist nicht geeignet zu Verfassungsreformen. Eure Adresse ist meiner und des gesetzgebenden Körpers unwerth. Gehet heim! Selbst wenn ich Unrecht hätte, steht es Euch nicht zu, mir Vorwürfe zu machen. Frankreich bedarf meiner mehr, als ich Frankreichs. Wenn ich mich nach Euch richten sollte, so würde ich dem Feinde mehr abtreten, als er selbst verlangt. Allein gegenwärtig muß man Kraft zeigen. In drei Monaten sollt Ihr Frieden haben, oder ich bin untergegangen." — Wir werden uns genau drei Monate später dieses vermessenen Wortes erinnern!



Uebergang der Bayern über den Rhein. Nach A. Beck.

Heerfahrt nach Paris.

Die Franzosen, verarmt an äußeren Mitteln und an Begeisterung, und mit Widerwillen, mindestens mit Gleichgiltigkeit erfüllt gegen die kaiserliche Glorie, unter der die materiellen und geistigen Güter des Landes verkamen, vermochten es nicht, die von dem Gewalthaber mit Heftigkeit begehrten Geldmittel in ihrem ganzen Umfange herbeizuschaffen, und die befohlenen rücksichtslosen Steuereintreibungen verschlechterten nur die Stimmung. Auch die Rekrutirung hatte nur geringen Erfolg. Viele junge Leute entzogen sich dem Dienste durch die Flucht; die Reihen der alten Soldaten aber waren außerordentlich gelichtet. Napoleon schrieb Ende November an Marmont: „Wir sind in diesem Augenblick nirgends in der rechten Verfassung.“ Er hatte zwar gegen 70,000 Mann über den Rhein gerettet, auch waren durch die erfolgte Kapitulation einer Zahl von Festungen ziemlich starke Truppenkörper nach Frankreich zurückgekehrt; allein die beispiellosen Anstrengungen der Soldaten hatten nervöse Fieber unter ihnen erzeugt, denen noch vor Abschluß des Jahres viele Tausende von ihnen erlegen waren.

Unter diesen Umständen wäre es für die Verbündeten, wenn sie mit ihrer Gesammtmacht den geraden Weg auf Paris eingeschlagen hätten, ein Leichtes gewesen, den Feind niederzuwerfen und sich der Hauptstadt zu bemächtigen. Den direkten Marsch auf Paris befürworteten Blücher und Gneisenau auf das Dringendste. Allein dieser Plan war den gelehrten Theoretikern des Schwarzenberg'schen Hauptquartiers zu einfach. Diese konnten sich nicht dazu entschließen, einen Schritt vorwärts zu thun, ohne rückwärts zu schauen und zu sinnen, wie weit Deckung in vollem Maße vorhanden sei; auch hatten sie weniger im Sinne, den Feind zu vernichten, als eine ihm imponirende Stellung zu gewinnen, die ihn, wie sie hofften, endlich geneigt machen würde, einen „billigen“ Frieden anzunehmen. Daß dieser Meinung auch Metternich beipflichtete, ist unzweifelhaft. Hatte er es doch, sogar nach dem Erlaß der Kriegserklärung, dahin zu bringen gewußt, daß beschlossen worden war,

neben den zu eröffnenden Feindseligkeiten einen — Friedenskongreß zu Chatillon in Frankreich zu eröffnen. „Dieser Krieg", ruft Sybel, „sollte einmal bis zum Ende seinen Charakter bewahren; er sollte, ohne und gegen die gewöhnliche Kriegs- und Staatskunst, durch das Herz der Völker entschieden werden!" — In keinem der Männer aber, deren Rath sich frei äußern durfte, war Herz und Wille des Volkes so verkörpert, wie in dem Heldengreise Blücher, diesem Manne des Volkes in der besten Bedeutung des Wortes!

Gemäß dem Plane des Oberbefehlshabers, Fürsten Karl Schwarzenberg, sollte Bülow mit der Nordarmee, von der sich Bernadotte, wie wir wissen, getrennt hatte, von Norden her durch Belgien, Blücher mit der schlesischen Armee vom Mittelrheine her, die böhmische Armee unter Schwarzenberg durch die Schweiz in Frankreich eindringen. Der Marsch der letzteren Armee war zugleich darauf berechnet, eine Verbindung mit der englischen Armee unter Wellington herzustellen, dem die Weisung zugegangen war, um diese Zeit aus Spanien in Frankreich einzubrechen, was auch mit dem besten Erfolge geschah.

Da jetzt auch die Truppen der Rheinbundsstaaten den Verbündeten zur Verfügung standen, war ihre Stärke den Heeren Frankreichs gegenüber von erdrückender Uebermacht. Dennoch wurden für den Einmarsch in Frankreich nur 270,000 Mann verwandt, von denen während des Marsches noch 70,000 Mann zur Deckung und Bewachung fester Plätze zurückgelassen wurden, so daß zunächst nur 200,000 Mann zur eigentlichen Kriegführung übrig blieben. — Die Gesammtmacht, die Napoleon dem Feinde entgegenzustellen vermochte, betrug 150,000 Mann. Drei französische Corps unter tüchtigen Heerführern, wie Victor, Marmont und Macdonald, waren längs des Rheines aufgestellt; jedoch gereichte dem Imperator von vornherein der Schwarzenberg'sche Angriffsplan zum Vortheil, indem er ihm die Möglichkeit gewährte, sich mit überlegener Streitmacht auf die einzelnen Heerestheile der Verbündeten zu werfen. General v. Clausewitz that geradezu den Ausspruch, daß, wenn die französischen Streitkräfte überhaupt im Stande seien, den verbündeten Truppen gefährlich zu werden, sie es allein dem Kriegsplane Schwarzenberg's zu danken hätten.

Der Beschluß über den zum Einmarsch in Frankreich bestimmten Tag war strengstes Geheimniß der Führer geblieben; ja, man nahm den Schein an, als stehe ein solcher noch lange nicht bevor. Während Blücher im Kreise seiner Offiziere fleißig der Prüfung edler Rheinweine oblag oder am Spieltische die Glücksgöttin versuchte, die ihm zumeist hold war, oder endlich, trotz seines hohen Alters, sich in die Reihen jugendlicher Tänzer und Tänzerinnen mischte und sie durch seine Frische und seinen heiteren Sinn in freudige Verwunderung setzte, wurden in der Stille alle Vorbereitungen zum Uebergange getroffen.

Blücher geht über den Rhein. Plötzlich vernahm man die Kunde: Blücher ist über den Rhein gegangen! Es hatte dies Ereigniß in der Neujahrsnacht 1814 unter der freudigsten Stimmung der Truppen und der Bewohner der Rheinufer stattgefunden. Die schlesische Armee war unter Blücher's Augen bei Kaub, Angesichts der alten im Rheine gelegenen Burg, die „Pfalz" genannt, wo der Feind der Enge des Rheinthales wegen am wenigsten eines Uebergangs gewärtig war, über den vaterländischen Strom gesetzt.

Es lag viel Schnee, die Nacht war kalt und sternklar, doch im Rheinthale weniger hell, so daß die Bewegungen vom jenseitigen Ufer aus nicht wohl bemerkt werden konnten. Erst nach Mitternacht langten die mit Ungeduld erwarteten Pontons an, und sogleich begann unter eifriger Beihülfe der Rheinschiffer der Bau der Brücke, welche in der Richtung auf die Pfalz geführt wurde. Bis drei Uhr waren die Vorbereitungen so weit gediehen, daß der Feldmarschall den Befehl zum Beginn des Rheinüberganges geben konnte. Der Major Graf Brandenburg (der spätere Ministerpräsident von 1848—1850) fuhr zuerst mit 200 Füsilieren über, welche sich am jenseitigen Ufer zur Deckung des Ueberganges der übrigen Truppen festsetzen sollten. Die Ueberfahrt dauerte etwa eine Viertelstunde, sie wurde nicht bemerkt, kein Anruf erscholl, kein Schuß fiel, als die ersten Nachen an das Land stießen. Die Füsiliere aber, in ihrer Aufregung, meldeten sich selbst, indem sie, das

Verbot vergessend, das linke Rheinufer mit einem donnernden Hurrah begrüßten. Da fielen aus dem Zollhause ein paar Schüsse; die französische Wache wartete aber den Angriff nicht ab, sondern entfloh. Bei der Ueberbrückung des breiteren Stromarmes jenseit der Pfalz warf die Gewalt des Wassers die vorderen Pontons, deren Anker nachließen, herum, so daß der Bau verzögert wurde und erst am 2. Januar Morgens 9 Uhr fertig wurde. Den ganzen Tag und die folgende Nacht dauerte der Uebergang der noch übrigen Truppen des York'schen Corps, worauf das Langeron'sche unmittelbar folgte.

Das andere russische Corps (Sacken) hatte in der Neujahrsnacht seinen Uebergang bei Mannheim bewerkstelligt, wobei russische Jäger unter den Augen des Königs von Preußen eine feindliche Schanze erstürmten und die Besatzung gefangen nahmen. Das auch unter Blücher's Befehl gestellte russische Corps St. Priest überschritt den Strom zu gleicher Zeit unterhalb Oberlahnstein und bei Ehrenbreitstein und fand in Koblenz reiche Kriegsvorräthe.

Blücher drang mit seiner etwa 50,000 Mann starken Armee, das schwache Corps Marmont's vor sich hertreibend, sogleich in Lothringen ein und hielt am 17. Januar in Nancy, der Hauptstadt des ehemaligen Herzogthums, seinen Einzug. Wie viele seiner Kundgebungen, zeigte die Rede, die er an die ihn begrüßende Obrigkeit der Stadt aus dem Stegreife hielt, daß Herz und Kopf allezeit bei ihm auf der rechten Stelle waren und er eine treffliche Rednergabe besaß. Man hatte ihn in französischer Sprache angeredet, er antwortete in deutscher Sprache.

„Die gerechte Vorsehung“, sagte er, „hat endlich unsere Waffen auf französischen Grund und Boden geführt; durch den unersättlichen Ehrgeiz Desjenigen, welcher seit vierzehn Jahren über das Schicksal Frankreichs gebietet, ist endlich das ganze Europa aus seiner falschen Sicherheit aufgeweckt. Und welches ist der Grund davon gewesen? Nichts als der übertriebene und unermüdliche Ehrgeiz eines Einzigen! Er ist es, welcher sogar aus solchen Völkern Krieger gemacht hat, die es zuvor nicht waren: weil sie die Erniedrigung und die Schande, worunter sie seufzten, den Hohn und die Räubereien seiner Satelliten nicht länger zu ertragen vermochten. Gott in seiner Gerechtigkeit hat endlich ein strenges Gericht gehalten: sechsmalhunderttausend Franzosen sind in zwei Feldzügen von der Oberfläche der Erde verschwunden. Arme, beklagenswerthe Opfer der unermeßlichen Ehrsucht eines Eroberers, verschwenderisch mit dem Blute eines Volkes, dem er ein Fremdling ist! Und welchen Preis sehe ich in Frankreich für so viel vergossenes Blut? Eine ganze Generation, die jungen Leute von zwanzig bis dreißig Jahren, von der Oberfläche der Erde vertilgt, der Krieg hat sie verschlungen; das baare Geld ist verschwunden, der Handel vernichtet, die Industrie in Verfall, der Ackerbau ohne Ermuthigung, das Volk seufzend unter der Last ungeheurer Abgaben; Tausende von Konskribirten durch Gendarmen aus dem Schoße ihrer Familien zu den Waffen geschleppt und mit Gewalt unter die Fahnen des Ehrgeizigen gezwungen, der sie aus Mangel an Fürsorge für ihre Nahrung umkommen läßt; besoldete Spione in allen Gesellschaften, welche die Klagen und Seufzer, die das Unglück erregt, ihrem Chef Savary hinterbringen; Militär- und Spezialkommissionen, welche die Bürger, die es wagen, sich über die unumschränkte und willkürliche Herrschaft zu beklagen, zum Tode, zu den Galeeren, zu ewiger Gefangenschaft verdammen. Und dies ist der Preis der unaufhörlichen Kriege, durch welche so viele Völker der Erde so unglücklich geworden sind! Also nur für Generäle, Intendanten, Kommissäre, die sich durch Plünderungen unserer Länder und durch die schamlosesten Erpressungen bereichert haben, habt ihr so viel gelitten, unglückliches Volk! Oft haben wir den Frieden angeboten: wir würden ihn durch große Opfer erkauft haben. Er wurde aber entweder mit Hochmuth oder durch zweideutige und treulose Antworten verworfen, welche nichts als die Absicht, Zeit zu gewinnen, verriethen. Wir müssen ihn also mit den Waffen in der Hand auf eurem Grund und Boden, ja selbst, wenn es sein soll, in eurer Hauptstadt suchen. Nun wohlan! die religiöse und erhabene Tapferkeit unserer Truppen wird sie zu erobern wissen.“



Kosakenquartier im Kreuzgang der Kathedrale zu Basel. Nach A. Beck.

Uebergang der Verbündeten über den Rhein. Der Rheinübergang der über 200,000 Mann starken sogenannten „großen" oder böhmischen Armee unter Fürst Schwarzenberg hatte schon am 20. und 21. Dezember bei Basel und Schaffhausen stattgefunden; die Russen unter Wittgenstein waren am 2. Januar 1814 bei Rastatt über den Strom gesetzt. Gleichzeitig hatte auch Bülow mit der „Nordarmee" am Niederrhein die französische Grenze überschritten. Die böhmische Armee war langsam vorgerückt und hatte am 18. Januar die Höhen von Langres erreicht. Aber mit jedem Tagemarsche weiter ins Land hinein war es auch den Diplomaten gelungen, ihren Bedenklichkeiten an maßgebender Stelle wieder größeres Gewicht zu verleihen. Ihre von Furcht aufgeregte Phantasie zeitigte immer neue Schreckbilder, zumal auch Militärs, unter ihnen der bei Friedrich Wilhelm in hohem Ansehen stehende Knesebeck, riethen, von einem Marsche auf Paris abzustehen. Jetzt verkündeten sie: dem verbündeten Heere werde in Paris das Schicksal der Franzosen in Moskau und hinterher ein gleich schreckenvoller Rückzug bereitet werden; ja selbst Hardenberg verstieg sich um diese Zeit so weit, die Pläne der Kriegspartei als „romanhafte, fixe Ideen" zu bezeichnen.

Anders lauteten die Nachrichten aus dem Hauptquartier Blücher's, der sich sobald als möglich mit der böhmischen Armee zu vereinigen strebte, um sie mit sich fortzureißen. Schon lange stand es bei ihm fest, daß Napoleon nicht auf dem Throne bleiben dürfe; jetzt war es zur stehenden Rede bei ihm geworden: „Der Kerl muß herunter!" Daß er auch den Franzosen, namentlich den Parisern, nicht hold gesinnt war, wußten Alle, die ihm nahe standen, ob er dies gleich in der Ansprache zu Nancy kluger Weise verschwiegen hatte. Wiederholt drang Gneisenau darauf, den Krieg in kurzen und entscheidenden Schlägen zu beenden. „Die Vorsehung", schrieb er am 26. Januar, „hat uns die Mittel gegeben, die

gepeinigten Völker an einem Ungeheuer zu rächen. Thun wir es nicht, so sind wir solcher Wohlthaten nicht werth.“ Man hatte den Oberst Steigentesch ins Blücher'sche Hauptquartier gesandt, um dasselbe zur Friedenspolitik zu bekehren. Was war der Erfolg? Als Steigentesch Abschied nahm, bekannte er sich zu der Ansicht Blücher's und seiner Freunde und sagte: „Bei euch, Freunde, wird es einem alten Soldaten wohl; ihr habt das Gefühl von Kraft und Sicherheit, die sich daraus entwickelt.“

Nachdem Napoleon seine Gemahlin Marie Louise zur Regentin ernannt und seinen Bruder Joseph, den vertriebenen König von Spanien, zum Statthalter eingesetzt hatte, begab er sich am 25. Januar zur Armee. Er hatte an diesem Tage Gemahlin und Sohn zum letzten Male umarmt. Unterdessen hatte der Kaiser seine Hauptmacht bei Chalons zusammengezogen; es waren aber nur 55,000 Mann Fußvolk und 16,000 Mann Reiterei, welche er den 162,000 Mann der Verbündeten entgegenführen konnte.

Man kam endlich im Schwarzenberg'schen Hauptquartier zu einem Beschluß, durch den jeder der beiden Parteien ein Zugeständniß gemacht wurde. Der Krieg sollte fortgeführt, der Friedenskongreß zu Chatillon aber von Metternich unverzüglich eröffnet werden. So geschah es und bereits am 29. Januar kam es bei Bar sur Aube zwischen den Truppen der großen Armee gegen Mortier's Heertheil zum Gefecht, infolge dessen dieser sich genöthigt sah, mit den Garden seinen Rückzug fortzusetzen.

Blücher langte am 27. Januar mit einem Theile seiner Armee bei Brienne an und war nur noch fünf Stunden von Schwarzenberg entfernt. Brienne ist die Stadt, in der Napoleon mehrere Jahre lang Schüler der dortigen Kriegsschule gewesen war. Blücher, der nur 20,000 Mann bei sich hatte, ahnte nicht, wie nahe ihm Napoleon war, und daß der erste Angriff desselben ihm gelten sollte. Derselbe erfolgte am 29. Januar mit bedeutender Uebermacht.

Brienne und La Rothière. Napoleon ließ die Stadt („seine eigene Wiege“, wie Blücher in seinem Schlachtbericht sagte) in Brand schießen. Schon schien der Kampf zu Gunsten Blücher's beendigt; Blücher und Gneisenau wollten vom Schlosse aus vor einbrechender Dunkelheit nochmals die Gegend übersehen, doch wären sie dabei fast in Gefangenschaft gerathen, denn französische Infanterie hatte die Stadt umgangen und ein unbesetztes Thor gefunden, durch welches sie bis in das Schloß vorgedrungen war. Auch französische Kavallerie sprengte schon durch die Straßen, und General Sacken gerieth in dieselbe Gefahr wie Blücher. Beide wurden aber zum Glück nicht erkannt. Der Feldherr ließ noch einen Versuch machen, das Schloß wieder zu nehmen, dasselbe mußte aber nach langem Kampfe aufgegeben werden, und Blücher ging nach Mitternacht auf die Höhen von Trannes zurück, halbwegs in der Richtung auf Bar, wo der rechte Flügel der großen Armee stand. Hier erhielt Blücher etwa 50,000 Mann Zuzug vom böhmischen Heere; auch ward ihm gestattet, einen Angriff auf Napoleon auszuführen, der mit seinem nur 36,000 Mann starken Heere seinen unermüdlichen Gegner bei dem Dorfe La Rothière erwartete.

Es kam nun am 1. Februar bei La Rothière zur Schlacht. Dichtes Schneegestöber erschwerte den Führern den Ueberblick, den Soldaten den Gebrauch der Gewehre. Man suchte die Entscheidung zumeist durch Geschützfeuer und durch die blanke Waffe herbeizuführen. „Ihr nennt mich den Marschall Vorwärts“, redete Blücher seine Soldaten an; „jetzt will ich euch zeigen, was Vorwärts heißt!“ Damit sprengte er in das ihm aus dem Dorfe entgegenbrüllende Kanonenfeuer hinein, und die Seinen stürmten ihm unter Hurrahruf nach. Auch Napoleon setzte sich dem dichtesten Kugelregen aus. Der Kampf währte vom Mittag bis zum Abend; er endete mit dem Rückzuge Napoleon's. Der Verlust betrug auf jeder Seite 6000 Mann; Blücher's Heer aber hatte 3000 Franzosen gefangen genommen und 73 Kanonen erbeutet.

Wichtiger noch war der moralische Erfolg dieses Tages. Blücher hatte auf französischem Boden einen ersten Sieg über Kaiser Napoleon errungen. Die Schlacht bei La Rothière

gab dem Glauben an Napoleon's Unüberwindlichkeit bei den Franzosen einen harten Stoß; auf Seiten der Verbündeten erhob dagegen der Sieg den Muth außerordentlich.

Wieder lag es in der Hand der Verbündeten, durch Ausbeutung des Sieges, nämlich durch unverzügliche kräftige Verfolgung des Feindes, den Krieg schnell zu beenden. Es geschah nicht. Schon am nächsten Tage mußte Blücher den Oberbefehl wieder an Schwarzenberg abtreten, und man wiegte sich in der Hoffnung, Napoleon werde nun endlich zum Friedensschlusse die Hand bieten. — Zu dieser Annahme meinte man insofern guten Grund zu haben, als Napoleon seinen Abgesandten an den Friedensverhandlungen eifrig theilnehmen ließ. Er ließ dies jedoch nur geschehen, um Zeit zur Vervollständigung seiner Rüstungen zu gewinnen. Die Diplomatenweisheit begehrte neue Opfer an Geld und Blut.



Blücher im Wintersturm.

Wie Blücher über die Diplomatenkünste jener Zeit dachte, zeigt ein von ihm an den Freiherrn von Vincke gerichteter Brief, der hier — um die Leser auch mit der Schreibweise unseres unvergleichlichen Kriegsmannes bekannt zu machen — in buchstäblichem Abdrucke folgen möge. Er lautet: „Napoleon will negociren, alle wir guhtgesinnten wollen schlagen, der Ehdle Alexander auch, aber die Diplomatiquer haben hundert andere Projekte, soll die Sache guht für die Menschheit werden, so müssen wir nach Paris. Der Tihrann hat alle Hauptstädte besucht, geplündert und bestohlen, wir wollen uns so was nicht schuldig machen, aber unsere Ehre fordert das Vergeltungsrecht, ihm in seinem neste zu besuchen."

Schlimme Tage der schlesischen Armee. Gerade in dieser Zeit leuchtete Napoleon's Genie und Energie, gegenüber der Schlaffheit im Lager der Hauptmacht der Verbündeten, in hellstem Lichte. Es gab sich seine Ueberlegenheit als Feldherr in einer Reihe von Schlägen kund, welche er der schlesischen Armee vom 10. bis 18. Februar beibrachte.

Wegen der Schwierigkeit der Verpflegung, zumal in winterlicher Zeit, war die schlesische Armee von der böhmischen wieder getrennt weitermarschirt. Blücher, der sich von der Seite her durch das böhmische Heer gedeckt glaubte, hatte nun sein Heer in vier von einander getrennten Kolonnen vorwärts rücken lassen. Sogleich beschloß Napoleon, sich dies zunutze zu machen. Mit überlegener Streitmacht warf er sich der Reihe nach auf die einzelnen Heerhaufen und brachte ihnen starke Verluste bei. Zuerst wurden die Russen bei Champaubert geworfen und beinahe aufgerieben. An diesem heißen Tage gerieth Blücher mit seinem ganzen Stabe in Gefahr, gefangen zu werden. Durch die Kaltblütigkeit der Führer und den hingebenden Muth der Truppen wurde das Corps vor Vernichtung bewahrt. Nicht minder arg kam Sacken bei Montmirail ins Gedränge, und nur der Umstand, daß sich York nicht nur gegen Macdonald zu behaupten gewußt, sondern ihm auch starke Verluste beigebracht hatte, machte die erlittene Schlappe weniger empfindlich. Bei dieser Gelegenheit hatte sich die preußische Reiterei mit Ruhm bedeckt: die schweren Kürassiere Napoleon's waren von preußischen Husaren und die berühmten polnischen Lanciers von Landwehrreiterei zur Flucht gezwungen worden. Einen glücklichen Ausgang hatte Yorks Umsicht freilich nicht herbeizuführen vermocht, wol aber verursachte der Rückzug der schlesischen Armee empfindliche Einbußen. Bei völliger Unkenntniß von Weg und Steg diente der Lärm und das Aufschreien der Russen als Wegweiser. Unendliche Mühe kostete es, die Kanonen, Train- und Bagagewagen auf den grundlos gewordenen Wegen fortzubringen. Ganze Schwadronen mußten absitzen und ihre Pferde zum Vorspanndienste hergeben. Es war eine dunkle, unfreundliche Nacht; um sich einigermaßen zurecht zu finden, zündete man am Wege Feuer an. York machte sich auf das Schlimmste gefaßt, höchste Unruhe hatte sich seiner bemächtigt. Und in der That erreichten die Russen unter Sacken nur nach großen Anstrengungen Chateau-Thierry. Hier gingen sie über den Fluß, der Kampf begann von Neuem, wobei den Preußen die Deckung des Rückzuges zufiel, der nur unter weiteren Einbußen fortgesetzt werden konnte.

Schlimmer noch als Sacken erging es dem greisen Blücher bei Etoges am 14. Februar. An diesem unheilvollen Tage wollte „der Alte" schier verzweifeln; er hielt in der Mitte des dichtestens Kugelregens, als suche er den Tod. Erst nach schmerzlichen Verlusten konnte der Rettung verheißende Wald von Etoges erreicht werden. „Na, Gneisenau", rief Blücher, „nun es heute nicht mit mir zu Ende gegangen ist, hat's damit noch eine Weile Zeit; es wird nun schon wieder gehen, und wir werden noch Alles wieder gut machen."

In der That, es war Vieles gut zu machen. Denn allein an dem heißen Kampftage bei La Fère Champenoise büßte Blücher, der nur 15,000 Mann bei der Hand hatte, wol 6000 Mann an Todten und Verwundeten ein. Im Ganzen verlor er binnen acht Tagen 16,000 Mann und 60 Geschütze, sammt einer Menge Gepäck. Krankheit und steigender Verdruß verschlimmerten die peinliche Lage, worunter Jeder litt, Hoch und Gering. Die schlesische Armee sah sich genöthigt, bis Châlons sur Marne zurückzuweichen. Dort sammelte der Feldherr seine geschwächten Heerestheile und ergänzte sie durch Bataillone, die neu herangerückt waren.

Napoleon ließ die Gefangenen und die eroberten Kanonen in Paris einige Tage hintereinander über die Boulevards führen. Weiter ward der französische Gesandte zu Chatillon angewiesen, sofort höhere Forderungen zu stellen. Vielleicht war dem Kaiser Kunde davon geworden, daß unter einem Theil der ehemaligen Rheinbundstruppen eine den Verbündeten nicht günstige Stimmung Platz gegriffen hatte. In dieser Zeit wurde seitens der Verbündeten ein Brief des Königs Friedrich von Wüttemberg — des Schwiegervaters des ehemaligen Königs von Westfalen — an Napoleon aufgefangen, in welchem derselbe dem Kaiser wegen seiner jüngsten Erfolge Glück wünschte und von der „Wiederkehr unter seine glücklichen Fahnen" redete — — wiewol sein patriotisch gesinnter Sohn, der Kronprinz Wilhelm, gegen Napoleon im Felde stand und ein Corps der verbündeten Armee befehligte.

Der Kongreß zu Châtillon. Hatte denn aber die Hauptarmee gar nichts gethan, um Blücher bei seinem kühnen Vordringen zu unterstützen? Unablässig drängte der Kaiser Alexander den Fürsten Schwarzenberg zu thätigem Handeln, aber diesem, wenn auch seine Ansichten über Kriegführung dem entsprochen hätten, waren die Hände durch die unentschiedene, ja oft zweideutige Haltung der österreichischen Staatsleitung gebunden. Die Gerechtigkeit gebietet zu sagen, daß der Generalissimus sich in der mißlichsten Lage befand. Es war eine überaus dornenvolle Aufgabe, den Armeeoberbefehl über ein aus so mannichfachen Elementen zusammengesetztes und von den widersprechendsten Sonderinteressen beeinflußtes Heer zu führen! Mit anzuerkennender Selbstverleugnung ließ Schwarzenberg schweigend alle Vorwürfe über sich ergehen, die er bald von Kaiser Alexander, bald von König Friedrich Wilhelm entgegennehmen mußte. Nicht selten sah man ihn bleich und, von innerer Pein entstellt, von einer Unterredung mit dem Könige von Preußen zurückkommen; er hörte gelassen alle Vorwürfe und Zornesreden an, um die österreichische Politik nicht vor den Verbündeten zu kompromittiren. Wie leicht hätte er sich mit den höheren Weisungen, die er doch hatte, entschuldigen können! Sein Kaiser hatte ihm in einem Reskript den geheimen Befehl ertheilt, die Seine mit der Hauptmacht nicht zu überschreiten! Auch über die russischen und preußischen Truppen, welche bei der Großen Armee standen, hatte er dadurch eigenmächtig verfügt. Oesterreichische Schriftsteller haben dieses Reskript geleugnet, es ist aber dem Kaiser Alexander zugegangen, wie dieser ausdrücklich erklärt hat. So mußte denn Schwarzenberg, um den Anforderungen der Verbündeten zu genügen, wenigstens eine Bewegung ausführen, eine Scheinthätigkeit, die ihn jedoch nicht vorwärts brachte.

Unter solchen Umständen ist begreiflich, daß die Diplomaten, die man zum Friedenskongresse von Châtillon abgeordnet hatte, nichts ausrichten konnten, wiewol vom 5. Februar bis 19. März durch die Minister und Staatsmänner Castlereagh (für England), Graf Stadion (für Oesterreich), Wilhelm von Humboldt (für Preußen), Graf Razumoffski (für Rußland) und Caulaincourt, Herzog von Vicenza (für Frankreich) Vieles hin und her verhandelt und geschrieben worden war. Schon nach den ersten Tagen war es klar geworden, daß auf diesem Wege zu einem dauernden Frieden nicht zu gelangen sei. Napoleon hatte, durch seine Waffenerfolge ermuthigt, hartnäckig darauf bestanden, daß ihm wenigstens das Gebiet verbleibe, welches er 1799 von der Republik übernommen und welches zu erhalten er als Kaiser mit einem Eide gelobt hatte; es waren dies die Alpen- und Rheingrenze mit Nizza und Savoyen, Straßburg, Landau, Mainz, Luxemburg, die belgischen Festungen bis zum Hafen von Antwerpen; er konnte bei der in Frankreich herrschenden Stimmung nicht mehr daran zweifeln, daß ein Friede, der dem Lande als ein schmachvoller erscheinen mußte, unfehlbar den Sturz seiner Herrschaft zur Folge haben würde. Die Verbündeten dagegen konnten nach den gebrachten ungeheuren Opfern nicht weniger verlangen, als daß Frankreich auf die Grenzen von 1792 eingeschränkt werde.

Welche wahrhaft überspannten Hoffnungen Napoleon bereits wieder hegte, läßt sich aus einer Aeußerung entnehmen, die er schon nach den ersten Siegestagen im Februar seinem Marschall gegenüber that: „Wenn wir morgen noch einen Sieg erfechten“, sagte er, „gehen die Verbündeten schneller, als sie gekommen sind, über den Rhein zurück — und ich stehe wieder an der Weichsel! — Und nach den letzten Erfolgen beherrschte ihn vollends die äußerste Verblendung über seine Lage. In der Hoffnung, seine Gegner in einzelnen Kämpfen und rasch ausgeführten Schlägen vollends aufreiben zu können, sprach er jetzt die von fortgesetzter Selbsttäuschung zeugenden Worte: „Was denkt man im Lager der Verbündeten? — Ich bin jetzt näher an Wien — als sie an Paris!!“ —

Es war klar, daß solch maßlosen Erwartungen des stolzen Imperators gegenüber der Kongreß zu einem Ergebniß nicht führen konnte, was unser Vaterland am wenigsten zu beklagen hatte. Wenn der Friedensversuch auch gelungen wäre, eine andauernde Beruhigung Deutschlands und Europa's hätte der Kongreß von Châtillon doch nicht zu Stande gebracht!

Und so schlugen die Unfälle, welche die Waffen der Verbündeten erlitten, zum Segen für die gute Sache aus. Mit der achten Konferenz am 15. März wurden die Friedensverhandlungen ganz abgebrochen — acht Tage nachher aber befanden sich die Heere der Verbündeten auf dem Wege nach Paris.

Wenden wir nach dieser vorgreifenden Schilderung des resultatlosen Verlaufs der Friedensverhandlungen unsere Aufmerksamkeit den weiteren Ereignissen auf dem Kriegsschauplatze zu, die leider, wie bereits angedeutet, für die Verbündeten nicht gerade sehr erfreulich waren. Die Hauptarmee der Verbündeten hatte sich langsam in der Richtung gegen die Seine weiterbewegt. Ein Theil unter Wrede und Wittgenstein errang bei Nogent den Uebergang über diesen Strom und wandte sich auf Nangis, wohin die von Napoleon zur Beobachtung des Hauptheeres unter Schwarzenberg zurückgelassenen französischen Generäle Victor und Oudinot sich zurückzogen. Der Kronprinz Wilhelm von Württemberg marschirte gegen Montereau an der Yonne. Hierher wollte Schwarzenberg am 15. Februar sein Hauptquartier verlegen; er gedachte Fontainebleau zum Operationsobjekt zu wählen. Von Blücher war man ohne Nachrichten, doch verbreitete sich ein Gerücht, Napoleon sei von ihm geschlagen worden und ziehe sich nach Paris zurück, wo er eine Hauptschlacht liefern wolle.

Weitere Erfolge Napoleon's. Napoleon aber, von der schlesischen Armee ablassend, die er geschwächt im Rückzuge nach dem Rheine glaubte, eilte nun, auch die große Armee zu schlagen, statt die erstere ganz zu zertrümmern. Zu deren Beobachtung ließ er Marmont zurück und führte seine übrigen Truppen gegen die Hauptarmee. Mit den dieser gegenüber zurückgelassenen Corps von Victor und Oudinot betrug seine Streitmacht wol 70,000 Mann. Am 17. Februar griff er bei Nangis Wittgenstein's Avantgarde unter Pahlen an, welche vollständig zersprengt wurde; bei Villeneuve wurden die Bayern von Victor zurückgedrängt. Napoleon nahm an diesem Tage schon die seinem Gesandten Caulaincourt gegebene Vollmacht zurück. Er schrieb ihm — ganz im alten Stile —: „Ich habe 30—40,000 Gefangene gemacht. Ich habe 200 Kanonen genommen und eine große Menge von Generälen, und mehrere Armeen fast ohne Schwertstreich vernichtet.“ Man kann in Uebertreibung wirklich nicht mehr leisten!

Wenn nun auch die errungenen Vortheile in keinem Verhältniß zu den lärmenden Siegesberichten standen, welche Napoleon im Lande verbreiten ließ, so waren es doch immerhin Vortheile, die er, schon um des moralischen Erfolges willen, sehr hoch anschlagen durfte, und die ihn bei der ihm nur zu wohl bekannten Unentschlossenheit im Hauptquartier der Verbündeten zu weiteren Hoffnungen berechtigten. Indessen seine Hoffnungen sollten, vornehmlich infolge der Täuschung, in welcher er über den Zustand des Blücher'schen Corps befangen war, gründlich vereitelt werden.

Napoleon hielt sich nämlich überzeugt, das schlesische Heer werde infolge der erlittenen Unfälle für längere Zeit gänzlich unfähig sein, wieder zum Angriff vorzugehen, und er hoffte nun zuversichtlich, den zerstreut stehenden Heerestheilen der Verbündeten unter Schwarzenberg ein gleiches Geschick zu bereiten. Bei fortgesetzten neuen Erfolgen würden dann — darauf rechnete er mit Bestimmtheit — auch die Volksbegeisterung und die blinde Vergötterung seiner Person wieder zurückkehren.

Zu Hülfe kam ihm der Umstand, daß die Bevölkerung Frankreichs von den Truppen der Verbündeten mancherlei Drangsale zu erleiden hatte und daher in große Erbitterung gegen den Feind gerieth. Der Anlaß dazu war die Noth des Heeres, das in den kalten Wintertagen an Allem Mangel litt. Es geschah, daß ganze Häuser und Dörfer, indem ihr Balkenwerk zu Beiwachtfeuern verwandt wurde, über Nacht von der Erde verschwanden. Die Führer thaten freilich ihr Möglichstes, um Ausschreitungen zu verhindern; allein sie konnten doch auch nicht verlangen, daß ihre Truppen sich der Kälte und dem Hunger widerstandslos zum Opfer ergäben. Gewaltig donnerte gelegentlich der strenge York seine Truppen an.

„Ich habe geglaubt, die Ehre zu haben“, sagte er zu den am 2. März vor ihm versammelten Offizieren, „ein preußisches Armeecorps zu kommandiren; ich kommandire aber eine Räuberbande!“ York ging den Seinen mit dem besten Beispiele voran, forderte stets von seinen Wirthen die Rechnung und zahlte baar — im Gegensatze zu dem Verfahren der französischen Marschälle und Generäle in Deutschland, die überall die besten Leckerbissen aufgetischt verlangt und hinterher häufig ihre gezwungenen Gastgeber beraubt hatten. Weiter als die deutschen Truppen, deren Gewaltthätigkeiten zumeist nur durch bittere Noth veranlaßt wurden, gingen die Russen, die sich schon in dem ganzen Feldzuge, sowol in Freundes- als in Feindesland, durch ihre Plünderungs- und Zerstörungssucht den ärgsten Ruf erworben hatten. Redete doch der Freiherr von Vincke in Bezug auf Dasjenige, was sie in preußischen Landestheilen ausgeübt hatten, von ihnen nur als von „eingefleischten Teufeln“. — Daß sie nun im Lande Derer übel hausten, von denen sie vor kurzer Zeit in ihrer Heimat so schwer heimgesucht worden waren, kann nicht Wunder nehmen! Napoleon ließ die von ihnen begangenen Greuelthaten in einer die Wirklichkeit noch weit übertreibenden Weise ausmalen und sie in den Zeitungen der Bevölkerung Frankreichs vorführen. Er setzte außerdem noch ein Mittel in Scene, dessen Anwendung freilich auch nur einem Manne seiner Art möglich war. Es wurden französische Verbrecher in Kosakenkleidung gesteckt und mit dem Auftrage auf die Landbevölkerung gehetzt, diese durch Räubereien und durch Grausamkeiten jeglicher Art zur Verzweiflung und dadurch zur Erhebung gegen die Verbündeten zu treiben. —



Kronprinz Wilhelm von Württemberg.

Napoleon bei Montereau. Hiernach schickte sich Napoleon an, den von ihm beabsichtigten Hauptschlag gegen die böhmische Armee auszuführen. Am weitesten vorgerückt war der von dem Kronprinzen von Württemberg und den Generälen Wrede und Wittgenstein geführte Heerestheil. Plötzlich ward derselbe bei Montereau von Napoleon auf das Heftigste angegriffen. Für den Kronprinzen ergab sich die Aufgabe, die Seinebrücke zu halten, um den Rückzug Schwarzenberg's zu decken. Sein Corps erlitt starke Verluste, doch ward der beabsichtigte Zweck erreicht; er hielt den Feind den ganzen Tag auf.

Kronprinz **Wilhelm von Württemberg**, dieser vaterländisch gesinnte Fürstensohn, stand damals im 33. Lebensjahre. Nur um dem tyrannischen Begehren seines Vaters zu willfahren, war der bisher in Zurückgezogenheit vom Hofe lebende, für die Noth des Vaterlandes um so wärmer fühlende Prinz im Jahre 1812 an die Spitze der Heeresfolge getreten, die sein Vater als einer der Rheinbundfürsten dem nach Rußland ausziehenden Napoleon leisten mußte. Nach seinem Einrücken in Feindesland zu Wilna gefährlich erkrankt, fehlte es Prinz Wilhelm an Gelegenheit, sich während des verhängnißvollen Kriegszuges Lorbern zu verdienen. Er hatte dem Uebergange der Württemberger während der Völkerschlacht bei Leipzig freudig beigestimmt, und als er bald nachher an die Spitze des 7. Armeecorps der Verbündeten, bestehend aus dem württembergischen Kontingent sowie mehreren russischen und österreichischen Regimentern, berufen ward, da empfand

sein Herz die Genugthuung aller Derjenigen, welche einer guten und gerechten Sache mit Aufwand aller Kräfte und Fähigkeiten dienen. Der Prinz zeigte sich der Stellung gewachsen, für welche man ihn auserkoren; die Württemberger geizten nach der Ehre, ihrem Lehrmeister und langjährigen Kriegsherrn zu zeigen, was sie von ihm gelernt hatten. Sie bestanden ihre Probe vorzüglich und wichen nicht. Erst als der beabsichtigte Zweck vollkommen erreicht und fernerer Widerstand gegen die Uebermacht des Feindes unmöglich und nutzlos war, sammelte und ordnete der Prinz unter dem Schutze seiner Reiterei seine stark erschütterten Kolonnen und befahl den Rückzug, welcher in der Richtung auf Bray angetreten wurde. Die tapferen Württemberger hatten an diesem ihrem Ehrentage ein Drittel ihrer Stärke eingebüßt.

Inzwischen war an Blücher der Befehl ergangen, zu dem böhmischen Heere zu stoßen, um gemeinschaftlich mit diesem dem Feinde eine Schlacht zu bieten. Das war eine Freudenbotschaft für ihn, wie er sie lange gewünscht hatte, und sogleich machte er sich mit seinem Heerestheile auf den Marsch. Als aber Gneisenau bei Schwarzenberg erschien, um den Plan zur Schlacht zu verabreden, mußte er zu seinem tiefen Unwillen hören, daß schon wieder ein völliger Umschlag der Ansichten eingetreten war. Die Muthlosigkeit der Kleingläubigen hatte wiederum im Rathe der Fürsten obgesiegt. Man sprach aufs Neue von Waffenstillstand und Rückmarsch. Als Grund ward angegeben: Marschall Augereau habe mit 20,000 Mann den österreichischen General Bubna zurückgedrängt, die böhmische Armee sei daher im Rücken gefährdet. —

Eine unbeschreibliche Entrüstung bemächtigte sich Blücher's. Schon ging derselbe mit dem Gedanken um, „dem Bonaparte und den lieben Brüdern (den Oesterreichern) zum Trotz" auf eigene Verantwortung vorzurücken; seine Freunde hatten die größte Mühe, ihn von einem übereilten Schritte zurückzuhalten. Endlich kam man auf einen Mittelweg. Oberst von Grolmann begab sich zu Alexander und trug ihm den Wunsch Blücher's vor: die Monarchen möchten gestatten, daß er sich durch die Heerestheile Bülow's und Winzingerode's verstärke und allein zum Angriff auf Napoleon vorgehe.

Alexander, der in letzter Zeit einer der eifrigsten Fürsprecher eines entschlossenen, energischen Vorgehens geworden war und im Nothfall sogar mit seinen Russen allein den Kampf gegen Napoleon fortführen zu wollen gedroht hatte, zürnte ohnehin dem Oberfeldherrn der verbündeten Armeen wegen seines Zögerns und seiner Unentschiedenheit, und so kam der Oberst mit guter Nachricht zurück: die Monarchen hatten den Plan Blücher's genehmigt. Nachdem nun der unermüdliche Feldherr die bezeichneten Corps an sich gezogen hatte, stand er an der Spitze einer über 100,000 Mann starken Heeresmacht.

Bei Bar sur Aube. Kaum erhielt Napoleon Kunde von der Absicht Blücher's, so beschloß er, sich ungesäumt auf diesen seinen gefährlichsten Gegner zu werfen. Inzwischen war es auch dem Könige von Preußen gelungen, den weiteren Rückzug des böhmischen Heeres zu verhindern; ja, Schwarzenberg entschloß sich sogar, bei Bar sur Aube sich mit dem Marschall Oudinot zu schlagen, den Napoleon, der sich gegen Blücher gewandt hatte, mit 30,000 Mann ihm gegenüber zurückgelassen hatte. Der Kampf fiel, wie bei der bedeutenden Uebermacht des böhmischen Heeres nicht anders zu erwarten gewesen war, zu dessen Gunsten aus. Mit einem Verlust von 3000 Mann und einigen Kanonen wurde Oudinot nach tapferer Gegenwehr zum Rückzuge genöthigt (27. Februar 1814).

In dieser Schlacht führte der siebzehnjährige Prinz Wilhelm, der jetzige deutsche Kaiser, der sich in Begleitung seines Vaters allen Gefahren des Kampfes ausgesetzt hatte, unter dem heftigsten Gewehrfeuer der Feinde einige Aufträge des Königs mit großer Unerschrockenheit aus, infolge dessen ihm das eiserne Kreuz verliehen ward.

Unbedeutend wie die Folgen dieser Schlacht waren, da Schwarzenberg seinen Sieg nicht ausnützte, sondern zunächst unthätig in der Nähe des Schlachtfeldes stehen blieb, übte der errungene Sieg doch einen nicht zu unterschätzenden Einfluß aus, indem er auch in

diesem, dem schwerfälligsten Theil des Heeres der Verbündeten neue Begeisterung und Kampfesfreude erweckte und einen besseren Geist unter die Truppen brachte.

Indessen die Hauptentscheidung lag jetzt bei dem in der genannten Weise verstärkten Heerestheil Blücher's, der nunmehr thatsächlich der eigentliche Oberbefehlshaber war, während Schwarzenberg nur noch dem Namen nach den Oberbefehl führte. Daß man auch im Hauptquartier der Verbündeten die Sache nicht anders auffaßte, zeigt ein Brief Friedrich Wilhelm's, den er um diese Zeit an Blücher richtete. „In Ihrer Hand", heißt es darin, „liegt von nun an der Ausgang dieses Feldzuges. Die verbündeten Monarchen rechnen mit Zuversicht darauf, daß Sie durch eine ebenso kräftige als vorsichtige Leitung Ihrer Operationen das in Sie gesetzte Vertrauen rechtfertigen und bei der Entschlußkraft, die Ihnen eigen ist, es nie aus den Augen verlieren werden, daß von der Sicherheit Ihrer Erfolge das Wohl aller Staaten abhängig ist."



Prinz Wilhelm von Preußen bei Bar sur Aube. Zeichnung von W. Heine.

Vertrag von Chaumont. Allen ferneren Versuchen der Diplomaten, durch Friedensverhandlungen die kriegerischen Unternehmungen zu lähmen, war mit der Ernennung Blücher's zum thatsächlichen Oberbefehlshaber natürlich ein Riegel vorgeschoben; und in der That schienen nunmehr auch die verbündeten Monarchen dahin einig geworden zu sein, den Krieg mit aller Energie zu Ende zu führen, um nach der Niederwerfung Napoleon's — Alexander hatte sogar bereits das Wort Entthronung ausgesprochen — in der Hauptstadt Frankreichs den allseitig sehnsuchtsvoll erwarteten Frieden zu diktiren. Zu diesem Zwecke hatten sich Preußen, Rußland, Oesterreich und England in einem neuen Vertrage zu Chaumont vom 1. März dahin geeinigt, daß die erstgenannten drei Staaten bis zur Herbeiführung eines gesicherten europäischen Friedens je 150,000 Mann unter den Waffen halten sollten, während England sich für den gleichen Zeitraum zu reichlichen Subsidienzahlungen verpflichtete.

Napoleon, der die Gefahr der veränderten Sachlage wol zu würdigen wußte, hielt es daher für rathsamer, sich mit allen Kräften, die er noch aufzubieten vermochte, zunächst

gegen Blücher zu wenden, der alsbald in gewohntem Kampfeseifer vorwärts gegangen war, und die ihm gegenüberstehenden Marschälle Marmont und Mortier zurückgedrängt hatte.

Schlacht von Craonne und Laon. Am 7. März führte Napoleon den gefaßten Plan aus, indem er Blücher's linken Flügel bei Craonne angriff und die Russen unter Winzingerode und Sacken mit einem Verluste von 5000 Mann zurückwarf. Aber der Sieg hatte die Franzosen blutige Opfer gekostet, denn die Russen hatten mit Löwenwuth jeden Fußbreit Boden vertheidigt. Wie tapfer sie gefochten, geht schon daraus hervor, daß Napoleon selbst seinen Verlust auf 8000 Mann angab. Es war eine der blutigsten Schlachten des ganzen Feldzuges vom Jahre 1814. Indessen die erlittene Schlappe machte der „stets entschlossene und ewig verdrossene" York wieder wett. Die geschlagenen russischen Corps hatten sich auf Laon zurückgezogen, wo Blücher Stellung genommen hatte. Die Franzosen rückten nach, und es erfolgte nun am 8. März ein Angriff auf Laon, der indessen abgeschlagen wurde. Am folgenden Tage wurde der Kampf wieder aufgenommen, und bis zum späten Abend wurde mit großer Erbitterung auf beiden Seiten gestritten, ohne daß es zu einer Entscheidung kam.

Nun ward im Blücher'schen Hauptquartier beschlossen, in der kommenden Nacht einen Ueberfall auf den rechten Flügel Napoleon's auszuführen. York leitete ihn. Plötzlich — um Mitternacht — wurden die Franzosen durch Hörner- und Trommelschall und Hurrahruf aufgeschreckt. Ein wahres Entsetzen kam über sie. Die Gegenwehr dauerte nur kurze Zeit; das ganze Corps Marmont's, das den rechten Flügel des französischen Heeres bildete, ward theils niedergehauen, theils in die Flucht gesprengt. Die Preußen erbeuteten 45 Kanonen und machten 2500 Gefangene. —

Das Allerschlimmste, was während einer Schlacht ein Heer treffen kann, ist, wenn der Feldherr zur ferneren Leitung derselben unfähig wird. Dieses Mißgeschick drohte jetzt dem Blücher'schen Armeecorps. Blücher lag augenkrank, von rheumatischen Leiden und Steinschmerzen gequält, auf dem Schlosse zu Laon danieder. Mißmuthig über sich selbst und Andere, denen er es dann leicht fühlen ließ, ging er schon mit dem Gedanken um, den Oberbefehl niederzulegen. Gneisenau hatte seine liebe Noth mit dem alten Herrn. „Was soll ich blinder Mann hier im Felde?" sagte der Greis, „ich bin zu nichts nütze! Am Ende ergeht es mir, wie dem alten Kutusoff, daß sie mich als Blinden mit dem Heere fortschleppen!" — Als es nun aber zum Schlagen kann, da gewann Blücher's Heldengeist für einige Stunden doch wieder die Oberhand über den Körper, und als ein Adjutant York's die Nachricht von dem gelungenen Ueberfall brachte, da leuchteten seine Augen vor Freude. „Bei Gott!" rief er, „ihr alten York'schen seid ehrliche, brave Kerls; wenn man sich aber auch auf euch nicht mehr verlassen könnte, da fiele der Himmel ein!"

Napoleon, der vor Laon einen Verlust von 9000 Mann erlitten hatte, trat in der Nacht vom 10. zum 11. März den Rückzug an. Indessen sein Heer war geschlagen, aber keineswegs vernichtet, und da er dem Blücher'schen Heere noch immer mit der Hauptmacht gegenüber stand, wollte Gneisenau, der an Stelle des kranken Blücher den Oberbefehl übernommen hatte, das Heer durch eine Verfolgung des zersprengten Marmont'schen Corps nicht schwächen. Darüber war indeß York so ergrimmt, daß er sein Kommando niederlegte und abreiste. Blücher aber schrieb ihm: „Alter Waffengefährte, verlassen Sie die Armee nicht, da wir am Ziel sind! Ich bin sehr krank und gehe selbst, sobald der Kampf vollendet." — Daraufhin kehrte York zurück.

Der Volkskrieg. An sich schon ist ein Feldzug in der strengen Winterszeit nichts Leichtes, selbst in den milderen Theilen Frankreichs. Aber noch schwieriger war es damals, der Abneigung der Landesbewohner entgegen zu arbeiten oder gar die schwer Heimgesuchten wirksam zu schützen, zumal bei Gewaltmärschen und bei schlechter Verpflegung. Kein Wunder, wenn die durchzogenen Strecken entsetzlich litten. Daraus schöpfte Napoleon den Plan, den Volkskrieg im großen Stile hinter dem Rücken der Verbündeten zu organisiren.

Er verstärkte die früher erwähnten Mittel, um die aufgebrachte Landbevölkerung nach dem Rheine zu gegen die Heere der Verbündeten in Flammen zu setzen. Der Aufstand gewann auch in der That mehr und mehr an Kraft; allerorten wurden kleine Trupps der Verbündeten überfallen, aus Wäldern und Hecken drohte ihnen der Tod. Am 16. März gerieth das Lützow'sche Corps in einen Hohlweg und erlitt durch Bauern bedeutende Verluste, wobei der junge Turner und Held Friedrich Friesen seinen Tod fand. — Auf dem Wege, ihre Verbindung mit Blücher wieder herzustellen, war die Reiterei Lützow's an einem der trüben Märzabende an eine Furt gelangt, deren Ueberschreitung Friedrich Friesen zu überwachen hatte. Als er, einer der Letzten, sich anschickte, seinen Kameraden nach dem andern Ufer der Aisne zu folgen, verlor er in stockfinsterer Nacht die rechte Spur und mußte, ohne zu wissen, wo er sich befand, die ganze Nacht allein verbringen.



Friesen's Tod. Zeichnung von A. Beck.

Am nächsten Morgen ließ er sich von einigen Bauern zum Vorsteher des nächsten Ortes führen. Es gesellte sich dem Zuge eine Abtheilung bewaffneter Landleute bei, welche mit Ungestüm die Auslieferung des fremden Offiziers begehrten. Von wild aufgeregten Haufen umringt, kam man unter Lärm und Wortwechsel nur langsam weiter. Da riß ein blödsinniger Schäfer das Gewehr von der Schulter, legte auf Friesen an und jagte ihm von hinten eine Kugel durch die Brust. Die Kugel ging dem Heldenjünglinge durchs Herz. Lautlos sank er nieder. So fiel derselbe, der bei Kitzen, beim Birkener Walde und an anderen Orten tausendfach drohendem Tode getrotzt hatte, durch Meuchelschuß von der Hand eines schwachsinnigen Hirtenknechtes.

Infolge der herrschenden üblen Stimmung fehlte den Alliirten jeder Anhalt im Lande, und Napoleon wußte die steigende Aufregung gar wohl zu benutzen. Am meisten hatte Blücher und seine Armee unter dem Hasse der Franzosen zu leiden.

Kaum waren Blücher's Verluste einigermaßen ersetzt, kaum hatten sich seine Truppen von den unerhörten Mühsalen der letzten Wochen wieder etwas erholt, so vernahm man abermals des rastlosen Mahners „Vorwärts!" — „Vorwärts nach Paris!" ertönte es im Wiederhall, und der alte Held beeilte sich, die verabredete Verbindung mit den von Norden her durch Bülow herzugeführten Truppen zu Stande zu bringen.

Die neu angekommenen Russen unter Winzingerode hatten sich, mit wenigen Ausnahmen, noch nicht mit den bis dahin meist siegreichen Franzosen gemessen; sie waren nicht über Gebühr angestrengt worden. Bülow's Krieger kamen aus den wohlhabenden niederländischen Provinzen, wo sie in guten Quartieren gelegen hatten. Sie erschienen schmuck, in neuen Uniformen, blinkenden Waffen und auf wohlgenährten Pferden. Wie stachen gegen diese York's Soldaten und Sacken's abgerissene und struppige Kriegsleute ab, mit ihren vom Beiwachtleben geschwärzten Gesichtern, mit ihren erfrorenen Gliedern, ihrem unangestrichenen Lederzeug, den unpolirten Waffen und mageren Rossen! Aber ein Geist blitzte aus den Augen dieser trotzigen Heldenscharen, welcher, wenn man außerdem ihre erlangte Kriegstüchtigkeit in Betracht zog, ahnen ließ, daß ihre künftigen Thaten mehr noch ein leuchtendes Vorbild für die neuen Kameraden abgeben würde, als dies schon von ihrer bisherigen Haltung gesagt werden konnte. Auf sie paßte des Heldenkönigs Friedrich II. derber Lobspruch, mit dem er seine 18,000 Mann zerlumpter Kerntruppen dem Grafen Dohna zuführte: „Sie sehen aus wie die Grasteufel, aber — sie beißen!" —

Schlacht bei Arcis-sur-Aube. Napoleon, in der Erwartung, durch ein Vordringen im Rücken der verbündeten Armeen diese hinter sich herzulocken, kam es vor Allem darauf an, zunächst die letzten Scharten auszuwetzen. Den Unfall von Laon glich er aus, indem er am 13. März in der Nähe von Fismes das vom Hauptheere getrennte 15,000 Mann starke russische Corps des Generals St. Priest in unvortheilhafter Stellung mit großer Uebermacht und mit erwünschtem Erfolge überfiel. Gegen 6000 Russen blieben todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde, der General St. Priest, ein geborener Franzose, wurde durch eine Kanonenkugel getödtet. Die Trümmer des geschlagenen Corps vereinigten sich mit dem Blücher'schen Heere. Nun wollte Napoleon Schwarzenberg selbst zu Leibe gehen und rückte in vier Heersäulen weiter gegen die Aube vor. Doch ließ sich sein bedächtiger Gegner nicht beirren. Schwarzenberg wendete sich von den gleichzeitig vordringenden Marschällen ab nach Arcis-sur-Aube, um daselbst seine Heerestheile zusammenzuziehen — marschirten doch die verschiedenen Corps zum Theil 12 bis 15 Meilen von einander entfernt! — Mit Heranziehung von Verstärkungen ging es indessen nicht so rasch; zuletzt mußte sich der Feldmarschall entschließen, den Kampf aufzunehmen.

Napoleon war bis zuletzt der Meinung gewesen, die Hauptarmee der Verbündeten befinde sich auf dem Rückzuge, und er könne einzelne Abtheilungen derselben überraschen und niederwerfen. Als er nun am 20. März bei Arcis-sur-Aube auf österreichische Truppenmassen stieß, glaubte er es nur mit einem kleineren, zur Deckung des Rückzugs bestimmten Heerestheile zu thun zu haben. Aber er hatte einen mehr als zweifach überlegenen Gegner vor sich. Den ganzen Tag rang er mit dem Muthe der Verzweiflung um den Sieg. Doch vermochte auch sein persönliches Eingreifen in den Gang der Schlacht einen glücklichen Ausgang derselben nicht herbeizuführen. Napoleon selbst leitete den Angriff, warf sich unter die flüchtigen Scharen, sammelte sie und führte sie von Neuem ins Gefecht. Lanzen, Säbel und Kugeln wütheten um ihn her; es schien, als suche er den Tod und damit einen rühmlichen Abschluß seines thatenreichen Lebens; ernst und gefaßt hielt er bei einer eben einschlagenden Granate aus; ihre todbringenden Trümmer trafen seine Umgebung — nicht ihn. „Es war ihm ein anderes Los von der unsichtbaren Macht beschieden, die über den menschlichen Geschicken waltet."

Auf dem linken französischen Flügel dauerte das Gefecht bis gegen Mitternacht. Auch hier waren die Anstrengungen Napoleon's vergeblich. Am Abend des 20. hatte er etwa 5000 Mann eingebüßt und zu spät die entschiedene Ueberlegenheit seines Gegners erkannt. Um die Abendzeit und in der Nacht rückten Oudinot, Gerard und Macdonald herzu; doch auch der Gegner hatte sich verstärkt und zwar in noch größerem Maße. Der Ausgang einer zweiten Schlacht mußte daher dem Kaiser als höchst zweifelhaft erscheinen.

Napoleon wagte es nicht, jetzt Alles auf einen Wurf zu setzen. Er befand sich zwischen zwei feindlichen Heeren, die einzeln schon ihm überlegen waren. — Sollte er sich auf seine Hauptstadt zurückziehen und unter den Mauern von Paris, unterstützt von der zahlreichen Einwohnerschaft, den Entscheidungskampf für Thron und Ehre wagen? — Oder war es gerathen, sich ostwärts zu wenden, um die Verbindung der feindlichen Heere mit Deutschland zu unterbrechen, mit Hülfe der Besatzungen in den Festungen und unterstützt durch einen Aufstand des Volkes, vornehmlich in Lothringen und im Elsaß, im Rücken der Verbündeten einen neuen Kampf zu eröffnen, dessen Wechselfälle seinem Genie neuen Spielraum verstatten, ja möglicherweise die deutsche Erde wieder zum Kriegsschauplatze machen konnten?

Er vertraute auf die Uneinigkeit und Unentschlossenheit der Verbündeten; er glaubte, sie würden ihn nicht aus den Augen lassen, ja ihm folgen. So wählte er zu seinem Unheil das Letztere. Die Verbündeten, welche am 21. März der Erneuerung des Kampfes entgegensahen, waren nicht wenig erstaunt, als sie am Morgen dieses Tages bemerkten, daß Napoleon verschwunden war. Unbegreiflicherweise unterließ Schwarzenberg auch diesmal eine ernstliche Verfolgung, mittels welcher das durch fortwährende kleine Niederlagen geschwächte und kaum noch 40,000 Mann starke Heer Napoleon's hätte aufgerieben werden können. Durch Schwarzenberg's Zögerung wurde es Napoleon möglich, seine Armee ungehindert den Rückzug aus dem schwierigen Terrain von Arcis antreten zu lassen; auf beiden Seiten der Aube entlang marschirend, wandte er sich, entgegen allen Erwartungen der Verbündeten, der oberen Marne zu.

Ein aufgefangener Brief Napoleon's an seine Gemahlin verrieth den Monarchen den Plan ihres Gegners; nun ward beschlossen, ohne Verzug mit der gesammten Streitmacht auf Paris vorzurücken. Auf die Soldaten wirkte der Ruf: „Nach Paris!“ wie ein Zauberwort. Alle Mühseligkeiten des langen Winterfeldzuges waren vergessen. Unter Gesang, klingendem Spiel und Trommelklang marschirten, vom schönsten Frühlingswetter begünstigt, die Regimenter der Hauptstadt Frankreichs zu.

Um Napoleon zu täuschen und sich im Rücken zu sichern, wurden ihm 8000 Reiter unter Winzingerode nachgesandt. Da nun zugleich auf langen Strecken Kosakenschwärme die Gegend zwischen dem Heere der Verbündeten und dem Napoleon's durchflogen, so blieb Letzterem mehrere Tage lang der Marsch der Verbündeten verborgen.

Bei La Fère Champenoise. Napoleon's Unterbefehlshaber Marmont und Mortier, welche den Befehl erhalten hatten, ihm nachzufolgen, waren in der Gegend von La Fere Champenoise zwischen die Heersäulen der Verbündeten gerathen. Es kam zu einem blutigen Kampfe; übel mitgenommen, sahen Jene sich nun zur Flucht genöthigt. Sie verloren 8000 Mann und 60 Kanonen und brachten nur 7 Kanonen nach Paris zurück. Wäre Zieten zur rechten Zeit im Rücken der Feinde erschienen, so würde wol dessen Niederlage mit gänzlicher Vernichtung geendet haben. — Uebler noch erging es dabei einem 5000 Mann starken Corps unter dem General Pacthod; es wurde bis auf einen kleinen Rest, der sich ergab, zusammengehauen.

Nun wälzten sich die Heere der Verbündeten, neun Armeecorps stark, in drei großen Heersäulen vereint auf der großen Straße nach Paris, der feindlichen Hauptstadt zu! Das Verdienst, diese folgenreiche Wendung herbeigeführt zu haben, kann dem Kaiser Alexander nicht abgesprochen werden. Aber der erste Impuls kam zweifelsohne mit aus dem Hauptquartier der schlesischen Armee, wo jene energischen Männer, die in demselben niemals das Uebergewicht verloren hatten, zuerst das Wort aussprachen: „Auf, nach Paris!“

Napoleon verharrte auch in dieser Zeit in der gleichen Selbsttäuschung, welche ihn während der letzten Jahre seinem Verhängniß näher und näher gebracht hatte. Trotz aller Vorstellungen seiner Generäle, und obwol von Gefangenen gleichlautend ausgesagt worden war, daß das Heer der Verbündeten auf Paris marschire, setzte er seinen Marsch in der eingeschlagenen Richtung fort. Winzingerode nährte diese seine Täuschung, da er sich keck den Franzosen an die Fersen heftete, als habe er den größten Rückhalt. Gegen ihn wandte sich Napoleon am 26. März bei St. Dizier, schlug ihn und brachte ihm einen Verlust von 1500 Mann bei. Da er aber bei dieser Gelegenheit endlich seines bis dahin hartnäckig festgehaltenen Irrthumes inne ward, trat ihm mit einem Male der Abgrund, an dem er stand, deutlich vor die Seele. Am nächsten Tage empfing er Nachricht von der Vernichtung der Corps, die zwischen die Heersäulen der Verbündeten gerathen waren. Nun beschäftigte er sich lebhafter noch mit dem Plane, sich in die Vogesen zu werfen und von da aus einen Volkskrieg nach der Weise der Spanier zu eröffnen. Ney und Berthier widerriethen, indem sie behaupteten, in Paris liege die Entscheidung. Da wollte es der Zufall, daß der österreichische Gesandte Wessenberg von einer Streifpartie gefangen wurde. Kaum vernahm Napoleon davon, so beschloß er, durch diesen mit seinem kaiserlichen Schwiegervater Franz, der aus Besorgniß nach Dijon zurückgegangen war, eine besondere Unterhandlung anzuknüpfen. Er ließ demselben seine Bereitwilligkeit erklären, die ihm zuletzt in Chatillon gebotenen Friedensbedingungen annehmen zu wollen. Zugleich aber beschloß er, in Eilmärschen sich in der Richtung auf Paris in Bewegung zu setzen. Noch immer gab er sich der Hoffnung hin, es werde Beides, die Einwirkung seines Schwiegervaters und sein Schwert, die Erreichung des Zieles möglich machen, das er sich nun gesteckt hatte. Am zweiten Tage in Doulevant angekommen, empfing er folgende in Geheimschrift verfaßte Nachricht aus Paris: „Die Anhänger der Fremden heben das Haupt empor. Des Kaisers Gegenwart ist nöthig, um zu verhindern, daß die Hauptstadt dem Feinde übergeben werde. Es ist kein Augenblick zu verlieren.“ Bedrohlicher noch lautete ein Ruf seines Bruders Joseph, der ihm anzeigte, daß die Verbündeten nur noch drei Meilen von Paris entfernt seien. Es war Regenwetter eingetreten, das die Wege grundlos gemacht hatte, und Napoleon befand sich noch dreißig Meilen weit von der Hauptstadt des Landes! Sogleich ertheilte er seinen Truppen den Befehl, unter Einsetzung aller Kräfte Tag und Nacht zu marschiren; er selbst eilte an der Spitze seiner Reiterei voraus.

Nun begann der letzte Akt des großen Dramas.

Einnahme von Lyon. Mitte März hatte die sogenannte „Südarmee“, welche, unter dem Befehle des Prinzen von Hessen-Homburg von der Schweiz her operirend, in Frankreich eingedrungen war, nach mehreren blutigen Gefechten (17.—20.) Lyon, die zweite Hauptstadt Frankreichs, genommen und in den folgenden Tagen den vorher siegreichen Marschall Augereau bis gegen Grenoble zurückgedrängt. — In Italien war die Napoleonische Herrschaft schon in den letzten Monaten des Jahres 1813 gebrochen worden.

In Paris hatte man es lange nicht glauben wollen, daß aus dem Schwarzenberg'schen Hauptquartier der Entschluß hervorgehen könne, die 800,000 Einwohner zählende Hauptstadt des Landes, ohne vorher Napoleon entscheidend geschlagen zu haben, anzugreifen. Als aber unzweifelhafte Nachrichten den Parisern jenes zur Gewißheit gemacht hatten, stimmte die große Mehrzahl derselben dem im gesetzgebenden Körper gefallenen Ausspruch: „Für ihn haben wir genug, mehr als genug gethan; es ist Zeit, daß wir auch wieder einmal des Vaterlandes gedenken!“ bei. Was die Einen im Stillen gehofft, die Anderen gefürchtet hatten, schien nahe zu sein: der Sturz der Napoleonischen Gewaltherrschaft. Die Anhänger der Bourbonen wagten es bereits hier und da, die weiße Kokarde aufzustecken; die Republikaner rüsteten sich zu einem neuen Versuch, ihren Grundsätzen Geltung zu verschaffen. Die meisten Anhänger zählte die konstitutionelle Partei. Sie zeigte sich nicht abgeneigt, das alte Herrschergeschlecht wieder anzuerkennen, wenn der neue König sich bereit erkläre,

mit dem Volke eine Verfassung zu vereinbaren, demnach auf die ehemalige absolute Machtfülle, die dem Volke und dem Fürstenhause zum Unsegen gedient hatte, zu verzichten.

Wäre Napoleon noch der Mann des Volkes gewesen, wahrlich! den Alliirten würde ein harter Kampf bevorgestanden haben. Unter den obwaltenden Umständen jedoch ließ sich mit jeder Stunde deutlicher erkennen, daß den Verbündeten der Sieg, und zwar ohne Darbringung großer Opfer, zufallen würde. Die Haltung der Bevölkerung blieb nicht ohne entsprechenden Eindruck auf die Regierungskreise. Der kaiserliche Statthalter Joseph und die Großwürdenträger des Reiches waren rathlos; nur einer der Letzteren, der Staatskanzler Fürst Talleyrand, wußte mit Sicherheit, was zu thun — nicht dem Kaiser oder dem Lande — sondern ihm von Nutzen sein würde. Die Kaiserin Marie Louise begab sich mit ihrem dreijährigen Sohne auf die Reise nach Blois. Ihr folgten sämmtliche Großwürdenträger; nur der schlaue Talleyrand, ein echter Schüler seines Meisters Napoleon, hatte es dahin zu bringen gewußt, daß er von Amts wegen in Paris belassen wurde. Ein feuriger Aufruf Joseph's, in dem er ankündigte, Napoleon sei nahe, und „es werde der Feind seine Schande unter den Mauern von Paris finden", machte geringen Eindruck. Um so entschiedener wirkte eine neue Kundgebung der Verbündeten, in der wiederholt ward, daß man nicht gegen die Franzosen, sondern nur gegen den ehrgeizigen Mann kämpfe, der, indem er seinem Lande, das ihn erhoben, selbst ein Tyrann geworden sei, nicht aufhöre, die Ruhe der Welt zu gefährden.

Sturm auf Paris. Am 30. März wurde zum Sturm auf die Stadt geschritten. Marmont mit seinen 20,000 Mann wehrte sich tapfer, auch die Zöglinge der polytechnischen Schule stritten muthvoll neben den Invaliden und alten Soldaten des Kaisers. Allein der Widerstand war kein allgemeiner und daher auch ohne Erfolg. Schritt für Schritt wurden die Franzosen zurückgedrängt. Um die Mittagszeit eroberten die Oesterreicher zwei der Stadt naheliegende Dörfer; Nachmittags vertrieben der Kronprinz Wilhelm von Württemberg und der österreichische General Giulay die Franzosen aus dem Walde von Vincennes; das schlesische Heer, das die Ordre, nach der es um fünf Uhr vorgehen sollte, erst um sieben Uhr erhielt, stürmte den Montmartre, eine die ganze Stadt beherrschende, für uneinnehmbar gehaltene Felsenhöhe. König Joseph verließ Paris, die Marschälle sandten einen Parlamentär zu den Verbündeten.

Blücher wohnte dem Kampfe in einem höchst sonderbaren Aufzuge bei. Da seine Krankheit ihm noch nicht erlaubte, ein Pferd zu besteigen, saß er in einer Kutsche und trug wegen seines Augenleidens einen grünseidenen Damenhut. Das Fernrohr vom Auge absetzend, sagte er: „Lieber als das Fernrohr richtete ich meine Kanonen auf das Nest!" Darauf befahl er, die Höhen mit 84 schweren Kanonen zu besetzen. Plötzlich kam, ohne Ordre dazu erhalten zu haben, der Oberst Below mit seinem Regiment lithauischer Dragoner unter schmetterndem Trompetenschall den Abhang heraufgeritten. Auf die barsche Frage York's, was das bedeuten solle, sagte er: „Excellenz, das habe ich meinen Leuten schon in Tilsit versprechen müssen, daß sie Paris sehen sollten." Das Regiment ritt danach auf der andern Seite den Abhang hinunter.

In den Besten der Krieger, Hohen sowol als Niederen, war von Anfang an „das moderne Babel", Paris, der Zielpunkt des Krieges gewesen. Schweigend und in sich versunken schauten jetzt Tausende von Kriegern von der Höhe herab auf die im Glanze der Abendsonne zu ihren Füßen liegende riesige Stadt, und es mochten ihrer Wenige sein, die nicht die wegen der Kapitulation soeben betriebenen Verhandlungen verwünschten. Wer kann es den Männern verdenken, deren Landsleute jahrelang von den Franzosen so schweres Unheil zu erdulden gehabt hatten, in deren Heimat so viele Ortschaften in Schutt und Asche gelegt, deren Kameraden von den Kugeln und Schwertern der Franzosen dahingerafft worden waren, und die selbst das Ungemach des Krieges in so vollem Maße zu ertragen gehabt hatten, wenn sie jetzt als Wiedervergeltung die Zerstörung der Hauptstadt Frankreichs wünschten?

In den Proklamationen der Verbündeten an die Franzosen war freilich ein Unterschied gemacht worden zwischen Napoleon, „den man allein bekämpfe“, und den Einwohnern Frankreichs, „die man befreien wolle.“ Das war eine Ansicht der Diplomaten; die Krieger kannten einen solchen Unterschied nicht. Für sie waren Herrscher und Volk gemeinschaftlich für alles Uebel langer Jahre verantwortlich. Auch unsere braven Soldaten, welche 1870 auf 1871 vor Paris lagen, dachten nicht anders. — Gleiche Richtung und Gesinnung der Franzosen hatten Napoleon zu dem machen helfen, was er geworden; die Gesinnung des französischen Volkes aber vertrat zur Zeit Paris.

Fassen wir das Verhältniß Frankreichs zu Deutschland insbesondere ins Auge, so müssen wir sagen: seit länger als zwei Jahrhunderten wurden fortgesetzt in Paris Ränke gegen unser Vaterland geschmiedet, deren Ausbrüche stets unheilvoll für dasselbe waren. Frankreich hatte sich die Politik des alten weltbeherrschenden Rom gegen Deutschland zur Richtschnur gewählt. Unter den Bourbonen schon war Deutschland vielfach mit List und Gewalt beraubt worden, unter ihnen waren uns Lothringen und Elsaß mit der Perle Straßburg verloren gegangen. Napoleon befand sich in seiner Haltung gegen Deutschland genau auf dem von den Bourbonen bereits geebneten Pfade; nur hatte er es in dieser Beziehung zu noch größeren Erfolgen gebracht, weil er jene an Genie, Verwegenheit und ränkevollen Künsten überragte. — Und was hatte Paris dem deutschen Volke seit Jahrhunderten als Ersatz für so vielfache Gefährdungen zutheil werden lassen? Leichtfertige Sitten, deren gefährliche Wirkungen möglichst zu verringern wackere deutsche Männer fortgesetzt bemüht gewesen waren. Das war die Gegengabe gewesen!

„Wir hatten an der bunten Wange
Der alten Babel uns berauscht
Und ihrem frechen Lustgesange
Mit keuschem deutschen Ohr gelauscht.

Die Kraft entschwand uns vor dem Klange,
Im Taumel hatten wir vertauscht
Mit eklem Rothwelsch der Garonne
Die Sprache Teut's, der Helden Wonne.“

Man sage nicht: der einfache Liniensoldat und der Landwehrmann des preußischen Heeres stellte derartige Betrachtungen nicht an! Das Volk war in Waffen; das Wissen und die Gesinnung Derer, die eine klare Erkenntniß der geschichtlichen Vergangenheit hatten, durchdrang den ganzen Heereskörper. Die tiefste Seele des Volkes war erregt worden, und so vernahm auch der brave Bauernsohn, dessen Gedanken bisher nicht über die Feldmark seines Dorfes hinausgegangen waren, genug der Thatsachen aus der vergangenen Zeit, um sich dessen bewußt zu werden, daß Frankreich niemals Freund seines Vaterlandes gewesen war. Ueberdies hatte das gegenwärtige Geschlecht die Franzosen aus eigener Anschauung gründlich kennen gelernt. Wären die Stimmen im Hauptquartier der schlesischen Armee zur Geltung gelangt, so würden den Franzosen bei dem Einzuge in Frankreich Zugeständnisse nicht gemacht worden sein; man hätte sich vielmehr eine ernste Sühne vorbehalten, den Kindern und Enkeln der Schuldigen zu ernster Erinnerung, wohin die Gesammtrichtung der französischen Politik geführt, und zu steter Mahnung, für die Zukunft heilsamere Bahnen innezuhalten! Man hätte es vor Allem als eine heilige Pflicht erkannt, von Frankreich die Deutschland geraubten Landgebiete zurück zu verlangen.

Es geschah weder das Eine noch das Andere.

Am 31. März Nachts um zwei Uhr ward die Kapitulation von Paris abgeschlossen.

Nesselrode und Talleyrand. Gleich nach Unterzeichnung derselben hatte Kaiser Alexander einen gewiegten Diplomaten, den Grafen Nesselrode, zu dem französischen Staatslenker, Fürsten Talleyrand, gesandt, der zur Zeit die wichtigste Person in Frankreich war. In derselben Nacht noch wurden bedeutungsvolle Verabredungen zwischen Beiden getroffen. Talleyrand war es nicht beigekommen, zu Gunsten seines Kaisers etwa noch eine Lanze zu brechen! Mit ihm länger die halbe Welt zu bekämpfen, daran ließ sich nicht denken; er stimmte daher alsbald mit Alexander darin überein, daß Napoleon seines Thrones für verlustig zu erklären sei.

Aber was dann? — — An wen sollte die Herrschaft des Landes fallen?

Alexander wünschte, daß die Bourbonen wieder auf den Thron zurückgerufen würden. England hatte denselben Wunsch, weil es meinte, Frankreich werde unter denselben schwach und diese Schwäche von Nutzen für England sein.



Oberst Below mit seinen Lithauern vor Paris. Nach Ludwig Burger.

Es lag aber im Interesse des Kaisers von Oesterreich, Napoleon nicht gänzlich fallen zu lassen, vielmehr in Erwägung zu ziehen, daß die Gemahlin des Mannes, der entthront werden sollte, des Kaisers Franz Tochter und deren Sohn des Kaisers Enkel war.

Man beschloß, ihm vorzuspiegeln, daß Marie Louise nach Absetzung des Imperators wol zur Regentin von Frankreich proklamirt werden könne. Stimme nur Franz der Absetzung Napoleon's bei, so werde sich, hoffte man, alles Andere leichter machen. Für die Kaiserin finde sich später auch schon eine Entschädigung. Talleyrand wußte, daß er der neuen Regierung des Landes unentbehrlich sei; eben so sehr aber war er auch davon überzeugt, daß die Bourbonen in Frankreich nur möglich sein würden, wenn sie von vornherein dem Volke die Zusage machten, das alte absolute Regime nicht wieder aufzurichten, vielmehr eine liberale Verfassung geben zu wollen. Auf Preußen ward bei diesen Verhandlungen am wenigsten Rücksicht genommen; die Durchführung der im preußischen Hauptquartiere vertretenen Ansichten hätte die Erstarkung Deutschlands zur Folge gehabt, wofür weder Rußland noch England, ja nicht einmal Oesterreich zu erwärmen war.

Einzug der Verbündeten in Paris. — „In drei Monaten sollt ihr Frieden haben, oder ich bin untergegangen!" — So hatte Napoleon am 1. Januar zu den Mitgliedern des gesetzgebenden Körpers gesagt. Am 31. März, an dem letzten Tage der Frist, die Napoleon sich mit diesen Worten gestellt hatte, hielten Friedrich Wilhelm von Preußen, Kaiser Alexander von Rußland, Fürst Karl Schwarzenberg an der Spitze, ihren feierlichen Einzug in die französische Hauptstadt. Ihnen folgte eine glänzende Reihe von Prinzen und berühmten Heerführern: York, Kleist, Müffling, Pirch, Klüx, Barclay de Tolly, Sacken, Langeron, Woronzoff, Wolkowsky, Rajeffsky, der Kronprinz von Württemberg. Den alten Blücher dagegen suchte man vergeblich unter ihnen; er war durch seine Krankheit verhindert, an dem Zuge Theil zu nehmen. Anfangs hielt sich die Bevölkerung ruhig, bald aber vernahm man Freudenrufe. Die beiden stattlichen Monarchen, die kräftigen Gestalten der Feldherren, die Haltung der Truppen gewannen den Beifall des Volkes. Vielfach erscholl der Ruf: „Es lebe Alexander! Es lebe Friedrich Wilhelm! Es leben unsere Befreier!" Auch vernahm man bereits Zurufe zu Gunsten der Bourbonen; aus vielen Häusern fiel ein Regen von Lilien — das Wappenzeichen der Bourbonen — auf die Monarchen und die Truppen herab.

Wenn aber von „auserlesenen" Truppen die Rede war, an deren Spitze die Monarchen einzogen, so ist damit nicht gemeint, daß ihre Kriegstüchtigkeit bei der Auswahl das einzig Entscheidende war.

Wie es bei derartigen Einzügen einmal seit alter Zeit Sitte ist, wird dabei in erster Linie auf „äußere Repräsentation" gesehen, und so wurde denn denjenigen Truppentheilen jene Auszeichnung zutheil, die am wenigsten an den Beiwachtfeuern und auf den Schlachtfeldern umhergeworfen worden waren, während die Helden des York'schen Corps vom Montmartre, auf dem sie lagen, verdrossenen Muthes hinabschauten auf die unermeßliche Stadt, die zu betreten ihnen durch königlichen Befehl verboten war. Von den schmucken Garden stachen sie in ihrer äußeren Erscheinung freilich außerordentlich ab. Man sah bei ihnen viele verblichene Uniformen, zerfetzte und geflickte Mäntel und trübgewordene Waffen. In ihren bärtigen, vom Rauch der Lagerfeuer des langen Winterfeldzuges geschwärzten Angesichtern, deren viele mit Narben geschmückt waren, lag der Ausdruck bewußter Manneskraft; ihre Haltung war echt kriegerisch. Wer die Gesinnung in Anschlag bringt, mit der diese Männer in den Freiheitskampf geeilt waren; wer der Schlachten gedenkt, die sie geschlagen, den muß, wenn anders ihm der Sinn für Das, was menschlich groß und schön ist, nicht gänzlich fehlt, ein solcher Vorgang mit Unmuth erfüllen. Gerade diese Helden hätten in erster Linie den Triumpheinzug mitmachen sollen, und wahrlich, sie würden den leichtbeweglichen Parisern trotz ihrer, ja vielleicht gerade wegen ihrer verblichenen Uniformen imponirt haben.

Anders aber dachte man im Hauptquartier. Das ganze York'sche Corps wurde sogar am nächsten Tage zurückgeführt und in der Umgegend von Paris in Quartier gelegt, eine Zurücksetzung, die in manches Kriegers Seele einen brennenden Stachel zurückließ.



Einzug der Verbündeten in Paris. Nach Camphausen.

Zurückrufung der Bourbonen. An dem Tage des Einzuges traten Alexander, Friedrich Wilhelm, Talleyrand, Schwarzenberg und die vornehmsten Räthe der Monarchen zu einer Berathung zusammen. Talleyrand erklärte, die Franzosen seien der Regierung Napoleon's müde, sie wünschten die Wiederaufrichtung des bourbonischen Thrones. Dies war entscheidend. Die ganze Versammlung vereinigte sich nun zu dem Beschluß, die Bourbonen zurück zu berufen. Am folgenden Tage (1. April) trat der Senat zusammen und erklärte „Napoleon Bonaparte" sammt seiner Familie des Thrones für verlustig, sprach sich für Zurückberufung des alten Königshauses aus und erwählte für die Zeit bis zur Rückkehr des Bruders Ludwig's XVI., dem nach dem Erbrechte die Krone zufallen mußte, eine provisorische Regierung von vier Mitgliedern mit Talleyrand an der Spitze.

Napoleon vernahm zu Fontainebleau zuerst in stummer Betäubung die Nachricht von der Kapitulation der Hauptstadt. Am meisten verdroß ihn die Haltung des Senats. Ein Wink von ihm, sagte er mit vor Erbitterung erregter Stimme, sei „diesen Leuten" stets Befehl gewesen. So lange das Glück ihm treu geblieben, wären auch sie es gewesen. Wenn er, wie man ihm vorwerfe, die Menschen verachtet hätte, so habe er, wie man jetzt erkennen werde, einigen Grund dazu gehabt.

Da er noch 52,000 Mann hatte, gedachte er, die Hauptstadt anzugreifen, indem er hoffte, der ihm zugethane Theil der Pariser würde sich dann zu seinem Beistande erheben. Die Krieger wären ihm sicher gefolgt, denn er war noch immer ihr Abgott; bei den Marschällen jedoch fand er Widerspruch. Diese drangen in ihn, sich für seine Person in sein Los zu ergeben, um seinem Sohne den Thron zu retten. Marmont zeigte ein Schreiben Schwarzenberg's vor, worin dieser die Zusicherung gab: Napoleon solle seiner Freiheit nicht beraubt, sondern ihm irgend ein Landgebiet gegeben werden. Napoleon willigte ein; drei Marschälle gingen nach Paris, um mit den Monarchen zu unterhandeln. Sie empfingen den Bescheid, die Mächte seien nicht geneigt, sich in weitere Unterhandlungen mit dem gestürzten Imperator einzulassen; er habe für sich und seine Familie unbedingt abzudanken.

Napoleon's Abdankung. Nun beschloß Napoleon, sich hinter die Loire zurückzuziehen. Auf seine Frage an den Marschall Oudinot, ob er sich auf die ihm noch gebliebenen Truppen verlassen könne, antwortet dieser: „Nein, Sire, Ew. Majestät hat abgedankt." Die übrigen Marschälle geben durch Schweigen ihre Zustimmung zu dieser Erklärung zu erkennen. Da bricht Napoleon's Muth zusammen — er schreibt (am 6. April) seine Abdankungsurkunde. In derselben erklärte er, „daß er, *treu seinem Eide*, für sich und seine Erben dem Throne von Frankreich und Italien entsage, und daß es kein Opfer gebe, selbst das seines Lebens nicht, welches er nicht dem Wohle Frankreichs darzubringen bereit sei."

Napoleon erhielt die kleine italienische Insel Elba mit $2^1/_2$ Millionen Francs jährlicher Einkünfte zugesichert; ihm wie seiner Gemahlin verblieb der Kaisertitel. Letztere ward außerdem Großherzogin von Parma und Piacenza. Napoleon's Stiefsohn Eugen erhielt die Anwartschaft auf ein Fürstenthum außerhalb Frankreichs; den übrigen Gliedern der Familie des Kaisers blieben Einkünfte und Titel. In der Nacht vom 12. zum 13. April nahm Napoleon Gift, das er seit Jahren bei sich getragen hatte. Da es jedoch durch die Zeit abgeschwächt war, that es die erwünschte Wirkung nicht.

Die meisten Marschälle verließen nun den Kaiser, ohne auch nur Abschied von ihm zu nehmen, und begaben sich nach Paris, um der neuen Regierung ihre Dienste anzubieten. Die Soldaten folgten ihren Führern, bis auf die Garde. Als der Tag gekommen, an dem Napoleon Fontainebleau verlassen sollte, ließ er seine Getreuen noch einmal im Schloßhofe sich aufstellen und hielt an sie eine herzerschütternde Abschiedsrede, von der die alten Krieger zu Thränen hingerissen wurden. — Die feierliche Erklärung, durch die er allem Streben nach Wiedererlangung der Macht entsagt hatte, war zwar noch in frischem Andenken bei ihm; dennoch warf er zum Abschiede Feuerfunken in die Herzen, um sie, je nachdem die Ereignisse es mit sich bringen würden, zu Flammen anzufachen, oder sie verglimmen zu lassen.



Napoleon's Abdankung. Nach Zeichnung von Bayard.

Der gestürzte Machthaber begab sich, begleitet von den Kommissarien der verbündeten Mächte, nach dem südlichen Frankreich. Ein englisches Schiff nahm ihn auf und führte ihn nebst 400 seiner Kriegsgefährten, die ihm folgen durften, nach Elba, seiner neuen Heimat, an deren Küste man am 4. Mai landete.

An demselben Tage, an dem Napoleon auf Elba ans Land stieg, hielt Ludwig XVIII. seinen Einzug in Paris. Schon mit seinem Bruder, dem Grafen von Artois, von dem seit dem 12. April die Regierung in seinem Namen geführt worden war, hatten die Verbündeten das Abkommen getroffen, daß alle noch von den Franzosen besetzten Festungen zurückgegeben werden sollten. Dies geschah.

Davoust in Hamburg. Nur Marschall Davoust, der noch Hamburg in seinen eisernen Händen festhielt, beachtete die getroffene Uebereinkunft nicht und wollte noch immer nicht den Belagerern die Thore der von ihm so über alle Maßen schwer heimgesuchten Stadt öffnen, ja er ließ auf die im Belagerungsheere aufgesteckte weiße Fahne der Bourbonen schießen. Um genügende Lebensmittelvorräthe für seine Soldaten zu erhalten, hatte er, mitten in der strengen Winterszeit, 25,000 Einwohner aus der Stadt entfernen lassen, von denen viele elend umgekommen waren; außerdem war er in seiner Verlassenheit durch die Umstände genöthigt worden, aus der Hamburger Bank 13 Mill. Mark wegnehmen zu lassen. Erst am 30. April unterwarf er sich. Nicht seines rücksichtslosen Verhaltens wegen, sondern allein wegen des Vergehens, daß er auf die weiße Fahne hatte schießen lassen, ward er von der neuen Regierung Frankreichs zur Verantwortung gezogen. Er wies in der Hauptsache nach, nur gethan zu haben, was ihm befohlen worden war. Seine Bestrafung ersetzte freilich der schwergetroffenen alten Hansastadt den erlittenen Schaden nicht.

Ueber keinen der napoleonischen Marschälle lagen schwerere Anklagen wegen Grausamsamkeit und rücksichtsloser Handlungsweise vor, als über Davoust; es ist derselbe auch von napoleonischen Geschichtschreibern vielfach angegriffen worden. Die von der Familie dieses Kriegsmannes kürzlich herausgegebenen Aufzeichnungen suchen jedoch jene Anklagen zu entkräften und sie auf ein bescheidenes Maß zurückzuführen. In diesen Memoiren erscheint Davoust als ein trefflicher Familienvater und zuverlässiger Freund von großmüthiger und nicht selten völlig selbstloser Denkart. Er habe sich, heißt es, allerdings oft wortkarg, unzugänglich und kurz angebunden gezeigt, sich aber auch darauf berufen können, in der Regel das Rechte getroffen zu haben. Von Napoleon geachtet wegen seiner kriegerischen Fähigkeiten, habe er sich eine gewisse Selbständigkeit selbst einem Gebieter gegenüber zu bewahren gewußt, der an Widerspruch längst nicht mehr gewöhnt gewesen und daher nicht gern einen Mann in seiner nächsten Umgebung gesehen, der weder schmeicheln, noch sich bücken mochte.

So steht zu lesen in dem gedachten Werke.

Abschluß des ersten Pariser Friedens.

Am 30. Mai 1814 wurde von den Verbündeten der erste Pariser Friede geschlossen. Dieser Friede setzte dem Werke selbstsüchtiger Staatskünstler, die sich wie ein schleichendes Gift der guten Sache angehängt hatten, die Krone auf. Alexander hielt das Großherzogthum Warschau fest, im Uebrigen spielte er — auf Kosten Anderer — den Großmüthigen gegen Frankreich. Ein Wort Gneisenau's läßt einen Blick in das Getriebe thun, aus dem ein für Preußen und Deutschland so tief demüthigendes Ergebniß hervorging. „Das Schlimmste ist“, schreibt er, „daß der Kaiser Alexander durchaus nur Großmuth gegen Frankreich üben will: daß die Franzosen dies wissen und hierauf bauen; daß der Staatskanzler von Hardenberg der Einzige ist, der eine feste Sprache führt, aber nicht unterstützt wird; daß der Fürst Metternich, mehr arglistig als verständig, nicht eine höhere, sondern nur persönliche Politik verfolgt; und daß die Engländer, unwissend und gleichgiltig in Bezug auf Dasjenige, was im Innern des Festlandes vorgeht und nöthig ist, von den Ansichten des Fürsten Metternich sich leiten lassen.“

Statt an Deutschland, wie man es durchzusetzen in der Macht hatte, den früheren Raub der Franzosen zurückzugeben, erhielt Frankreich sogar noch in Savoyen und am Oberrhein eine Gebietserweiterung von 150 Geviertmeilen mit einer halben Million Einwohner. Die Besiegten hatten keine Kriegssteuer zu zahlen, ja nicht einmal die 94 Millionen Gulden, die Frankreich an Preußen für Lieferungen an die große Armee im Jahre 1812 schuldete; auch die geraubten Kunstschätze wurden nicht zurückverlangt. Die Preußen führten nur die aus Berlin geraubte, noch nicht ausgepackte Victoria nach ihrer Hauptstadt zurück. — So erfreulich es war, daß die Gefährten Lützow's und die auf den Galeeren hinsiechenden Schill'schen Helden ausgeliefert wurden, so stand dieses Zugeständniß doch zu denen, die man mit verschwenderischer Freigebigkeit den Bourbonen gemacht hatte, in gar keinem Verhältniß. — Es läßt sich ermessen, welchen Eindruck ein solches Ergebniß in den deutschen Heeren und im Volke hervorrief! Man wandte sich mit Ingrimm ab von den haltlosen Trostgründen, mit denen die berechtigten Klagen und Beschwerden der Vaterlandsfreunde beschwichtigt werden sollten, und die darauf hinausliefen: die gegen die Franzosen und gegen das wieder eingesetzte Königshaus geübte Großmuth werde den Frieden zwischen Frankreich und den Nachbarstaaten für ewige Zeit sichern; und einem solchen Frieden Opfer gebracht zu haben, werde sich reichlich lohnen. —

Eitle Vorspiegelungen! Wer von der Ueberklugheit der Diplomaten unberührt geblieben war, der sagte sich: Man wird es uns in Frankreich nicht danken; nein, man wird unserer Thorheit spotten, und dies mit Recht! Bei den Franzosen wird sich der Gedanke nur um so mehr befestigen, daß man dem deutschen Volke mehr als jedem andern bieten dürfe, ohne befürchten zu müssen, jemals ernstlich zur Verantwortung gezogen zu werden. — Und welche Garantie hatte man denn, dem durch sein eigenes schweres Verschulden vom Throne gestoßenen Königshause der Bourbonen trauen zu dürfen? War es denn ganz in Vergessenheit gekommen, welche Drangsale Deutschland von den Fürsten dieses Geschlechts zu erdulden gehabt hatte? Oder war etwa der Erbe des mit so vielen Sünden belasteten Fürstenhauses mit Eigenschaften begabt, die erwarten ließen, daß er seinem Volke ein weiser Regent, den umwohnenden Fürsten ein guter Nachbar sein werde? Es wurde von ihm erzählt, daß er für vier Mann esse, und daß er sich das Podagra angetrunken habe; von seinem Geiste und seinem Herzen wußte man Rühmliches nicht zu erzählen. Es stellte sich als unzweifelhafte Thatsache heraus, daß man nur erst mit Napoleon, ja noch nicht einmal vollständig mit diesem, abgerechnet habe: eine weitere Abrechnung „mit der — nach Stein's Worten — unzüchtigen französischen Rasse, die, nachdem sie sich mit Verbrechen belastet hatte, durch die Europa mit Blut und Trauer bedeckt worden war, von ihrer Biederkeit, ihrer Güte und ihrer Großmuth sprach" — blieb der Zukunft vorbehalten. Der alte Blücher, der es immer noch nicht verwinden konnte, daß man ihm verwehrt hatte, mit seinen 84 schweren Kanonen vom Montmartre aus in verständlicher Sprache eine Standrede von gewiß dauerndem Eindrucke an die Pariser zu halten, sprach es geradezu aus: „daß nach diesem unverantwortlichen Friedensschlusse ein baldiger Bruch mit Frankreich unvermeidlich sei, und nur Rasttag gehalten werden dürfe."

Da nun auch schon die ersten Regierungsmaßregeln Ludwig's, der in der Zeit seiner Verbannung „nichts gelernt und nichts vergessen hatte", bedenklicher Art waren, schieden die verbündeten Fürsten und Heere unbefriedigt aus Frankreich. Dies um so mehr, da sich schon jetzt herausstellte, daß die Ansichten über die Neuordnung der deutschen Angelegenheiten, über welche Verhandlungen zu Wien eröffnet werden sollten, weit aus einander gingen.

Vor seinem Aufbruche aus Paris hatte Friedrich Wilhelm seinem Heere für dessen Tapferkeit gedankt. Wie Blücher zum Fürsten von Wahlstatt ernannt wurde, so hieß jetzt Y o r k G r a f v o n W a r t e n b u r g, B ü l o w G r a f v o n D e n n e w i t z, K l e i s t v o n N o l l e n d o r f, T a u e n t z i e n v o n W i t t e n b e r g. Ferner befahl der König, eine Kriegsdenkmünze aus dem Metall eroberter Kanonen zu prägen, welche an alle Krieger vertheilt werden sollte;

die Namen der Gefallenen aber sollten in jedem Kirchspiel auf einer Ehrentafel verzeichnet werden und dieselbe ihre Stelle in dem Gotteshause erhalten.

Indeß die Heere sich auf den Rückmarsch begaben, folgten die Monarchen und die Feldherren einer Einladung des Prinz-Regenten nach London. Die Sieger wurden von den Engländern mit den größten Ehrenbezeigungen empfangen, Blücher überschüttete man förmlich mit Huldigungen. Nicht minder als die Kunde von seiner unerschrockenen Heldenhaftigkeit bezauberte sein liebenswürdiger Anstand und sein herzlich heiterer Humor Aller Herzen. Das Volk spannte ihm die Pferde aus und zog seinen Wagen; die vornehmsten Damen trachteten mit Eifer danach, eine Locke von seinem weißen Haupte, eine Feder seines Helmbusches oder einen Kuß von ihm zu erhalten. Als ihm von der Universität Oxford das Doktordiplom überreicht ward, sagte er scherzend: „Wenn Ihr mich zum Doktor macht, so müßt Ihr den Gneisenau mindestens zu meinem Apotheker machen, denn der hat mir die Pillen gedreht." — Tausende standen an jedem Morgen vor seinem Hause und riefen so lange Hurrah, bis er am Fenster erschien. Oft nahm er dabei die Büste Wellington's, war aber dieser bei ihm, ihn selbst in den Arm, um dem Volke zu erkennen zu geben, wie hoch er diesen tapfern Feldherrn, der sich durch seine Kämpfe gegen die Franzosen in Spanien so große Verdienste erworben hatte, verehre. Dadurch stieg er nur noch höher in der Gunst des englischen Volkes. Wie Blücher's Leibarzt versichert, bestachen Reiche und Vornehme die Dienerschaft in dem Gasthofe, in dem Blücher wohnte, um als Diener verkleidet dem Fürsten beim Frühstück aufwarten zu dürfen.

Am 7. August hielt Friedrich Wilhelm, umgeben von den Prinzen seines Hauses, begleitet von den Feldherren Blücher, Bülow, Gneisenau, Kleist, York und anderen Größen jener denkwürdigen Zeit, sowie gefolgt von einer angemessenen Vertretung des ganzen Heeres seinen Einzug durch das den Propyläen nachgebildete prächtige Brandenburger Thor in das freudig erregte Berlin. Von der Höhe schaute die im Jahre 1806 geraubte und nach Paris geführte, jetzt aber wieder zurückgebrachte Victoria vom Triumphwagen ihres Viergespannes auf das glänzende Schauspiel des Einzuges nieder. Statt des früheren Siegeszeichens trug sie auf ihrem Stabe das eiserne Kreuz, das Symbol des Freiheitskampfes.

Der König hatte zuvor erklärt, daß er die von den Behörden angeordneten Siegesfeierlichkeiten nur in Bezug auf sein tapferes Heer und die ruhmbedeckten Führer desselben, nicht aber für seine eigene Person annehmen könne. Im Lustgarten ward ein feierlicher Gottesdienst abgehalten. War auch Vieles hinter den gerechten Erwartungen zurückgeblieben, so hatten doch Fürst und Volk Ursache genug, Gott Dank darzubringen. Was von dem edlen Dichter Kleist schon 1809 als Ziel des Kampfes hingestellt worden war, hatte man errungen:

„Rettung von dem Joch der Knechte,
Das, aus Eisenerz geprägt,
Eines Höllensohnes Rechte
Ueber unsern Nacken legt."

Von dieser Schmach war das Vaterland befreit, den alten Ruhmeskränzen, die das preußische Volk unter dem Großen Kurfürsten und Friedrich dem Großen sich erworben, waren neue, ebenso unvergängliche hinzugefügt worden.

„Wenn später nach Jahrzehnten der Vater am Sonntag, das verblichene Band aus eiserner Zeit am Festkleide, zur Kirche ging, konnte stolz der Sohn ihm zur Seite schreiten. — Heil uns! — die Jungen sind der Alten wol werth geblieben; ihre Thaten in den Jahren der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches beweisen es; die Gedenktafeln in der Kirche und die Denksäulen auf den Plätzen, auf denen die Namen der gefallenen Tapferen alle verzeichnet stehen, welche den Heldentod fürs Vaterland starben, mahnen das nachkommende Geschlecht, den Vätern, Großvätern und Urgroßvätern nachzueifern."

Die Neuordnung der europäischen, vor Allem der deutschen Gebiets- und Rechtsverhältnisse sollte in Wien erfolgen. Wir werden sehen, was dort diplomatische Künste zu Stande brachten.



Der Wiener Kongreß.

Die Feldherren hatten ihre Schuldigkeit gethan. — Den Staatsmännern blieb noch eine große Aufgabe zu lösen übrig: die Ordnung der europäischen Angelegenheiten.

Der energische Stein mahnte vom ersten Augenblicke an, wo unsere Heere in Paris eingezogen waren, an eine kraftvolle Neuordnung der inneren Verhältnisse unseres Vaterlandes und suchte die Garantien für eine solche darin, daß er für Deutschland mindestens seine ehemaligen Grenzen zurückverlangte. Die Forderung der Zurückgabe der alten Reichsstadt Straßburg sammt dem ganzen Elsaß ist von Niemand dringender erhoben und mit überzeugenderen Gründen unterstützt worden. „Ohne Unterlaß bekämpfte er die Lauheit und Zwietracht, welche den Preis des Sieges verscherzte, und trat der kargen Staatsweisheit entgegen, die Deutschland mit möglichst losen und unvollkommenen Formen abfinden wollte.“ Zu Wien sollten nun die zukünftigen Machtverhältnisse innerhalb der europäischen Staatenfamilie endgiltig festgestellt werden. Dahin strömten im September und Oktober 1814 die hervorragendsten Persönlichkeiten Europa's, Fürsten, Staatsmänner, Kriegshelden, Gelehrte ꝛc. Die Versammlung war die glanzvollste, die eine deutsche Stadt jemals gesehen. Die Kaiser von Oesterreich und Rußland, die Könige von Preußen, Dänemark, Bayern und Württemberg, der Kurfürst von Hessen, der Großherzog von Baden, die Herzöge von Sachsen-Weimar, Koburg, Braunschweig und viele andere deutsche Fürsten waren in Person zugegen und mit ihnen ihre hervorragendsten Diplomaten. Auch die übrigen europäischen Staaten, deren Herrscher sich nicht persönlich eingefunden hatten,

waren durch hervorragende Personen vertreten, so England durch Wellington und Lord Castlereagh, Frankreich hatte den ehemaligen Fürst Primas von Dalberg und den verschlagenen Talleyrand gesandt, selbst der Papst war (durch den Kardinal Gonsalvi) vertreten. Alle diese Fürsten und Staatsmänner waren natürlich mit großem und glänzendem Gefolge erschienen, und zu ihnen gesellte sich dann das große Heer der reichen und vornehmen Herren, die sich, um an den glänzenden Festen theilzunehmen, in der Kaiserstadt an der Donau eingefunden hatten. Auch an einer großen Zahl vornehmer, schöner und geistreicher Frauen fehlte es nicht. Die Wiener Gäste, deren Zahl bis auf 100,000 stieg, wurden in buntem Wechsel „divertirt“ durch Wachtparaden, Maskeraden, Karussells, Musikfeste, prunkvolle Bälle, Prachtopern, Feuerwerke, Jagd- und Schlittenfahrten. Die Gastfreundschaft der Wiener that das Ihre dazu, Metternich das Seine. Letzterem kam es vor Allem darauf an, von den Berathungen den rauhen patriotischen Eifer der Freiheitskämpfer fern zu halten. Demnächst trachtete er danach, Stimmung und Atmosphäre für seine Art von Wirksamkeit zu schaffen; und obgleich eben damals in Oesterreich allgemeine Klage über die steigende Finanznoth herrschte, wußte er den Kaiser Franz zu bewegen, daß für die Festlichkeiten eine Summe von 30 Mill. Thalern aufgewendet wurde.

„Es sind jetzt 60,000 Reitpferde und 20,000 Kutschen in Wien“, schreibt der scharfe Beobachter Bollmann. „Die Unkosten des Hofes für Wachslichter allein betragen alle 24 Stunden 3000 Gulden. Man verbraucht tagtäglich 1000 Stück Kapaunen, und 700 kaiserliche Kutschpferde sind beständig in Bewegung. Sie sehen wohl, daß, wenn der Kongreß noch lange dauert, man den Kaiser Franz aufgegessen haben wird.“

Zogen sich auch die Verhandlungen immer mehr in die Länge, so erreichte doch Metternich seinen Zweck, wie aus einem Briefe Stein's vom 15. November hervorgeht: „Es ist“, sagt er sehr treffend in demselben, „jetzt die Zeit der Kleinheiten, der mittelmäßigen Menschen. Alles das kommt wieder hervor und nimmt seine alte Stelle ein, und Diejenigen, welche Alles aufs Spiel gesetzt haben, werden vergessen und vernachlässigt.“ — Stein selbst hatte keine Stimme in den amtlichen Berathungen, er vermochte nur durch sein persönliches Ansehen und durch die Macht der Gründe auf die Staatsmänner zu wirken. Allein er fand in Wien den schlechtesten Boden für eine segensreiche Thätigkeit. „Die Schwachen und Boshaften“, schrieb Gneisenau, „stehen im Bunde gegen Stein: jene fürchten, diese hassen ihn.“

Unter den Staatsmännern, die den König Friedrich Wilhelm nach Wien begleitet hatten, nahmen Fürst Hardenberg und Wilhelm von Humboldt die hervorragendste Stelle ein. Humboldt war nach Geist, Richtung und Charakter mit Stein verwandt, Hardenberg dagegen war, wie Häusser sagt, auf der einen Seite zu leichtfertig und weltmännisch, um für das Metternich'sche Wesen ein entschiedenes Gegengewicht zu bilden, auf der andern Seite jedoch wieder nicht unwahr und durchtrieben genug, um demselben den Vorrang abzugewinnen. Zuverlässig hofften die Patrioten, der Wiener Kongreß werde in Anerkennung der Großthaten des deutschen Volkes veraltete Gesetze aufheben und den Staatsbürgern eine gesetzliche Mitwirkung bei Erledigung ihrer Angelegenheiten zugestehen. Preußens Thatkraft hatte die Anerkennung aller Redlichen hervorgerufen, daher wünschte man vor allen Dingen diesem Staate Entschädigung für die gebrachten Opfer. Aus allen Theilen Deutschlands ergingen mahnende Stimmen an die Staatsmänner, die in Wien tagten.

Doch die Mahnungen verschollen zumeist wirkungslos in dem Rauschen der Wiener Festfreuden. Hätte Stein Metternich's Stelle in Wien eingenommen, so wäre, als es endlich zu den Berathungen ging, vor allen Dingen Eines geschehen: man hätte Frankreich irgend einen Einfluß auf die Berathungen nicht zugestanden. Dies gerade aber geschah. Eine französische Gesandtschaft, mit dem Fürsten Talleyrand an der Spitze, erschien in Wien, und Talleyrand, dieser Meister in der Kunst der Doppelzüngigkeit, tagte mit über die Ordnung der deutschen Angelegenheiten!

Bald fand Letzterer günstige Gelegenheit, der Stimme Frankreichs Gewicht zu geben. Es ward in erster Linie über das Schicksal Polens und Sachsens berathen. Auf Polen machte Rußland, auf Sachsen machte Preußen Anspruch. Der König von Sachsen hatte nach dem Rechte des Krieges sein Land verwirkt. Wäre er im Frühjahr 1813 zu den Verbündeten übergegangen, so hätte muthmaßlich schon der Frühjahrsfeldzug zu günstigen Ergebnissen geführt. Statt dessen war Friedrich August bis zur letzten Stunde auf Seiten Napoleon's geblieben; ja er hatte nach der Schlacht vor den Mauern Leipzigs nicht einmal den Siegern die Stadt geöffnet, so daß jene gezwungen gewesen waren, dieselbe mit Sturm zu nehmen. Das Großherzogthum Polen war von Alexander bereits besetzt, Sachsen in Verwaltung genommen worden.



Fürst Karl zu Schwarzenberg.

Metternich wollte nicht, daß Polen — wenigstens nicht das ganze Polen — an Rußland falle, damit dieses nicht zu mächtig werde, und es ist wahrscheinlich, daß er auch schon vor Beginn der Verhandlungen im Sinne hatte, Sachsen nicht an Preußen fallen zu lassen, wenngleich er äußerlich seine Zustimmung dazu gab. Wegen Polens fand er die Beistimmung des englischen Gesandten, und so ging denn von Oesterreich und England zunächst eine entschiedene Erklärung gegen die russischen Ansprüche auf Polen aus. Dies war der Anlaß, den Talleyrand benutzte, um sich in die Verhandlungen einzudrängen. Er trat auf die Seite Oesterreichs und Englands, worüber Alexander, dem Frankreich die durch den Pariser Frieden gewonnene günstige Stellung ja zumeist zu danken hatte, so empört war, daß er zu Talleyrand die Aeußerung that: „Ich hätte von Frankreich mehr Dankbarkeit erwartet!" — Preußen sprach sich für Rußlands Ansprüche aus, weil Rußland ihm für diesen Fall seine Unterstützung

wegen Sachsens zugesagt hatte, und weil es polnisches Gebiet in der Aussicht gern hingab, sich durch geeigneten Zuwachs in Deutschland zu einem starken Staate abzurunden.

So entstanden in Wien zwei Heerlager, und während die Feste ungestört ihren Fortgang nahmen, begannen die Festtheilnehmer sich mit neuen Kriegsplänen zu tragen. Für einen Jeden, der die russische Politik kannte, konnte es nicht zweifelhaft sein, daß Polen von Seiten Rußlands eine Pflege seiner Nationalität nicht zu erwarten haben werde. Dennoch wagte Alexander, der unter allen Umständen Polen behalten wollte, den Ausspruch, als er die Polen unter die Waffen rief: es gelte, ihr „politisches Dasein“ zu retten.

Gleichzeitig war auch von Metternich die Angelegenheit wegen Sachsens eifrig betrieben worden. Er wollte es in keinem Falle geschehen lassen, daß Preußen durch einen festgeschlossenen Länderbesitz stark gemacht werde. Nun trat Talleyrand als Fürsprecher der legitimen Rechte des sächsischen Fürstenhauses auf und warnte in salbungsvollen Phrasen davor, in der Gutheißung der Absicht Preußens auf Sachsen dem gefährlichen revolutionären Prinzip zu huldigen! Hatte dieser „Minister der Revolution und Bonaparte's“ sich urplötzlich in Wien zu einem Anhänger der legitimen Fürstenrechte bekehrt? War es in Wien zum Grundsatze erhoben worden, Alles, was die Revolution an Grenzverschiebungen hervorgebracht, zu beseitigen, die Gebiete und Rechte, wie die Fürsten sie besessen hatten oder noch besaßen, entweder auf ihr altes Maß zurückzuführen oder ihre Unantastbarkeit zu erklären? Weder Eines noch das Andere! Diejenigen, welche die „legitimen Fürstenrechte“ gegen Preußen vorführten, bekümmerten sich in Fällen, in denen die von ihnen vertretenen Länder äußeren Vortheil durch ihre Anwendung nicht hatten, nicht im Mindesten um die Heilighaltung der Legitimität.


Karl August, Fürst von Hardenberg.

Nach dem legitimen Fürstenrechte hätten doch wahrlich Ansbach und Bayreuth, die Stammgebiete der Hohenzollern, hätte auch Ostfriesland, das nach dem Erbrechte den Hohenzollern zugefallen war, bei Preußen bleiben müssen. Ansbach und Bayreuth sollten aber auf Begehren Oesterreichs an Bayern fallen, Ostfriesland auf Englands Verlangen mit Hannover vereinigt werden. Um zu Letzterem die Zustimmung Preußens zu gewinnen, ward ihm vorläufig noch die Hoffnung auf den Besitz Sachsens gelassen, aber am 3. Januar 1815 schlossen „aus Anlaß neuerlich sich kundgegebener Prätensionen“ Oesterreich, England und Frankreich ein geheimes Bündniß, dessen Zweck es war, weder Rußland in den Besitz Polens, noch Preußen in den Besitz Sachsens gelangen zu lassen. Ein jeder der erstgenannten Staaten verpflichtete sich, nöthigenfalls zur Abwehr solcher „Prätensionen“ 150,000 Mann zu stellen. — So ward unter gleißendem Scheine schnöder Trug gegen Preußen geübt, dessen Hauptvertreter, der Minister Hardenberg, in dem Taumel der Wiener Freudentage sich der Pflicht eines Staatsmannes und des Ernstes der Lage nicht genugsam bewußt geblieben war. Jetzt ward bekannt, Kaiser Franz habe die Aeußerung gethan: „Der König von Sachsen muß sein Land wieder haben, sonst schieße ich!“ Auch vernahm man schon von Rüstungen in Oesterreich, Frankreich und England. Eine Militärkommission, zusammen-

gesetzt aus zwei Oesterreichern, einem Franzosen und einem Bayer, arbeitete einen Kriegsplan aus. Am wenigsten übel meinte es noch England mit Preußen. Die englischen Staatsmänner begannen, da sie es nicht zum Aeußersten kommen lassen wollten, auf eine Ausgleichung hinzuarbeiten. Endlich beschlossen die drei Mächte, dem Kaiser Alexander Polen bis auf einen kleinen Theil, der bei Preußen bleiben sollte, unter der Bedingung zu lassen, daß er die Ansprüche Preußens auf das ganze Sachsen nicht ferner unterstütze. So kam denn in Betreff der preußischen Entschädigungsfrage ein Ergebniß zu Stande, das wir mit Pertz' Worten zusammenfassen: „Indem also Oesterreich durch Aufgeben der Niederlande und Vorderösterreichs und durch Erwerbung Venedigs und Salzburgs sich aufs Vortheilhafteste abrundete, gab Preußen seinen von England, Oesterreich und Rußland verbürgten Anspruch auf Herstellung eines zusammenhängenden Gebietes auf und ließ sich in zwei, durch Hannover und Hessen von einander getrennte Hauptmassen umbilden; es erhielt dadurch eine Vertheidigungslinie von Memel bis Saarbrücken und neben Rußland und Oesterreich, nach Metternich's Absicht, auch Frankreich zum Nachbar; es verlor mit Ostfriesland seine unmittelbare Lage an der Nordsee, seine Erblande Lingen, Ansbach und Bayreuth; es verlor Hildesheim und Goslar und nahm dagegen außer dem Verbindungslande zwischen Ostpreußen und Schlesien mit Thorn, die größere Hälfte des Königreichs Sachsens mit 855,000 Einwohnern (die kleinere, aber reichere Hälfte mit den Städten Dresden und Leipzig behielt Friedrich August), ungefähr 1,100,000 Einwohner an beiden Seiten des Rheins bis zur Nahe und später durch Austausch Lauenburgs das schwedische Vorpommern."



Karl Wilhelm von Humboldt.

Es kann nicht geleugnet werden: die Ausgaben, die Oesterreich sich auferlegt, um die fremden Gäste zu vergnügen, hatten sich durch die neuen Erwerbungen, die ihm anheimfielen, reichlich bezahlt gemacht.

Wie aber ward es mit dem allgemeinen Wunsche, das deutsche Vaterland zu einem nach außen und innen starken Reichskörper erstehen zu sehen? Da die Habsburger das hohe Amt der Kaiserwürde, das sie Jahrhunderte hindurch bekleidet, nicht im Interesse Deutschlands, sondern allein im Interesse der österreichischen Hausmacht verwaltet hatten, waren Würde und Amt zur Scheinehre herabgesunken, deren Wesenlosigkeit den Kaiser Franz im Jahre 1806 bewogen hatte, die Kaiserwürde niederzulegen. In eine so nichtige Stellung aufs Neue einzutreten, trug er kein Verlangen, eben so wenig fühlte er Neigung und Beruf dazu, dem deutschen Volke ein wahrhafter Pfleger und Förderer seines ureigenen Lebens zu werden. Er nahm nur darauf Bedacht, zu verhindern, daß das Königshaus des Hohenzollernstammes nicht förmlich an die Spitze des Reiches berufen würde; und eben deshalb hatte man auch eifrig dafür gesorgt, daß die kleinen Fürsten, mochten sie sich auch noch so schwer gegen das deutsche Volk versündigt haben, mit möglichster Machtfülle ausgerüstet wurden.

Der Schwerpunkt des aus vielen Völkerschaften zusammengesetzten Oesterreich lag außerhalb Deutschlands; es hatte soeben wieder deutsches Land abgegeben, um sich italienisches

Land zuzueignen: war daher für dasselbe nicht ein nur loser Verband mit Deutschland, ein Verband, der ihm geringe Pflichten auferlegte, ihm aber die Möglichkeit ließ, Deutschland für seine Zwecke jederzeit zu benutzen, das Ersprießlichste? Oesterreich strebte deshalb danach, Deutschland zu einem „Bunde unabhängiger Staaten“ umzubilden, was ihm in der That auch gelang. Die deutschen Staaten, damals 39 an der Zahl, sollten fortan durch Gesandte in Frankfurt am Main vertreten sein. Diese Versammlung, deren Vorsitz Oesterreich zu führen hatte, erhielt den Namen „Bundestag“.

Abschluß des Kongresses. Noch bestanden in den großen Fragen die Gegensätze und Meinungsverschiedenheiten ungeschwächt fort; man berieth und verfügte nur über dieſ gegenseitig sich zuzusprechenden Seelenzahlen, über Einkünfte und Flächenraum der Gebiete: — der höheren, der geistigen Interessen der Völker aber, der Verbriefung der in der Stunde der Gefahr ihnen zugesicherten Rechte und Freiheiten, welche sie mit ihrem Herzblut sicher erkämpft zu haben glaubten, wurde nicht gedacht. Reichlich wurden Feldherren und Staatsmänner belohnt — die Völker gingen leer aus!

So rückte unter endlosen Verhandlungen der Frühling des Jahres 1815 heran, und noch immer harrten mancherlei wichtige Fragen ihrer Erledigung durch den Kongreß, als plötzlich ein Ereigniß eintrat, welches mit einem Schlage die Sachlage änderte.

Es war am 8. März. In den Gemächern der Kaiserin fand eine große Festlichkeit statt, bei der lebende Bilder aufgeführt wurden. Mehrere Bilder waren bereits von rauschendem Beifall der hohen und höchsten Gäste begrüßt worden. Aufs Neue rollt der Vorhang empor, und die Gäste sehen das Bild: Die Zusammenkunft des jugendlichen Maximilian von Oesterreich mit der Prinzessin Maria von Burgund. Wie bezaubert hängen die Blicke an den herrlichen Gestalten: — — da stört plötzlich ein dumpfes Geräusch die herrschende Stille; die Monarchen treten zusammen, ihre Mienen drücken Ernst und Staunen aus. Wenige Augenblicke noch, und durch die ganze Versammlung ist die Kunde gedrungen: „Napoleon hat Elba heimlich verlassen und ist, Heer und Volk zu den Waffen rufend, in Frankreich gelandet!“

So stellt eine ältere, aber freilich legendenhaft ausgeschmückte Erzählung das erste Bekanntwerden des wichtigen Ereignisses dar.

Aus dem folgenden Abschnitt werden wir ersehen, wie trotz aller Streitigkeiten und Meinungsverschiedenheiten, die der Wiener Kongreß theils neu hervorgerufen, theils verschärft hatte, die Fürsten Deutschlands, Englands und Rußlands darin wenigstens einig waren, daß diesem neuesten, verwegenen Schritte Napoleon's gegenüber nur Eines zu thun sei, daß die Ehre der betheiligten Mächte und die Sorge um den Frieden und die Ruhe Europa's ein einmüthiges, thatkräftiges Vorgehen erheische. „Der Kongreß ist gesprengt!“ soll Napoleon, als er den französischen Boden betrat, ausgerufen haben. That er diesen Ausruf, so täuschte er sich. Schien doch im Augenblick, als die Kunde von seiner Entweichung bekannt wurde, aller Hader vergessen. Die bisher lässig und fast nur als Nebensache betriebenen Kongreßverhandlungen wurden thunlichst beschleunigt, in aller Eile die verschiedenen Verträge über Gebietsabtretungen und Gebietserweiterungen ausgefertigt und unterzeichnet und so unter dem Impuls des Augenblicks in kurzer Zeit eine Menge Fragen erledigt, deren Erledigung auf dem bisherigen Wege vielleicht noch Monate in Anspruch genommen, vielleicht gar zu neuen Kriegen unter den Siegern selbst Anlaß gegeben hätte. Einmüthig sah Napoleon seine alten Gegner sich wieder gegenüber.



Das Ende der „hundert Tage".

Die hundert Tage und der Krieg von 1815.

Rückkehr Napoleon's nach Frankreich.

Hören wir den thatsächlichen Verlauf des Ereignisses der Rückkehr Napoleon's.

„Die erste Nachricht von der Entweichung Napoleon's von der Insel Elba", erzählt der österreichische Staatskanzler in seinen Memoiren, „erhielt ich auf folgende Weise: In der Nacht vom 6. zum 7. März hatte bei mir eine Sitzung der Bevollmächtigten der fünf Großmächte stattgefunden, und die Verhandlungen hatten sich bis gegen 3 Uhr Morgens hingezogen. Ich hatte meinem Kammerdiener verboten, meinen Schlaf zu stören, falls etwa noch in später Nachtstunde Kuriere ankommen sollten. Trotz meines Verbotes über brachte mir dieser gegen 6 Uhr Morgens eine von einem Eilboten gebrachte Depesche Aber da ich kaum zwei Stunden geschlafen hatte, legte ich die Depesche uneröffnet auf meinen Nachttisch und versuchte wieder einzuschlafen. Indessen einmal in meiner Ruhe gestört, konnte ich den Schlaf nicht wiederfinden, und gegen 7 1/2 Uhr entschloß ich mich, den Brief zu öffnen. Er enthielt nur die folgenden sechs Zeilen: „Der englische Geschäftsträger Campbell ist soeben hier (in Genua) angekommen, um sich zu erkundigen, ob man nicht Napoleon in Genua gesehen habe, da er von der Insel Elba verschwunden ist. Da das verneint wurde, segelte die englische Fregatte ohne Aufenthalt wieder ab."

„In einem Augenblicke war ich angekleidet, und noch vor acht Uhr war ich bei Sr. Majestät dem Kaiser von Oesterreich. Der Kaiser las obige Nachricht, dann sagte er zu mir: „Wenn Napoleon, wie es scheint, neue Abenteuer suchen will, so ist das seine Sache; die unserige ist es, der Welt die Ruhe zu sichern, welche er so lange Jahre gestört hat. Begeben

Sie sich unverzüglich zum Kaiser von Rußland und zum König von Preußen, sagen Sie Beiden, daß ich bereit bin, meiner Armee den Befehl zum Rückmarsch nach Frankreich zugehen zu lassen. Ich zweifle nicht, daß die beiden Herrscher derselben Ansicht sein werden, wie ich."

„Um 8¼ Uhr war ich beim Kaiser Alexander, der sich zu mir in demselben Sinne aussprach wie Kaiser Franz. Um 8½ Uhr gab mir König Friedrich Wilhelm III. die gleiche Erklärung ab. Um 9 Uhr war ich wieder zu Hause. Ich hatte bereits den Feldmarschall Fürsten von Schwarzenberg gebeten, sich zu mir zu begeben. Um 10 Uhr waren die Minister der vier Großmächte, meiner Einladung folgend, in meinem Kabinet versammelt, und zur selben Stunde eilten bereits Adjutanten nach allen Richtungen, um den auf dem Rückmarsch befindlichen Armeecorps den Befehl, Halt zu machen, zu überbringen. — So wurde binnen weniger als einer Stunde der Krieg beschlossen."

So weit Metternich. — Werfen wir nun einen Blick auf die Zustände, die sich während der Abwesenheit Napoleon's in Frankreich ausgebildet hatten, um zu erkennen, wie es möglich war, daß der erst kurze Zeit vorher unter den Verwünschungen des Landes entthronte Eroberer wie ein Triumphator in das Land zurückkehren konnte.

Mißliebigkeit der Bourbonen. Nicht allein die wetterwendische Menge, sondern auch ernsthafte Männer hatten den in Paris einziehenden Ludwig XVIII. freudig begrüßt. Die Glorie Napoleon's war den Franzosen schließlich zu theuer zu stehen gekommen; es hatte dieselbe nach und nach zu viel an Gut und Blut und an bürgerlicher Freiheit verzehrt; endlich war sie selbst unter den Schwertern der Feinde erloschen. Man war des jahrzehntlangen Jagens nach Ruhm satt geworden und sehnte sich nach Zuständen des Friedens und der Freiheit. Es würden, so hoffte man, die schweren Heimsuchungen, die über das alte Königshaus und das Volk gekommen seien, auf beiden Seiten nicht ohne segensreiche Nachwirkung bleiben: auf der einen Seite würde man die bürgerliche Freiheit zu sichern bereit sein, auf der andern würde man durch Verbindung der Freiheit mit der Ordnung eine neue segensreiche Zeit erblühen sehen dürfen! Die Lilien schienen wieder zu einem erhabenen Sinnbilde werden zu sollen.

Eitler Wahn! — Unter den zurückkehrenden Emigranten waren die absolutistischen Satzungen, deren engherzige Befolgung den Sturz des Königshauses herbeigeführt hatte, keineswegs vergessen. Den Rückkehrenden schwebte die alte absolute Machtvollkommenheit der Krone, die Bevorrechtung des Adels und der Geistlichkeit, die Unterwürfigkeit der Unterthanen, als das zu erstrebende Ideal vor. Schon des Königs erste That zeigte es, daß die Geschichte für ihn vergebens gepredigt hatte. Er nahm nicht die vom Senate ausgearbeitete Verfassung an, sondern verlieh dem Volke selbst eine Verfassung, um dadurch von vornherein zu bekunden, daß die Freiheit, unter der die Franzosen fortan leben sollten, nicht etwa auf natürlichem Rechte gegründet, sondern einzig und allein ein Ausfluß der königlichen Gnade sei, über deren Erweiterung oder Einschränkung die Krone zu bestimmen habe. Aber die Wohlfahrt des Landes hätte vielleicht auch unter einer aus derartigen Anschauungen hervorgegangenen Verfassung gedeihen können, wenn nicht mit jedem Tage mehr erkennbar geworden wäre, daß es dem Könige mit der von ihm verliehenen Verfassung gar nicht einmal Ernst, daß sie nur eine Maske sei, und daß daran gearbeitet werde, sie selbst schließlich zu beseitigen und zur nackten Selbstherrschaft zurückzukehren. Ludwig XVIII., der ruhig im Auslande geweilt, während die napoleonischen Heere Siege über Siege in allen Theilen Europa's erfochten, that, als ob er nie das Land verlassen habe; seine Regierung datirte ihre Erlasse aus dem „neunzehnten Jahre der Regierung des Königs", wie wenn der Imperator nie gelebt und seine Legionen siegreich nach fast allen Theilen Europa's geführt hätte.

Hätte der König es vermocht, klaren Blickes über den Parteien zu stehen und als ehrlicher Mann das beschworene Gesetz zu achten, so möchte das Volk nach den schweren Prüfungsjahren, die es durchlebt hatte, wol zu ihm gestanden haben. Aber er lieh in eitler Selbstverblendung sein Ohr nur gar zu gern der Rückschrittspartei, jenen Absolutisten, die nur deshalb

die Krone so hoch erhoben, weil sie durch die Erhöhung derselben wieder in den Besitz alter Vorrechte zu gelangen hofften, und hinter deren in frommen Worten gleißenden Rechtstheorien sich die Gier nach materiellen Gütern und nach Rache barg. So begann denn, den in der Verfassung ausgesprochenen Grundsätzen entgegen, das alte Mißregiment. Junge, verdienstlose Adelige wurden bewährten bürgerlichen Offizieren vorgezogen, Tausende der Letzteren auf halben Sold gesetzt. Krieg gegen Alles, was die Revolution geschaffen, ward das Losungswort der herrschenden Partei. Auch die alte Unduldsamkeit gegen die Protestanten hob wieder an und den Schauspielern versagte man das kirchliche Todtenamt.



Landung Napoleon's im Golf von Juan. Zeichnung von Th. Weber.

Gar Viele, die durch Kauf Güter oder Ländereien des Adels an sich gebracht hatten, sahen sich in ihrem Besitze bedroht. Von den Lasten, welche die Revolutionszeit dem Volke gebracht hatte, wurde ihm dagegen nichts abgenommen; die drückenden Steuern blieben, ebenso die Beschränkungen, die der Presse durch Napoleon auferlegt worden waren.

Der Groll gegen das neue Regiment regte sich am lautesten unter den alten Soldaten des Kaiserreichs. Tausende waren aus den übergebenen Festungen in den Schoß ihrer Familien zurückgekehrt, und nun sahen sie sich in ihrer Heimat von der neuen Regierung gleich Räubern mißachtet. Sie, die früher Napoleon's Triumphe getheilt hatten, waren von der Ueberzeugung durchdrungen, daß, wenn sie bei ihm gewesen wären, er heute noch an der Spitze Frankreichs stände. Man sprach in den Garnisonen vorzugsweise gern vom „Vater Veilchen“, der im Frühjahre wiederkehren werde, je deutlicher man wahrnahm,

daß der König nicht gewillt sei, sich auf sein Volk zu stützen; am unzweideutigsten ging dies daraus hervor, daß er sich wieder Schweizerregimenter als Garden werben ließ. Mehr und mehr erwies sich die Hoffnung redlicher Männer, es werde Ordnung und Freiheit zur Herrschaft gelangen, als ein Nebelbild. Schon fielen Vergleiche des Napoleonischen Regiments mit dem gegenwärtigen zu Gunsten des ersteren aus. Unter ihm hatte man neben dem auch jetzt herrschenden Schlechten wenigstens Eins gehabt: Ruhm und eine vorzügliche, rasch eingreifende Regierungsmaschinerie. Selbst die kühlsten Beobachter begannen das Herannahen einer Katastrophe zu prophezeien.

Napoleon hatte auf Elba ein den Weltereignissen scheinbar gänzlich abgewandtes Leben geführt, war aber dabei scharfen Blickes der Entwicklung der französischen Zustände gefolgt. Durch seine Anhänger in Kenntniß gesetzt von der veränderten Stimmung der Franzosen, sowie wohl unterrichtet von den endlosen Zänkereien auf dem Kongresse zu Wien, erschien ihm mit jedem Tage mehr seine Rückkehr nach Frankreich als Aufgabe, zu deren Lösung nur Entschlossenheit und Selbstvertrauen gehöre. Boten gingen und kamen, täglich wuchs seine Hoffnung, das Verlorene wieder zu gewinnen. Er hatte zwar für sich und seine Familie der Herrschaft über Frankreich feierlich entsagt, doch hatten ihm feierliche Zusagen und selbst Schwüre niemals viel gegolten. Das schlechte Regiment der Bourbonen, so meinte er, müsse seine Rückkehr in den Augen aller Vernünftigen als wohlgerechtfertigt erscheinen lassen. Ueberdies gab ihm Ludwig XVIII. selbst einen Vorwand in die Hand, indem er ihm das vertragsmäßig ihm zustehende Jahrgehalt nicht auszahlte.

Landung Napoleon's in Frankreich. Am 15. Februar 1815, während die mit seiner Bewachung betraute kleine englische Flotte sich nicht in der Nähe Elba's befand, schiffte er sich mit seinen Soldaten ein, entging den auf dem Meere kreuzenden englischen und französischen Fahrzeugen und landete am 1. März im Golf zu Juan an der Küste der Provence. Seinen Getreuen hatte er erst auf dem Meere gesagt, was es gelte; seine Anrede war von ihnen mit den feurigsten Zurufen beantwortet worden. Jetzt erließ er eine Ansprache an das Heer, in der er sich als Befreier des Landes vom schimpflichen Joche der Bourbonen ankündigte. „Reißt jene Farben nieder", heißt es in derselben, „welche die Nation verbannte, und die seit 25 Jahren allen Feinden Frankreichs zur Vereinigung dienten! Steckt die dreifarbige Kokarde auf! Ihr habt sie in jenen großen Tagen getragen!" Der Schluß lautete: „Der Sieg wird uns im Sturmschritt voraneilen, der Adler mit den Nationalfarben von Thurm zu Thurm fliegen und sich auf dem von Notredame niederlassen."

Das war es gewesen, was die Monarchen in Wien plötzlich aufgestört hatte. Das von Napoleon bei seiner Landung gesprochene Wort: „Der Kongreß ist aufgelöst", bewahrheitete sich indeß, wie bemerkt, nicht. Die Kunde von der Landung des Verwegenen bewirkte vielmehr, daß die Mächte allen Zwist und Streit fallen ließen und am 13. März eine Achtserklärung gegen Napoleon erließen, in welcher sie ihn als den „Feind und Störer der Ruhe der Welt, der sich der öffentlichen Ahndung überliefert habe", bezeichneten.

Inzwischen hatte sich der Vormarsch Napoleon's durch Frankreich zu einem förmlichen Triumphzuge gestaltet; je näher er der Hauptstadt kam, um so größer ward sein Anhang.

Ludwig hielt anfänglich das Unternehmen seines Gegners für ein thörichtes, ein verfehltes; er ertheilte dem Marschall Ney den Befehl, den napoleonischen Aufstand niederzuwerfen. Ney versprach, was sein Monarch wünschte, und betheuerte, für den König in den Tod gehen zu wollen. Beim Abschied von demselben küßte er dem Könige mit Inbrunst die Hand, vergoß Thränen, ließ sich von ihm eine halbe Million Francs auszahlen, um seine Schulden zu bezahlen, und versprach mit prahlerischen Worten, daß er den „Tiger" in einem eisernen Käfige nach Paris führen werde. Was Wunder, daß der Prinz von Artois und seine Anhänger sich in bester Stimmung befanden! Ihnen war auf dem Wege der Reaktion bisher noch viel zu wenig erreicht; nach Niederwerfung des Aufstandes, hofften sie, werde der König auch die übertriebensten Forderungen der absolutistischen Partei genehmigen.

Ney indeß, statt gegen Napoleon zu kämpfen, ging zu seinem alten Gebieter über. Als er diesem die Worte mittheilte, die zwischen ihm und Ludwig beim Abschiede gewechselt worden waren, fügte er lachend hinzu: „Ich habe innerlich recht gelacht über das dicke Schwein!"

Nun erst ward bei Hofe erkannt, vor welchem Abgrunde man stehe. Ludwig griff jetzt nach der Verfassung, die nun das Palladium abgeben sollte, das Königthum zu retten. Aber er hatte sie in den Tagen der Macht mißachtet, es half ihm auch nichts, daß er selbst in der Kammer erschien und die Deputirten in beweglichen Worten aufforderte, ihm treu beizustehen.

Napoleon in Paris. Die Stimmung der Pariser entschied sich für Napoleon. Bei der ersten Nachricht von seiner Landung hatten ihn die Zeitungen „Ungeheuer", „Tiger" u. s. w. genannt; in den folgenden Tagen war von „Bonaparte", dann von „Napoleon", jetzt vom „Kaiser" die Rede. In der Nacht auf den 20. März begab sich der König auf die Flucht; am folgenden Tage hielt Napoleon unter den Freudenrufen der Bevölkerung seinen Einzug in Paris. Doch bejubelten die Pariser mehr den Fall Ludwig's als das Wiederaufsteigen des napoleonischen Sternes. — Napoleon trug jetzt plötzlich gleichfalls die größte Achtung vor den verfassungsmäßigen Rechten des Volkes zur Schau. „Wir hatten", sagte er den Franzosen, „mehrere innere Einrichtungen verschoben, welche bestimmt waren, die Freiheit der Bürger zu sichern. Von nun an haben wir keinen andern Zweck mehr, als Frankreichs Wohlfahrt durch die Befestigung der öffentlichen Freiheit zu vermehren."

War er während seiner kurzen Verbannung ein Anderer geworden? — Gewiß nicht! — Aber er war, ohne daß die Anwendung auch nur irgend einer Gewaltthat sich als nöthig erwiesen hätte, wieder in den Besitz der Macht gelangt, woraus deutlich hervorging, daß Frankreich die Bourbonen nicht wollte. So, hoffte er, werde auch der Kongreß in Wien die Sache auffassen und demgemäß eine friedliche Haltung gegen ihn annehmen. Schon von Lyon aus hatte er proklamirt, daß „sein Kaiserreich von nun ab der Friede sein werde." Jetzt flogen seine Kuriere wie Friedenstauben mit erneuten beruhigenden Verkündigungen den Grenzen zu. „Die Herstellung des Kaiserthrones", schrieb er, „sei für das Glück Frankreichs nothwendig gewesen; er beabsichtige durch Aufrechthaltung desselben auch die Ruhe Europa's zu befestigen. Kriegsruhm zur Genüge habe der Reihe nach die Fahnen der verschiedenen Nationen verherrlicht; die schönste Bahn thue sich jetzt den Herrschern auf, und er sei der Erste, in dieselbe hinabzusteigen zum heiligen Wettkampfe um die Glückseligkeit der Völker." — — Worte! Worte! Worte! —

Hätte Napoleon in den höheren und niederen Beamtenkreisen, bei den Organen der Verwaltung, der Städte und Departements dasselbe hingebende Vertrauen genossen, wie es ihm von der Armee gezollt wurde, vielleicht wäre sein Versuch, wieder die Macht an sich zu reißen, von besserem Erfolge gekrönt gewesen.

„Es ist der unheilbare Fehler alles Despotismus", sagte der französische Historiker Véron, „nur blinde Werkzeuge um sich zu dulden, jede individuelle Willensäußerung zu unterdrücken und in Denen, deren Dienste er bedarf, alle männliche selbstbewußte Entschiedenheit, alles persönliche Eingreifen zu vernichten; das namentlich war einer der Hauptfehler Napoleon's, seiner Regierungskunst und Politik. Die Leidenschaft, allein herrschen zu wollen und Jedem seinen Willen aufzuzwingen, ließ ihn oft die weisesten Entschlüsse vergessen; es kam nicht selten vor, daß er dem Erfolge eines Planes von untergeordneter Wichtigkeit den naheliegenden Erfolg der wichtigsten und geschicktesten Kombinationen zum Opfer brachte. Sein böser Genius befestigte immer mehr in ihm die Verachtung der Menschen; der Glaube, daß es genüge, ihnen Furcht einzuflößen oder ihre Begehrlichkeit anzuregen, um Alles durchzusetzen, was er beabsichtigte, im Verein mit dem bei ihm eingewurzelten Glauben, daß ihm nichts widerstehen könne, erklärt die Fehler seiner Regierung" — und seinen Fall. — — —

Der Krieg in Italien und Belgien.

Da der von ihm angestimmte Sirenengesang die erwünschte Wirkung nicht hervorgebracht hatte, sah Napoleon sich genöthigt, es auf den Entscheid der Waffen ankommen zu lassen. Am 25. März wurde von Preußen, Rußland, Oesterreich und England beschlossen, ein Heer von 700,000 bis 800,000 Mann, nöthigenfalls selbst eine Million Streiter aufzubringen, und es sollten die kampffertigen Truppen unverzüglich an verschiedenen Stellen, am Ober- und Niederrhein, namentlich durch Belgien, in Frankreich einrücken.

Einen tüchtigen Kern für die sofort begonnene Neubildung eines Heeres boten Napoleon die kampfgeübten, während seines Aufenthaltes auf Elba aus der Kriegsgefangenschaft nach Frankreich zurückgekehrten Soldaten. Weiterhin bot eine Menge längst abgedankter Krieger ihrem alten Feldherrn freudig wieder ihren Arm an, junge Ehrgeizige führte die Ruhmesliebe unter die dreifarbige Fahne. Nationalgarden gingen bereitwillig als Besatzung in die Festungen. Mit gewohnter Kraft und Umsicht traf Napoleon seine Anordnungen, um alle Hülfsquellen Frankreichs zu seiner Vertheidigung flüssig zu machen und zu vereinigen. Anfang Juni meinte er hoffen zu dürfen, seinen Feinden demnächst schon eine Streitmacht von einer halben Million meist tüchtiger Krieger entgegenstellen zu können. — Es ist wahrscheinlich, daß Napoleon, der entgegen dem Rathe fast aller seiner Generäle, seinen Feinden angriffsweise entgegengehen und mit schnellen, unerwarteten Schlägen die einzelnen Heerestheile derselben vor ihrer Vereinigung zu zertrümmern suchen wollte, ursprünglich den Plan gefaßt hatte, auf seinem alten Wege über den Oberrhein in Deutschland einzudringen.

Joachim Murat, der König von Neapel, den die Verbündeten beim ersten Pariser Friedensschluß im Besitz des ihm von Napoleon übertragenen Landes gelassen hatten, sollte, aus Italien ihm entgegenziehend, sich mit ihm vereinigen und dadurch seine Armee soweit verstärken, daß er mit Aussicht auf Erfolg den Angriff unternehmen konnte. Aber durch den voreiligen Aufbruch seines Schwagers, dessen Heer am 2. und 3. Mai von den überlegenen Oesterreichern bei dem italienischen Orte Tolentino angegriffen und nahezu vernichtet wurde, sah Napoleon seinen Plan vereitelt. Allein fühlte er sich zum Angriff an dieser Stelle nicht stark genug, und so beschloß er, seine gesammte Streitmacht gegen Norden an der belgischen Grenze zusammenzuziehen und dort den Entscheidungskampf mit seinen Gegnern aufzunehmen. Da zur Besetzung der langen Grenze ansehnliche Truppentheile nöthig waren, blieben dem Kaiser für die an der belgischen Grenze gesammelte Armee, an deren Spitze er sich nun selbst stellen wollte, nur etwa 130,000 Mann mit 350 Kanonen; freilich meistens Kerntruppen, und dieselben standen unter Vertrauen erweckenden Führern, wie Ney, Soult, Grouchy, Kellermann, Reille, Gerard, Graf d'Erlon, Drouot, Pajol u. A.

In Berlin hatte die Nachricht von Napoleon's Rückkehr von Neuem den kriegerischen Enthusiasmus erregt. Der dreiundsiebzigjährige Blücher legte sofort den schlichten Civilrock ab, den er in letzter Zeit getragen, und als er sich zum ersten Mal wieder in Feldmarschallsuniform zeigte, drängte sich das Volk jubelnd zu ihm heran und rief: „Hurrah, nun geht's wieder vorwärts!" „Ja Kinder", erwiederte der Alte, „vorwärts, bis wir den H—n am Zipfel haben!" Der letzte Feldzug hatte freilich des greisen Helden Gesundheit stark mitgenommen; aber jetzt, auf die Kunde von dem bevorstehenden neuen Waffengange, kehrte seine alte Rüstigkeit und Rührigkeit des Geistes und Körpers wieder zurück. Munter tummelte er sein Roß im Thiergarten und sprach mit gewohnter Zuversicht von einem baldigen neuen Einzug in Paris, der diesmal den Franzosen theurer zu stehen kommen solle. Abermals hatte die Partei, die, wie beim Beginn des Feldzuges von 1813, dem alten Marschall nicht wohl wollte, ihren Einfluß bei Hofe zur Geltung zu bringen versucht. Den greisen Kriegshelden wider seinen Willen zum Rücktritt zu zwingen, ging natürlich nicht wohl an, und so versuchte man es, ihn zu einem freiwilligen Verzicht auf die Oberleitung des preußischen Heeres im bevorstehenden Feldzuge zu bewegen.

Knesebeck wurde zu diesem Zwecke an ihn abgesandt. Dieser hob unter Anderem das Bedenken hervor, ob es für ihn wol rathsam erscheine, in einem so hohen Alter den erlangten Ruhm wieder aufs Spiel zu setzen. Da kam er aber schön an. Blücher unterbrach ihn kurz angebunden mit den Zornesworten: „Donnerwetter, was das für dummes Zeug ist!" und kehrte ihm den Rücken zu. — Wenige Tage später befand er sich mit Gneisenau und den meisten seiner alten Kriegsgefährten auf dem Wege nach Belgien. Die bewährtesten Heerführer der Verbündeten, auf welche Volk und Heer mit unerschütterlichem Vertrauen blickten, sollte Napoleon auf dem belgischen Kriegsschauplatze sich gegenüber sehen. Nur der alte York fehlte in ihren Reihen. Ein ungünstiges Geschick hielt ihn unthätig in Schlesien zurück.



Verfolgung der kaiserlichen Garde durch die preußische Reiterei. Zeichnung von A. Beck.

Neben dem unter Blücher's Oberbefehl stehenden und von erprobten Generälen, wie Zieten, Bülow, Thielmann, Pirch u. A., geführten niederrheinischen Heere wurde ein zweites aus Engländern, Holländern, Hannoveranern, Braunschweigern und Nassauern gebildetes Armeecorps, dem auch die englisch-deutsche Legion zugetheilt wurde, aufgestellt, und zum Oberbefehlshaber desselben der „Siegesherzog" Wellington ernannt, der während der Dauer des Wiener Kongresses als Vertreter Englands an den Verhandlungen theilgenommen hatte. Auch er wurde in der Führung des ihm anvertrauten Heerestheils von tüchtigen Unterfeldherren, von denen vor Allen der Herzog Wilhelm von Braunschweig, der Held von 1809, und die englischen Generäle Picton und Ponsonby zu nennen sind, unterstützt.

Die beiderseitigen Streitkräfte. Die Gesammtstärke der unter Blücher's Oberbefehl stehenden niederrheinischen Armee belief sich auf etwa 117,000 Mann mit 312 Geschützen, während Wellington Alles in Allem über 106,000 Mann mit 196 Geschützen verfügte.

Bei diesen beiden Heerestheilen, die in ihrer Gesammtstärke allein schon die Streitmacht, welche Napoleon aufzustellen vermochte, übertrafen, lag die Entscheidung des bevorstehenden Kampfes, die sie denn auch thatsächlich fast allein herbeigeführt haben.

Beim Eintreffen der Kunde von Napoleon's Rückkehr stand in Rheinpreußen der französischen Grenze entlang allerdings nur eine preußische Armee von 60,000 Mann

unter Kleist von Nollendorf, der 14,000 Sachsen unter Thielmann beigegeben waren, und in Belgien ein englisch-hannöversches Corps von 25,000 Mann unter dem Prinzen von Oranien, dem Sohne des neuen Königs der Niederlande. Napoleon hatte dagegen 150,000 Mann auf dem Kriegsfuße, welche Ludwig XVIII. zu dem englisch-österreichischen Bündniß gegen Preußen und Rußland mobil gemacht, und außerdem 40,000 Mann Ersatztruppen vorgefunden. Bei schnellem Vorgehen an dieser Stelle wäre er demnach wol in der Lage gewesen, einen entscheidenden Schlag zu wagen, aber er führte, einmal wegen seines oben erwähnten ursprünglichen Planes gegen Süddeutschland und sodann, weil er noch immer auf die alte Hydra der Zwietracht unter den Verbündeten rechnete, diesen entscheidenden Schlag nicht und ließ denselben damit Zeit, jene beiden gewaltigen Heere unter Blücher und Wellington in Belgien aufzustellen. Aber gegen diese vermochte Napoleon nun nicht einmal seine ganze Streitmacht ins Feld zu führen, denn weitere Heeresmassen der Verbündeten waren an der ganzen Rheinlinie in der Bildung oder im Anrücken begriffen. Das zwischen Lahn und Sieg sich formirende norddeutsche Bundescorps von 25,000 Mann war, wie erwähnt, dem Oberbefehl von Kleist unterstellt worden. Preußen stellte außerdem noch eine mächtige Reserve auf, so daß von seiner Bevölkerung $2^1/_2$ Prozent unter die Waffen gerufen wurden, nach zwei blutigen Feldzügen gewiß der beste Beweis für die Wehrkraft des Volkes. Man kann die Gesammtzahl der Krieger, welche Norddeutschland 1815 ins Feld stellte, auf 300,000 Mann schätzen. Oesterreich und die süddeutschen Staaten brachten 254,000 Mann auf; die russische Armee zählte 167,000 Mann, in Sardinien sammelten sich 50,000 Oesterreicher und Sardinier.

Napoleon machte inzwischen die größten Anstrengungen, seine Kriegsmacht zu verstärken; die Zahlen, die er selbst angegeben, sind jedoch nicht zuverlässig. Zwar waren allerorten in Frankreich neue Armeen in der Bildung begriffen, aber bei der zum Theil mangelhaften Ausrüstung und kriegerischen Ausbildung der jüngeren Soldateska war auf diese nicht viel zu rechnen. An wirklich kriegstüchtigen Truppen vermochte Napoleon gegen die von allen Seiten gegen ihn anrückenden Streitkräfte der Verbündeten, die sich zusammen auf ziemlich 700,000 Mann belaufen mochten, augenblicklich nur etwa 200,000 Mann zu verwenden. Von diesen wurden 70,000 in kleineren Beobachtungscorps längs der Grenze aufgestellt, die Hauptarmee, 130,000 Mann mit 344 Geschützen, nahm gegen Belgien Stellung.

Nachdem jede Aussicht auf Verständigung geschwunden war, mußte Napoleon's eifrigstes Bestreben dahin gehen, die rasche Niederwerfung der in Belgien gesammelten feindlichen Streitkräfte zu bewerkstelligen, ehe noch die Verbündeten ihre ganze gewaltige Heeresmacht gegen ihn zur Verwendung bringen konnten. Darin erblickte er die einzige Möglichkeit, die europäischen Mächte zum Abschluß eines seiner Sache einigermaßen günstigen Friedens zu nöthigen. — Blücher und Wellington, wiewol kampfgerüstet, ahnten nichts von den Absichten Napoleon's. Gneisenau hatte noch kurz vorher geschrieben: „Der Geist unserer Truppen ist vortrefflich. Wären die Nachbar-Armeen von einem gleichen Geiste beseelt, so würden wir bald wieder in Paris einziehen können. Ein bitterer Kongreßnachgeschmack ist wol vorherrschend, doch man muß sich bemühen, in die Zukunft zu blicken und die Vergangenheit zu vergessen." Napoleon hätte im Grunde weniger Ursache gehabt, gleich vertrauensvoll in die Zukunft zu schauen. Bei weniger Selbsttäuschung konnte er sich selbst sagen, wie geringe Aussichten sich ihm darböten, dem ausgesprochenen Willen der europäischen Mächte mit Erfolg widerstehen zu können, da deren Streitkräfte ihm um das Doppelte überlegen waren. Dazu kam weiterhin, daß die Begeisterung, mit der Napoleon bei seinem Erscheinen empfangen worden war, gar bald einer kühleren Stimmung Platz machte. Es war unschwer zu erkennen, daß er, wenn er aus dem bevorstehenden schweren Kampfe als Sieger hervorgehe, wieder in alter Weise schalten würde. Treffend sagte Lafayette: „Bei seiner Ankunft in Frankreich nannte er uns Bürger, halbwegs nach Paris Franzosen, zuletzt Unterthanen."

Napoleon's Schnelligkeit in allen seinen Bewegungen war bekannt, dennoch ließ sich der Herzog von Wellington nicht bestimmen, seine Soldaten nahe bei einander zu halten. Er war der Oberbefehlshaber, und so vermochte Niemand seinen Anordnungen zu widersprechen.

Mitte Juni langte, während die einzelnen Truppentheile des preußischen und des englisch-hannöverschen Heeres noch weit auseinander lagen, in Blücher's Hauptquartier die Nachricht an, daß Napoleon in Eilmärschen am 14. Juni die belgische Grenze überschritten habe. Schon am 15. Juni überraschten die Franzosen die preußischen Vortruppen unter Zieten bei Charleroi. Zieten mußte bald vor der Uebermacht zurückweichen. Blücher sandte Eilboten zu Wellington und ließ ihn von der Lage der Dinge in Kenntniß setzen, infolge dessen beide Feldherren am nächsten Tage eine Zusammenkunft hatten. Da Blücher von Wellington die bestimmte Zusage empfing, von ihm 20,000 Mann Hülfstruppen zu erhalten, beschloß er, eine Schlacht von Napoleon anzunehmen.



Nostitz schützt den gestürzten Feldherrn. Nach Camphausen.

Blücher bei Ligny. Blücher hatte, da das Bülow'sche Corps noch nicht eingetroffen war, den Franzosen nur 80,000 Mann entgegen zu stellen; den Mittelpunkt der preußischen Aufstellung bildete das Dorf Ligny. Um 3 Uhr Nachmittags eröffnete Napoleon seinen Angriff auf die Preußen. Am heftigsten ward auf dem rechten Flügel, auf dem das Dorf St. Amand lag, gestritten. Hier mußten die alten erprobten Soldaten Napoleon's vor jungen preußischen Truppen zurückweichen. Fünf Stunden lang ward auf beiden Seiten mit wahrhaft heldenmüthiger Anstrengung gerungen. Nachtheilig gestaltete sich die Lage der Dinge, als das von Wellington zugesagte und je länger je mehr sehnsüchtig erwartete Hülfscorps ausblieb. Zu dem Getöse des Kampfes, der jetzt auch um Ligny immer stärker ward, gesellte sich der Donner eines heftigen Gewitters. Abends halb neun Uhr führt Napoleon mit der Garde und der schweren Reiterei den Hauptstoß auf die Preußen aus, und es gelingt ihm, das Centrum ihrer Aufstellung zu durchbrechen. Die preußische Reiterei wirft sich

mit Todesmuth auf den Feind. Sie wird zurückgedrängt. Da sprengt Blücher herbei, setzt sich an die Spitze der Reiterei und führt sie noch einmal dem siegreich vordringenden Feinde entgegen. Dieser ist jedoch bereits in zu großem Vortheil; aus 40 Geschützen wird den Preußen Tod und Verderben entgegengeschleudert. Die preußische Reiterei wird geworfen, Blücher auf der Flucht mit fortgerissen. Sein Pferd erhält einen tödlichen Schuß und jagt mit ihm in wilden Sprüngen dahin. „Nostiz, nun bin ich verloren!" ruft er seinem Adjutanten zu; wenige Augenblicke darauf bricht sein Pferd todt zusammen und begräbt den General halb unter seiner Last. Graf Nostiz, der vom Pferde gesprungen ist, hält mit dem Degen in der Faust treue Wacht bei dem großen Feldherrn. Nahe sind die feindlichen Geschwader, der Boden bebt unter dem Hufschlag ihrer Rosse. Regungslos dem Unvermeidlichen ins Auge schauend, steht Nostiz, das Pistol gespannt — — die französischen Kürassiere stürmen hart an ihnen vorbei. Inzwischen hat sich die preußische Reiterei wieder gesammelt. Ein heftiger Angriff auf die französischen Kürassiere nöthigt diese zur Flucht, und wieder jagen dieselben dicht an Blücher vorüber. Nostiz ruft die nachfolgenden Preußen an. Einige Uhlanen sprengen herbei, Blücher wird unter dem todten Pferde hervorgezogen und auf das Pferd eines Unteroffiziers gehoben.

Es war die höchste Zeit. Denn schon stürmt der Feind mit verstärkter Macht aufs Neue daher; die Preußen müssen weichen, der Feind bleibt im Besitze des Schlachtfeldes. — Der Verlust der Preußen belief sich auf 12,000 Mann und 21 Kanonen. Ihr Muth war jedoch ungebrochen. Auch hatte Napoleon seinen Hauptzweck, die Heere Blücher's und Wellington's zu trennen, nicht erreicht; denn von Gneisenau war der Rückzug nicht auf Namur, sondern auf Wavre angeordnet worden, wo man den Engländern noch näher stand. Noch in der Nacht äußerte Blücher, der vom Sturze so stark zerschlagen und gequetscht war, daß er sich nur mit Mühe auf dem Pferde zu halten vermochte, scherzend zu Gneisenau: „Wir haben Schläge gekriegt, wir müssen es wieder ausbessern, ehe es weh thut." In dem Tagesbefehl vom 17. Juni sagte er den Truppen, daß der Verlust der Schlacht nur allein dem Ausbleiben der Unterstützung beizumessen sei, und schloß mit den Worten: „Ich werde euch wieder vorwärts gegen den Feind führen; wir werden ihn schlagen, denn wir müssen!"

Bei Quatrebras. Daß die Blücher zugesagte Unterstützung von Seiten der Engländer ausgeblieben war, hatte seinen Grund keineswegs in einer Versäumniß des englischen Oberbefehlshabers. Die Unterstützung war von Wellington zugesagt worden unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er nicht gleichzeitig selbst von den Franzosen angegriffen werde. Napoleon mochte sich indeß selbst sagen, daß die Engländer versuchen würden, dem bedrängten Blücher'schen Heere zu Hülfe zu eilen; um dies zu verhindern, hatte er am Tage vor der Schlacht bei Ligny den Marschall Ney mit einer Heeresabtheilung von 40,000 Mann jenen entgegengesandt, und während nun das französische Hauptheer unter Napoleon's persönlicher Leitung in erbittertem Kampfe Blücher gegenüberstand, fand gleichzeitig zwischen dem Ney'schen Corps und der englisch-niederländischen Armee ein Treffen bei Quatrebras statt. Ney stieß hier zunächst auf 8000 Mann Niederländer und Nassauer, die von dem Kronprinzen Wilhelm von Oranien befehligt wurden und gegen die er anfänglich im Vortheile war. Bald jedoch erhielten die Rückweichenden Verstärkungen, unter ihnen die Braunschweiger, geführt von ihrem tapferen Herzog Wilhelm, dem es bestimmt war, das erste hochbedeutende und vielbeklagte Opfer des kurzen Feldzuges zu werden. Den Braunschweigern, die einen überaus anstrengenden Marsch zu machen gehabt hatten, um in die Nähe des Schlachtfeldes zu kommen, mußte nothwendig bei dem Städtchen Jemappes eine kurze Ruhe gegönnt werden, ehe sie in den Kampf geführt werden konnten. Der Herzog schlummerte erschöpft eine Viertelstunde lang auf einer mit Rasen bekleideten Erhöhung des Bodens. Um zwei Uhr wurde der Befehl ertheilt, gegen Quatrebras vorzurücken, und eine Stunde später befanden sich die Braunschweiger auf dem eigentlichen Schlachtfelde. Sie bildeten vorerst die zweite Linie; weiter vorwärts standen belgische,

hannöversche und englische Truppen im Feuer. Da indessen Ney immer lebhafter andrängte, mußte bald auch das ganze Corps der Braunschweiger in die Schlachtreihe einrücken. Es bestand fast nur aus jüngeren, kriegsungewohnten Truppen, die — selbst ohne Geschütz — hier die Feuerprobe gegen alte Kerntruppen bestehen sollten! Eben waren die Engländer durch einen wüthenden Reiterangriff erschüttert worden; Ney's Lanciers hatten ein ganzes Bataillon Hochschotten überritten und niedergemacht. Mit Eintreffen der Schwarzen kam sofort wieder eine feste Haltung in die schwankende Gefechtslinie. Doch nun eröffneten die Franzosen gegen die aufmarschirenden Braunschweiger ein heftiges Granat- und Kartätschenfeuer und richteten damit große Verheerungen in ihren Reihen an. In ihrer ungedeckten Stellung erlitten die Braunschweiger, namentlich die Reiterei, schwere Verluste.



Heldentod des Herzogs von Braunschweig. Nach Camphausen.

Ein neues, vom Herzoge zur Unterstützung herbeigeholtes Reiterregiment vermochte eine Wendung des Kampfes gegenüber den vorrückenden beiden feindlichen Heeressäulen, deren jede etwa 3000 Mann zählte, nicht herbeizuführen: der Rückzug der Braunschweiger wurde unvermeidlich. Ein Theil ging auf der Landstraße, ein anderer links von derselben zurück; bei diesem letzteren befand sich der Herzog. Die Franzosen folgten hitzig, der Hagel ihrer Geschosse schlug vernichtend in die Reihen der Schwarzen; ein dichter Schwarm von Kürassieren sprengte mit donnerndem Hufschlag heran. Daß die jungen Soldaten, in deren Mitte Kugel auf Kugel einschlug, bei dem Anblick dieser Reiterwolke in Unordnung geriethen, kann ihnen nicht zum Vorwurf gereichen. Der Herzog, dessen Begleitung zurückgeblieben war, bemühte sich persönlich, die Ordnung wieder herzustellen, und gerieth dabei in das feindliche Feuer. Plötzlich sehen ihn seine Getreuen auf dem Rosse wanken — er stürzt, von einer Kugel tödlich getroffen, vom Pferde. Drei Soldaten heben ihn auf

und tragen ihn auf ihren Gewehren über die Straße hinter die Linie zurück. Jenseit der Straße ließen sie den Verwundeten nieder, nahmen ihm Schärpe und Säbel ab und legten ihn auf eine wollene Decke. Ein Wundarzt war nicht aufzufinden. Die halbgebrochenen Augen des Herzogs und die Todtenblässe, die sein Gesicht bereits bedeckte, ließen jedoch auch erkennen, daß von ärztlicher Hülfe nichts mehr zu erwarten sei. Noch einmal schlug der Held die Augen auf, erkannte die Umstehenden und bat um Wasser. Aber auch dieser letzte Wunsch des Sterbenden war nicht zu erfüllen, denn er vermochte den dargebotenen Trunk nicht zu sich zu nehmen. Zugleich drängten die Franzosen wieder nach, eine Granate fiel dicht neben dem Verwundeten nieder, und da das Zerspringen derselben jeden Augenblick zu befürchten war, hob man den Herzog noch einmal auf und trug ihn bis zu einer Häuserreihe an der Straße. In einer Hütte daselbst legte man ihn auf ein Strohlager; schon war der letzte Lebensfunke des edlen Fürsten im Erlöschen, der bald darauf ankommende Arzt fand ihn todt. — So fiel am Vorabend des neuen großen Entscheidungskampfes ein echt fürstlicher Held und wahrer Patriot.

Marschall Ney hatte nicht allein verhindern sollen, daß Blücher die versprochene Verstärkung erhielt, sondern er hatte, wenn das geschehen, die bei Ligny kämpfenden Preußen auch im Rücken angreifen sollen. Nur das Erstere konnte geschehen. Als es Wellington gelungen war, neue Streitkräfte heranzuziehen, hatte sich Ney genöthigt gesehen, in die Stellung zurückzugehen, die er am Morgen innegehabt.

Wellington bei Waterloo. Der englische Oberbefehlshaber traf nun seinerseits bei Waterloo Anordnungen zum Empfang des Feindes. Er gebot über 68,000 Mann, unter ihnen 24,000 Briten, die Uebrigen Deutsche und Niederländer. Ihn mit Uebermacht anzugreifen, war jetzt Napoleon's Absicht, zumal er meinte, daß die von ihm bei Ligny geschlagenen Preußen nicht sobald im Stande sein würden, wieder in den Kampf einzutreten.

Schon am 17. Juni Abends standen sich Napoleon und Wellington bei Waterloo gegenüber. Wellington hatte zu Blücher gesandt und ihn dringend auffordern lassen, ihm zwei Corps zu Hülfe zu senden; dieser antwortete: „Ich komme mit meiner ganzen Armee!“

Als Blücher sich in früher Morgenstunde des 18. Juni von seinem Lager erheben wollte, waren die Schmerzen, die er in der ganzen rechten Seite empfand, viel heftiger geworden. Nun rieth ihm sein Leibarzt, eine Einreibung vornehmen zu lassen, worauf er antwortete: „Ach was, erst noch schmieren! Ob ich heut balsamirt oder unbalsamirt in die andere Welt gehe, wird wol auf Eins herauskommen; geht es aber heut gut, so wollen wir uns bald alle in Paris waschen und baden!“ Mit dem Besteigen des Pferdes waren die Schmerzen vergessen. Napoleon, der immer noch in dem Wahne lebte, Blücher's Heer befinde sich in voller Auflösung, hatte ihm ein Corps unter Grouchy zur Verfolgung nachgesandt. Diesem Marschall stellte Blücher ein schwaches Corps unter Thielmann entgegen; Letzterer sollte das Grouchy'sche Corps beschäftigen und zugleich den Abzug des Hauptheeres in der Richtung auf Wavre und Waterloo verdecken.

Der Regen goß in Strömen vom Himmel, der Boden war aufgeweicht, Gräben und Bäche flossen über, Fußvolk und Rosse sanken tief ein, die Räder der Kanonen oft bis zu den Achsen. Auf den Regen hinweisend, sagte Blücher: „Das ist unser Alliirter von der Katzbach; da sparen wir dem Könige wieder viel Pulver!“ Der Marsch stockte unaufhörlich, es schien unmöglich, während des Tages noch bei Waterloo einzutreffen. Dabei kam ein Bote nach dem andern von Wellington mit dringlicher Mahnung, sich zu beeilen, da das Heer in vollem Kampfe stehe. Wenn auch unter steigender Mühsal, so ging es doch mit Gottes Hülfe dem freilich noch weit entfernten Ziele entgegen. — Als später dem klugen Metternich in einem Gespräche mit Stein die Bemerkung entschlüpfte, daß ein österreichisches Heer in ähnlicher Lage wenigstens sechs Wochen bedurft haben würde, um wieder in einen kampffertigen Zustand zu gelangen, erwiederte Stein: „Daran möge man erkennen, was die sittliche Kraft bedeute.“



Hurrah, hurrah! die Preußen kommen. Zeichnung von L. Burger.

Schlacht bei Waterloo oder Belle-Alliance.

Inzwischen hatte das Ringen um Waterloo an Heftigkeit zugenommen. Napoleon, der dem 68,000 Mann starken Wellington'schen Heere um 4000 Mann überlegen war, wußte, was bei dem Kampfe auf dem Spiele stand; er strengte daher alle Kräfte an, den Sieg zu erringen. Wellington hatte beschlossen, nicht aus der Vertheidigung herauszugehen, bis Blücher komme. Schon aber waren seine Regimenter durch das entsetzliche Geschützfeuer des Feindes furchtbar gelichtet worden. Seine Krieger, von Kampfbegier erfüllt, verlangten zum Angriff gegen den Feind geführt zu werden. Der eiserne Feldherr hieß sie feststehen. „Laß uns auf sie! Wir wollen hinunter auf sie!" erscholl es aus den Reihen. „Noch nicht, meine Braven!" erwiederte Wellington kaltblütig. „Was würde man in England sagen, wenn wir geschlagen würden! Bald sollt ihr auf sie!"

Sturm auf Sturm ward abgeschlagen, die englischen Kolonnen standen wie Mauern von Eisen. Mit Staunen und Grimm sieht Napoleon von einer Anhöhe die heldenmüthige Vertheidigung. „Werden sie sich", fragt er den neben ihm haltenden Marschall Soult, „nicht bald wenden?" Soult, der die Briten in Spanien kennen gelernt hatte, erwiedert: „Ich fürchte, sie lassen sich eher zusammenhauen."

Wellington hatte sich seit halb 12 Uhr Mittags aufs Tapferste gewehrt, gegen Abend aber beinahe schon die Hoffnung aufgegeben, das Schlachtfeld siegreich behaupten zu können. Sein rechter Flügel unter Lord Hill sucht sich unter den größten Anstrengungen noch zu halten; die Mitte unter dem Prinzen von Oranien hat ungeheure Verluste zu beklagen; der linke Flügel, zu Anfang der Schlacht unter dem tapferen, aber ungestümen Picton, behauptet seine Stellung nur noch mit Mühe durch die tapfere Vertheidigung von La Haye.

Wellington's beste Generäle sind todt oder schwer verwundet. General Picton, der bei Quatrebras schwer verletzt worden, trotzdem aber an der Spitze seiner Kolonne geblieben war, war gleich zu Anfang der Schlacht durch den Kopf geschossen worden. General Sir William Ponsonby ward von einem polnischen Ulanen niedergestochen; dem Lord Urbridge wurden von einer Kanonenkugel beide Beine weggerissen; der Prinz von Oranien, Lord Somerset, General Alten und noch viele andere hohe Offiziere befanden sich unter den Verwundeten.

Eben schickte sich Napoleon an, eine neue Sturmkolonne auf das englische Centrum zu formiren, als ein dunkler Streifen in einer Entfernung von einigen Stunden, am Walde zu Saint Lambert im Rücken seines rechten Flügels seine Blicke auf sich zog. Bald stellte es sich heraus, daß es eine Heeresmasse war.

Napoleon hielt die Heranziehenden für Grouchy's Corps, das von seiner Verfolgung auf Blücher zurückkehre. Nach kurzer Zeit ergab es sich, daß es Preußen seien: das Corps Bülow's, dem Blücher und Gneisenau die Richtung in den Rücken der Franzosen gegeben hatte. Napoleon wirft den Heranmarschirenden 10,000 Mann entgegen, um ihnen, wie zwei Tage zuvor dem Zuzug der Engländer bei Quatrebras, ein weiteres Vordringen unmöglich zu machen. Er rafft seine besten Kräfte zusammen und richtet nun — es ist gegen sechs Uhr, und die Zeit drängt zur Entscheidung — einen heftigen Gewaltstoß gegen Wellington's gelichtete Reihen.

Die Lage der englischen Armee war inzwischen höchst bedenklich geworden. Ganze Regimenter, wol 10,000 Mann, lagen bereits todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde — nur noch etwa 40,000 Mann stehen unter den Waffen. Die tapfersten der britischen Führer beginnen zu zagen, der Feldherr sieht ruhigen Blickes nach seiner Uhr und sagt: „Es braucht vieler Stunden, ehe wir zusammengehauen werden, und so wird die Nacht doch kommen, wenn auch nicht Blücher.“ Hüben und drüben ist die Kraft fast erschöpft. Aber Napoleon ist im Vortheil — er hat noch frische Truppen, seine Garden, die er sich aufgespart für den letzten entscheidenden Stoß. Diese rücken nun auch vor; heißer und zerschmetternder folgt Angriff auf Angriff. Da ward endlich doch auch Wellington von einem unheimlichen Gefühle beschlichen. „Ich wollte“, sagt er, „es käme die Nacht oder Blücher.“

Die Preußen hatten währenddessen unter Aufwand der letzten Kräfte mit den sich stets erneuernden Hindernissen bei den grundlosen Wegen gerungen. Blücher, von der Sorge gepeinigt, er werde nicht zur rechten Zeit auf dem Schlachtfelde erscheinen können, sprengte unablässig von Kolonne zu Kolonne, von Trupp zu Trupp und rief den durch den grundlosen Schlamm der Waldpfade und Hohlwege sich mit unsäglicher Anstrengung hindurcharbeitenden Truppen sein „Vorwärts, Kinder, vorwärts!“ zu. Wieder stockte der Zug. „Es geht nicht, Vater Blücher, es ist unmöglich!“ wird dem Feldherrn auf seine Mahnung entgegnet. Da redet er in tiefster Bewegung der Seele und mit Kraft seine Krieger an: „Kinder, wir *müssen* vorwärts! Es heißt wol: es geht nicht — aber es *muß* gehen, ich hab' es *versprochen*, hört ihr wol? Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll!“ Endlich hatten die Preußen den schwierigen Engpaß von St. Lambert hinter sich, den Wald durchzogen, die Höhe erreicht: da lag die Ebene von Mont-Saint-Jean und das grausige Schlachtfeld gleich einem großen Gemälde vor ihnen ausgebreitet. „Es war ein Schauspiel, über die Maßen großartig. Von Hougoumont und seinem Gehölze stieg eine breite Flamme durch die dunklen Rauchmassen, die über dem Felde hingen, empor; unterhalb dieser Wolke sah man die Franzosen. Hier bemerkte man eine wogende Masse rother Federbüsche, dort erkannte man an dem Blitzen einer Stahlfläche, daß sich Kürassiere bewegten; 400 Geschütze spieen von beiden Seiten Feuer und Verderben; Kanonendonner und Geschrei waren wild durch einander gemischt — das Ganze sah aus wie ein arbeitender Vulkan.“

Noch kurze Zeit, und Wellington konnte rufen: „Er kommt, der alte Blücher — er ist da!“ Lebendig wird es auf der ganzen Breite des bewaldeten Bergrückens zur Rechten des Feindes, und aus den Reihen der Engländer ertönt der Freudenruf: „Hurrah, die Preußen kommen!“

Von den Terrassen des Abhanges feuern in Stufen über einander die preußischen Geschütze, zwischen ihnen steigen die Truppen brigadenweise, in geschlossener Ordnung, in die Ebene hinab, während oben aus der Höhe des Waldes sich fortgesetzt neue Massen entfalten.

In einem Halbmonde umgeben jetzt die Verbündeten den Feind. Hoch auf athmen Wellington und seine Tapfern. „Auf, ihr Garden, auf den Feind!" ruft Wellington. Die Vierecke der Engländer entwickeln sich zu furchtbaren Linien, unter Trommelwirbel und Schmettern der Hörner stürmen die Engländer und die Preußen auf den Feind ein. Das rothe Ziegeldach von Belle Alliance giebt ohne Verabredung dem allgemeinen Sturm die Richtung. Unwiderstehlich ist der gemeinsame Angriff; die Truppen beider Heere ringen danach, es einander zuvorzuthun. Napoleon hatte seine unerschütterten Veteranen aufgeboten, um, wenn irgend möglich, dem eisernen Gegner den Sieg zu entreißen. Zwei Kolonnen der Kaisergarde, zehn Bataillone stark, stürzen zwischen Hougoumont und der Brüsseler Straße die Höhen hinauf. Ney selbst führt sie heran, zu Fuß an ihrer Spitze. Sie erreichen die Höhen, nicht achtend der Kartätschenlagen, die ihnen entgegengeworfen werden: aber oben werden sie von Wellington empfangen; die an der Erde liegenden englischen Linien erheben sich und geben ihre mörderischen Salven auf 50 Schritt — auch die Elite des französischen Heeres vermag das Verhängniß nicht abzuwenden. —

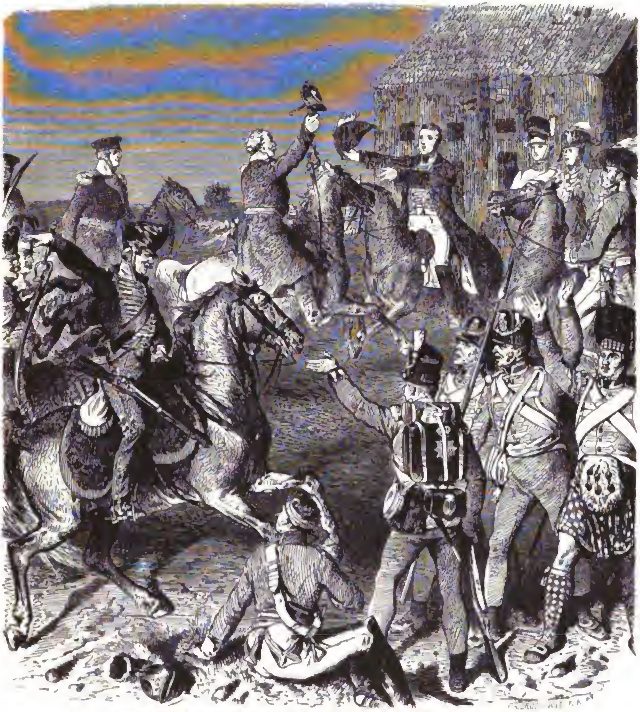
Der Tag ging zur Neige. Das Dorf Planchenoit sollte den etwaigen Rückzug der Franzosen sicher stellen. Um den Besitz dieses Ortes hatte sich unterdessen ein Kampf entsponnen, wie sich eines ähnlichen die ältesten Kriegsleute nicht zu erinnern wußten. Bei Möckern, Probstheida und Paris stritt man auch Brust gegen Brust, bei Großbeeren, an der Katzbach und bei Dennewitz ging man mit dem Bayonnet auf einander los und schlug darauf mit dem Kolben kräftig darein; aber man hatte doch zuletzt die Gnade des Siegers nicht gänzlich verschmäht. Bei Planchenoit dagegen wüthete ein Kampf schonungsloser Unerbittlichkeit und kalter Todesverachtung. Auch auf dieser Stätte errangen sich die preußischen Landwehren unvergänglichen Ruhm. Bereits geraume Zeit währte das hartnäckigste Würgen und Ringen, zuerst vor und um das Dorf, dann in den Gassen desselben. Unter wildem Kampfgeschrei verhallte der Schmerzensruf und das Todesröcheln der Gestürzten. Wer hier fiel, erhob sich so leicht nicht wieder; der Hintermann trat auf des Gefallenen Körper, und wenn er selbst niedersank, so schritten erbarmungslos die Nachrückenden in blinder Kampfeswuth auch über ihn hinweg — immer vorwärts — vorwärts! Doch der Feind setzt dieser löwenmüthigen Tapferkeit einen verdoppelten Widerstand entgegen. Als infolge dessen der Kampf einen Augenblick steht, stellt sich Oberstleutnant von Brandenstein an die Spitze der Seinen und führt sie unter dem Rufe: „Vorwärts, Wehrmänner! Rache für Ligny!" wieder vor.

Jeder Fußbreit, den man im Dorfe gewinnt, muß mit Blut erkauft werden. Der Widerstand des Feindes wird noch heftiger, als die Garden, welche, etwa 12,000 Mann stark, vor und um Planchenoit fochten, die Vertheidigung dieses Ortes energisch unterstützen. Doch die Landwehren, obgleich mehrfach geworfen, verlangten dennoch unter stürmischem Schlachtruf, von Neuem gegen die Gassen des so hartnäckig vertheidigten Ortes geführt zu werden. Sie dringen von Neuem vor. Weder die Kartätschen der Feuerschlünde, noch die feindlichen Flintenkugeln vermögen die Angreifenden in ihrem Siegeslaufe zu hemmen. Alles vor sich niederwerfend, dringen sie über Haufen von Leichen und Verwundeten weg in allen Straßen des Ortes vor. — Zuletzt kämpfen die Vertheidiger nur noch in einzelnen Trupps. Auch diese erliegen den Streichen der Preußen bis auf ein Häuflein Wackerer, das sich, ihren Adler in der Mitte, todesmuthig durchschlägt und ins Freie rettet.

Nun galt's, das letzte Bollwerk des Feindes zu nehmen.

In dem fürchterlichen Ringen wurden jetzt die Waffen bald eine Last; man warf sie von sich, um mit Faust und Armen einander anzufallen. Der Kampf war zu einem Gemetzel, einem Würgen ausgeartet, wie die Geschichte kaum etwas Aehnliches kennt.

Inzwischen war die Nacht angebrochen, die Häuser ringsum standen in Flammen, noch immer aber wüthete der gräßliche, erbarmungslose Streit, bis endlich der letzte Mann der alten Garde in der Vertheidigung des letzten der auf Befehl Napoleon's bis zur Erkämpfung eines großen Sieges noch mit Trauerflor umhüllten Adlers todt niedersank.



Blücher und Wellington bei Belle-Alliance. Zeichnung von Ludwig Burger.

Flucht und Verfolgung der Franzosen. Auf allen Theilen des Schlachtfeldes hatte sich der Sieg den Verbündeten zugewendet; überall ertönt aus den Reihen der Franzosen der Schreckensruf: „Rette sich, wer kann!" Das feindliche Heer löst sich in ein wildes Gewirre ohne Halt und Zucht; sein Rückzug artet bald in wilde Flucht aus.

Es begann zu dunkeln, als die beiden Feldherren bei der Meierei Belle-Alliance sich trafen, wo sie, zu dem errungenen Erfolge sich beglückwünschend, einander die Hände schüttelten. „Ich werde", sagt Wellington, „heut Nacht in Bonaparte's gestrigem Quartier schlafen!" worauf Blücher erwiedert: „und ich ihn noch in dieser Nacht aus seinem heutigen vertreiben!"

Und der Heldengreis befahl, „den letzten Hauch von Mann und Pferd daran zu setzen, um den Feind nicht wieder zum Stehen kommen zu lassen!“ Die Preußen nahmen den Befehl zur Verfolgung mit Jubel auf. „Wie man siegt“, rief Gneisenau, „haben wir gezeigt; nun wollen wir auch zeigen, wie man verfolgen kann!“

Schon war die Nacht angebrochen, da stürmte eine verhältnißmäßig kleine Schar den flüchtigen Feinden nach. Blücher's Generalstabschef selbst leitete diese denkwürdige Kriegsthat, bei welcher sich von den Generälen namentlich Zieten hervorthat. Der helle Mondschein begünstigte die wilde Jagd, die jetzt anhob. Trommler werden zu Pferde gesetzt, selbst leerer, mit Artilleriepferden bespannter Gepäckwagen bedienen sich die ermüdeten Fußsoldaten, um schneller vorwärts zu kommen und dem Feinde unablässig auf den Fersen zu bleiben, ihn nirgends zum Stehen kommen zu lassen. Gewehre, Lanzen, Säbel, Tornister, Tschakos, Helme und Bärenmützen, die umher lagen, selbst ganze Batterien, die man zurückgelassen und deren Pferde man ausgespannt hatte, um sich ihrer auf der Flucht zu bedienen, zeigen den Verfolgern den Weg, den die Trümmer der geschlagenen Armee genommen haben. Hier und da hatten kleinere oder größere Abtheilungen der Franzosen, von Müdigkeit und Erschöpfung überwältigt und eine so schnelle und energische Verfolgung nicht befürchtend, den Versuch gemacht, ein Bivouak aufzuschlagen, um den ermatteten Gliedern eine kurze Ruhe zu gönnen und sich durch Speise und Trank nach den furchtbaren Anstrengungen des Tages zu erquicken. Vergebliches Beginnen! Kaum flammten die ersten Lagerfeuer empor, da ertönten in der Ferne die Hornsignale, der Trommelwirbel und das Siegesgeschrei der nachrückenden Preußen, und ohne an Widerstand zu denken, wurde unter Zurücklassung aller Lagergeräthe die Flucht weiter fortgesetzt. Ein zweiter, ein dritter Versuch wurde in gleicher Weise vereitelt; die preußischen Reiter und Infanteristen schienen in ihrem Siegesjubel heute keine Ermüdung zu kennen. Nicht eine französische Compagnie, nicht eine Schwadron blieb mehr beisammen, nur die wenigsten Krieger hielten noch ihre Waffen in den Händen, in wilder Verwirrung stoben die Reiter dahin, jeder für sich und nur auf die Sicherung des eigenen Lebens bedacht. Nur bei Jemappes, etwa eine Meile vom Schlachtfelde, wurde von einer größeren, aus allen Waffengattungen gemischten französischen Abtheilung noch einmal ein kurzer Widerstand versucht. Hinter einer schnell errichteten Barrikade aus umgestürzten Transportwagen wurde ein lebhaftes Feuer auf die Verfolger eröffnet, die sich dadurch einige Minuten zum Stillstand genöthigt sahen. Aber bald nahte eine Batterie reitender Artillerie, und einige wenige wohlgezielte Granatschüsse genügten, um auch an dieser Stelle den Feind zu zerstreuen. Unter lautem Hurrahrufen drangen die Preußen in das Städtchen ein, machten eine große Zahl von Gefangenen und erbeuteten zugleich den Kaiserwagen Napoleon's, den dieser bis hierher zur Flucht benutzt hatte. Auf den Ruf: „Die Preußen kommen!“ hatte er denselben in größter Eile unter Zurücklassung seines Mantels, seines Hutes und Fernglases, seines Degens und seiner Ordenssterne, die gleichfalls in die Hände der Verfolger fielen, verlassen, hatte sich auf ein Pferd geworfen und so seine Flucht fortgesetzt, während die Truppen, wie erwähnt, durch einen aussichtslosen Widerstand die verfolgenden Preußen kurze Zeit aufgehalten und ihren Kaiser dadurch einen Vorsprung hatten gewinnen lassen. Von den erbeuteten Trophäen behielt Blücher Napoleon's Wagen, seinen Hut, den Mantel und das Fernglas für sich, den Degen und die Ordenszeichen, darunter die Insignien des einst dem Bedränger Preußens verliehenen Schwarzen Adlerordens, dieselben Kleinodien, welche später dem unermüdlichen Gneisenau verliehen wurden, sandte er zugleich mit seinem Siegesbericht dem Könige nach Berlin. Mit dem Kaiserwagen waren auch mehrere Gepäckwagen des Kaisers, die reiche Schätze an Gold, Juwelen und kostbaren Geräthen enthielten, von den preußischen Füsilieren erbeutet worden, aber die wenigsten von diesen kannten den hohen Werth solcher Dinge; vieles wurde achtlos beiseite geworfen, vieles um geringes Geld an Andere verkauft. Weiter und weiter drangen die Verfolger; noch mehrere Stunden währte die wilde Jagd.

Mehr und mehr war das Häuflein Preußen, welches die elenden Trümmer der stolzen Armee des Kaisers vor sich her getrieben hatte, zusammengeschmolzen. Unter fortwährendem Hurrah und Trommelschlag stürmte es mitten unter den Feinden dahin, überall Schrecken verbreitend. Als der letzte Tambour nicht mehr weiter konnte, setzte man, in der übermüthigen Laune des Siegers, den Ermüdeten auf eines der aus Napoleon's Wagen gespannten Pferde. Die Verfolgung ward bis über Frasnes hinaus ohne Ruh und Rast fortgesetzt. Der Morgen dämmerte. Kein Feind war mehr zu sehen. Nach allen Windrichtungen hatte er sich zerstreut, in Wäldern und Dörfern sich verborgen, in Gräben und Gehölzen Schutz gesucht vor der wilden Jagd der siegestrunkenen Preußen. Jetzt schwieg der Schall der Flügelhörner und Trommeln, das Feuern aus Flinten und Kanonen. Man war über zwei Meilen weit dahingestürmt. Die Natur verlangte nun gebieterisch ihre Rechte. Es war am Frühmorgen des 19., als auch Gneisenau, gerade als die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne die Gegend um Frasnes vergoldeten, in dem an der Straße liegenden Gasthofe „Zum römischen Kaiser“ Halt machte und nach mehr als achtundvierzigstündigen Anstrengungen Ruhe suchte.

„Diese Verfolgung“, sagt Varnhagen, „welche die Zerstreuung der Armee Napoleon's vollendete, gehört zu dem Außerordentlichsten, was jemals Krieger einer Nation geleistet haben. Seit zwanzig Stunden waren die Preußen auf den beschwerlichsten Wegen, mit Hindernissen aller Art kämpfend, marschirt, hatten die blutigste und hartnäckigste aller Schlachten durchgefochten und gewonnen, waren endlich die Nacht hindurch dem Feinde unablässig auf den Fersen geblieben, sich keine Rast, ihm keine Ruhe, keinen Moment, sich zu sammeln, gönnend, ihn vor sich hertreibend, seine Auflösung, Zerstreuung und Versprengung vollendend. Die Armee war vernichtet, zerbrochen die Wehr, welche Frankreichs Grenzen schützen sollte; zerfallen war der Bau der Kriegsmacht Napoleon's, in eitlen Rauch jede Hoffnung aufgegangen; einige Reiter und ein paar Füsiliercompagnien hatten genügt, die Reste eines Heeres, das zu den schönsten gehörte, welche jemals die Erde getragen, zu jagen, wie der Wind fliehende Wolken.“

Noch in der Nacht erließ Blücher eine Proklamation an das Heer. Sie lautete:

„Brave Offiziere und Soldaten des Heeres am Niederrhein! Ihr habt große Dinge gethan, tapfere Waffengefährten! Zwei Schlachten habt ihr in drei Tagen geliefert; die erste war unglücklich; und dennoch ward euer Muth nicht gebeugt. Mit Mangel hattet ihr zu kämpfen, und ihr trugt ihn mit Ergebung. Ungebeugt durch ein widriges Geschick, tratet ihr mit Entschlossenheit vierundzwanzig Stunden nach einer verlorenen, blutigen Schlacht den Marsch zu einer neuen an, mit Zuversicht zu dem Herrn der Heerscharen, mit Vertrauen zu euren Führern, mit Trotz gegen eure siegestrunkenen, eidbrüchigen Feinde, zu Hülfe den tapferen Briten, die mit unübertroffener Tapferkeit einen schweren Kampf fochten. Die Stunde der Entscheidung aber sollte schlagen und kund thun, wer ferner herrschen solle, ob jener ehrsüchtige Abenteurer oder friedliche Regierungen. Das Schicksal des Tages schwankte furchtbar, als ihr aus dem euch verbergenden Walde hervorbrachet, gerade in den Rücken des Feindes, mit dem Ernst der Entschlossenheit und dem Selbstvertrauen geprüfter Soldaten, um Rache zu nehmen für das vor achtundvierzig Stunden erlittene Unglück. Da donnertet ihr in des Feindes erschrockene Reihen hinein und schrittet auf der Bahn des Sieges unaufhaltsam fort. Der Feind in seiner Verzweiflung führte nun sein Geschütz und seine Massen gegen euch; aber euer Geschütz schleuderte den Tod in seine Reihen, und euer stetes Vorschreiten brachte ihn in Verwirrung, dann zum Weichen und endlich zur regellosesten Flucht. Einige hundert Geschütze mußte er euch überlassen, und seine Armee ist aufgelöst. Alle großen Feldherren haben von jeher gemeint, man könne mit einem geschlagenen Heere nicht sogleich wieder eine Schlacht liefern. Ihr habt den Ungrund dieser Meinung dargethan und gezeigt, daß tapfere, geprüfte Krieger wol überwunden werden können, daß aber ihr Muth nicht gebeugt werden kann.



Erbeutung des Wagens Napoleon's mit dem Krönungsmantel.

„Empfanget dafür meinen Dank, ihr unübertrefflichen Soldaten, ihr, meine hochachtbaren Waffengefährten; ihr habt euch einen großen Namen gemacht. Auf euch, ihr unerschütterlichen Säulen der preußischen Monarchie, ruht mit Sicherheit das Glück eures Königs und des Landes. Nie wird Preußen untergehen, wenn eure Söhne und Enkel euch gleichen."

In früher Morgenstunde des nächsten Tages schrieb Blücher an den General Knesebeck: „Mein Freund! Die schönste Schlacht ist geschlagen, der herrlichste Sieg erfochten. Ausführlicheres wird folgen. Ich denke, die Bonapartische Geschichte ist nun vorbei. Ich kann nicht mehr schreiben, denn ich zittere an allen Gliedern. Die Anstrengung war zu groß."

Napoleon hat sein Mißgeschick bei Waterloo dem Marschall Grouchy zuschieben wollen, weil dieser es nicht bemerkt habe, daß drei Armeecorps auf Waterloo marschirten, um dem Kaiser in den Rücken und in die Flanke zu fallen. Die Sache steht aber, wie erwiesen, durchaus anders. Hätte der Kaiser die preußische Armee nach der Schlacht von Ligny auf dem Fuße verfolgen lassen, hätte er nicht am 18. kostbare Stunden durch eine Paradeaufstellung verloren, wäre er endlich nicht dem Irrwahn verfallen, daß Blücher vernichtet der Maas zueile, so würde sich das Schlachtenglück wol ihm zugeneigt haben.

Die Verluste der Verbündeten in dieser Schlacht waren außerordentlich bedeutend. Von der preußischen Armee hatten 46 ⅓ Bataillone, 46 Escadrons und 15 Batterien am Kampfe theilgenommen und den Sieg mit 187 Offizieren und 6500 Mann an Todten und Verwundeten erkauft; bei weitem die meisten Opfer hatte das erbitterte Ringen Mann gegen Mann um den Besitz von Planchenoit gefordert. Wellington's Heer zählte einen Verlust von 800 Offizieren und 15,000 Mann an Todten, Verwundeten und Vermißten, wovon fast die Hälfte auf die britischen Truppen kam. Der Gesammtverlust der Preußen allein in den drei Tagen vom 16. bis 18. Juni wird auf 33,000 angegeben. Noch viel größer waren natürlich die Verluste des französischen Heeres, die mit 40,000 Mann nicht zu hoch geschätzt werden. Thatsächlich aber war die ganze französische Armee, die hier den Verbündeten gegenüber gestanden hatte, vernichtet. Wol nur wenige von Denen, welche bei Waterloo gekämpft hatten, haben jemals wieder Waffen getragen. Die geringen Reste des Heeres, die auf belgischem Boden noch zusammengehalten hatten, zerstreuten sich vollends, sobald sie die Sambre überschritten und Frankreich betreten hatten. Jeder eilte auf dem nächsten Wege in seine Heimat, die Berittenen sollen selbst ihre Pferde an die Landbewohner zu Spottpreisen verkauft haben. 350 Kanonen und über 800 Munitionswagen fielen in die Hände der Sieger; von seiner ganzen zahlreichen Artillerie brachte Napoleon nur 27 Geschütze über die französische Grenze. Auch der Stolz Napoleon's, die alte Kaisergarde, war zur Hälfte erlegen. Daß sie auf die Aufforderung, die Waffen zu strecken, mit dem dem General Cambronne in den Mund gelegten Ruf geantwortet habe: „Die alte Garde stirbt, sie ergiebt sich nicht!" hat sich als eine poetische Ausschmückung herausgestellt. — Auf die unerquickliche Streitfrage, ob den Engländern oder den Deutschen die größere Ehre des Sieges gebühre, wollen wir hier nicht eingehen. „Ohne Wellington's bewunderungswürdige Ausdauer", heißt es darüber bei einem namhaften Geschichtschreiber, „konnte das Blücher'sche Heer den Sieg nicht herbeiführen, und ohne Blücher's rechtzeitiges Eintreffen mußte Wellington unterliegen. Die Standbilder beider Helden sind mit wohlverdientem Lorber gekrönt. Unsere preußische Geschichte aber ist zu reich an Siegeskränzen, um über ein einzelnes Blatt aus denselben mit dem stammverwandten Volke zu hadern!"

Die Engländer nannten die Schlacht nach dem Dorfe „Waterloo", wo Wellington's Hauptquartier sich befunden, die Preußen nach der Meierei Belle-Alliance, wo ein anmuthiger Zufall nach errungenem Siege die beiden Oberfeldherren zuerst zusammengeführt hatte. Scherenberg, der poetische Verherrlicher dieses Kampfes, weiß beide Namen schön zu verbinden:

„Die Schlacht
Heißt Waterloo, der Sieg heißt Belle-Alliance,
Der Tag kann mehr als einen Namen tragen."



Von der Höhe des Brandenburger Thores.

Die Preußen zum zweiten Male in Paris.

Paris! Paris! so hieß die Losung der Preußen seit dem Tage von Waterloo. Dahin eilte auch der flüchtige Imperator, der erste Bote, welcher die Kunde von dem vernichtenden Schlage nach der Hauptstadt brachte. Er hatte seinem Bruder Jérôme die schwierige Aufgabe überlassen, die zersprengte Armee wieder zu sammeln.

So groß auch das hereingebrochene Unglück sein mochte, noch immer wäre eine Wendung zum Bessern denkbar gewesen; denn nicht die ganze französische Macht war zertrümmert. Napoleon hatte, wie wir gesehen haben, einen seiner tüchtigsten Marschälle, den erprobten Grouchy, gleich nach der Schlacht bei Ligny mit über 30,000 Mann zur Verfolgung der Preußen abgesendet. Da dieser aber anfänglich in der Richtung auf Namur marschirt war, hatte er hierdurch einige kostbare, nicht wieder einzubringende Stunden verloren. Als er seinen Irrthum eingesehen und sich endlich links gewandt hatte, ließ er sich weiterhin den ganzen Nachmittag des 18. vor Wavre durch das höchst zweckmäßig aufgestellte Corps des Generals Thielmann festhalten, der am Tage der Schlacht von Waterloo mit seinen 15,000 Mann dreizehn Angriffe der doppelt überlegenen Franzosen abschlug. Vergebens hatten mehrere der bewährtesten Heerführer Napoleon's Grouchy bestürmt, nicht zu säumen, sondern dem von Waterloo her erschallenden Kanonendonner nachzumarschiren. Es bedurfte eines direkten Befehls des Kaisers, um ihn zu veranlassen, Abends 7 Uhr den Uebergang über die Dyle zu erzwingen und auf den jenseitigen Höhen Stellung zu nehmen. Während nun Thielmann in der Nacht von dem entscheidenden Siege Blücher's und Wellington's Kenntniß erhielt und, dasselbe bei seinem Gegner voraussetzend, annahm, derselbe werde seinen Rückzug antreten, war Grouchy ohne alle Nachricht geblieben. In der Meinung, daß der Kaiser gesiegt habe und vielleicht schon vor Brüssel stehe, griff er am Morgen des 19. mit seiner zweifach überlegenen Macht die 15,000 Preußen an und zwang sie zu weichen. Erst jetzt erreichte ihn die Kunde von Napoleon's Niederlage und Flucht; er stand nun sofort vom weiteren Vorgehen ab, rettete glücklich sein Armeecorps durch einen meisterhaften Rückzug über Namur und marschirte von dort in der Richtung auf Paris weiter.

Ohne sichere Nachricht von dem glücklichen Entkommen des Marschalls hielt Napoleon die Sache Frankreichs für hoffnungsloser noch, als sie es war. Seine Kraft war gebrochen;

seine eifrigsten Diener ließen sich von dumpfer Verzweiflung überwältigen, nur Wenige noch hielten bei ihm aus. Einen Augenblick zwar gab er sich noch der Hoffnung hin, mit Hülfe des unerschütterten Corps von Grouchy sowie der Pariser Nationalgarde dem Feinde in der Hauptstadt wirksamen Widerstand entgegensetzen zu können. Aber seine ganze Haltung ließ erkennen, daß der letzte furchtbare Schlag ihn geistig gebrochen habe. Die wenigen Generäle, die noch in alter Treue und Hingebung zu Napoleon hielten, riethen ihm dringend, sich alsbald wieder an die Spitze des Heeres zu stellen und in diesem nicht nur den äußeren, sondern auch den inneren Feinden gegenüber seine Stärke zu suchen. Aber Napoleon wies solche Rathschläge von sich. „Ich habe keine Armee mehr", rief er aus, „und wenn ich eine solche hätte, wo sollte ich Waffen für dieselbe hernehmen?" — Nichts zeigt deutlicher die vollständige Gebrochenheit und Verzweiflung Napoleon's, als sein Entschluß, sich an die in den Tagen seines Glückes so oft mit Hohn und Mißachtung behandelten Vertreter des französischen Volkes um Hülfe und Beistand zu wenden. Durch seinen Bruder Lucian ließ er sie beschwören, ihm jetzt „Treue" zu erweisen, worauf Lafayette in folgenden Worten der allgemeinen Stimmung Ausdruck lieh: „Sie klagen uns an, wir handeln pflichtvergessen an der Ehre und an Napoleon! Haben Sie denn Alles vergessen, was wir für ihn gethan haben? Haben Sie vergessen, daß die Gebeine unserer Kinder, unserer Brüder, auf dem ganzen Erdboden von unserer Treue zeugen, im afrikanischen Sande, an den Ufern des Guadalquivir und Tajo, an der Weichsel und auf den russischen Eisfeldern? Seit wenig mehr als zehn Jahren sind drei Millionen Franzosen für einen Mann gestorben, der heute noch den Kampf mit ganz Europa bestehen will. Wir haben genug für ihn gethan. Es ist unsere Pflicht, das Vaterland zu retten."

Bei seiner tiefen Kenntniß der Menschen und namentlich des Charakters der Franzosen konnte sich der Kaiser selbst sagen, daß das neue große Unglück den Glauben an ihn gänzlich untergraben und ihm das Zutrauen des französischen Volkes und damit den letzten Anhalt vollends geraubt haben müsse. Er verzichtete denn auch auf einen aussichtslosen Widerstand gegen den ausgesprochenen Willen der französischen Volksvertreter, entsagte zum zweiten Male zu Gunsten seines Sohnes dem Throne von Frankreich und nahm auf Anordnung der eingesetzten provisorischen Regierung bis auf Weiteres seinen Aufenthalt in Malmaison. Alsbald verschwand der Titel „Kaiser" wieder aus den Pariser Zeitungen. Anfänglich wurde der Gestürzte einfach „Napoleon", dann „Napoleon Bonaparte", „Bonaparte", „Genius des Bösen", endlich „ein Unsinniger" genannt, „der durch sein letztes Unternehmen das Unglück Frankreichs verschuldet habe."

Unaufhaltsam hatten inzwischen die Preußen, die dem Heere Wellington's von Beginn an um zwei Tagemärsche voraus waren, ihren Zug auf Paris fortgesetzt.

Das preußische Heer hatte die letzten blutigen Kämpfe um den Besitz der feindlichen Hauptstadt — bei welchen unter vielen anderen wackeren Kämpfern auch York's tapferer Sohn den Heldentod starb — allein zu bestehen; denn als Blücher's Vortrab vor Paris erschien, war Wellington's Armee noch fünf bis zehn Meilen entfernt.

Dem englischen Feldherrn fehlte die rücksichtslose, unermüdlich vorwärts treibende Zornesglut, die Blücher und seine Umgebung beseelte, und zu verwundern war dies nicht. Wellington's Nationalstolz fühlte sich nicht gekränkt; England war in den langen Kämpfen nicht unterjocht und gedemüthigt worden, während Blücher und seine Getreuen noch den vollen Ingrimm von Jena und Lübeck her im Herzen trugen und keineswegs die siebenjährige Schmach des Vaterlandes vergessen hatten, welche ihrer Ansicht nach durch den ersten Pariser Frieden nicht zur Hälfte gerächt war. — Wäre Napoleon den Verfolgern damals in die Hände gefallen, so würde sein Leben im höchsten Grade gefährdet gewesen sein. Nach der im preußischen Hauptquartier vorherrschenden Meinung sollte man mit dem durch die europäischen Mächte Geächteten kurzen Prozeß machen, den Unruhstifter vor ein Kriegsgericht stellen und ihn standrechtlich erschießen. Mit Mühe brachte Wellington die

preußischen Heerführer von ihren Rachegedanken ab. Von ihrer Seite wies man immer wieder auf die Ströme Blutes hin, die der nimmer ruhende Ehrgeiz des Eroberers vergossen. Nur sein Tod, ward gesagt, könne der Menschheit den ersehnten Frieden verbürgen.

Am 30. Juni erhielt Blücher ein von Marschall Davoust unterzeichnetes Schreiben, in welchem dieser sich in hochfahrender Weise darüber ausließ, daß von Seiten der Verbündeten der Krieg fortgesetzt werde, obgleich doch Napoleon zu Gunsten seines Sohnes dem Throne entsagt habe. Blücher ließ sich dadurch nicht irre machen. In der Antwort, die er dem Marschall ertheilte, hieß es: „Es ist irrig, daß zwischen den verbündeten Mächten und Frankreich alle Ursachen zum Kriege aufgehört haben, weil Napoleon dem Throne entsagt hat; dieser hat nur bedingungsweise entsagt, nämlich zu Gunsten seines Sohnes, und der Beschluß der vereinigten Mächte schließt nicht allein ihn, sondern auch alle Mitglieder seiner Familie vom Throne aus." — „Wir verfolgen unsern Sieg, und Gott hat uns Mittel und Willen dazu verliehen. Sehen Sie zu, Herr Marschall, was Sie thun, und stürzen Sie nicht abermals eine Stadt ins Verderben, denn Sie wissen, was der erbitterte Soldat sich erlauben würde, wenn Ihre Hauptstadt mit Sturm genommen werden müßte! Wollen Sie die Verwünschungen von ganz Paris, ebenso wie die von Hamburg, auf sich laden?" — Dieser Brief wurde von dem wackeren Helden, ein bis dahin unerhörter Brauch, in deutscher Sprache abgesandt. Davoust, der in Paris etwa 60- bis 70,000 Mann zusammen hatte, sah ein, daß er unvermögend sein werde, die Stadt zu halten, zumal auch die Hauptheere der Verbündeten bereits in Frankreich einrückten. Paris war von Napoleon vor Beginn des Feldzuges auf der nördlichen Seite befestigt worden. Blücher ging mit seinen 60,000 Mann über die Seine und nahm im Rücken der Stadt Stellung, während das nachfolgende Heer Wellington's in die frühere Stellung der Preußen einrückte. Nun fanden auf Vorschlag Davoust's in St. Cloud Verhandlungen wegen der Kapitulation statt. Um den französischen Stolz zu demüthigen, ließ Blücher zunächst die mit der Verhandlung betrauten Abgeordneten von Paris in seinem Vorzimmer längere Zeit warten. Als sich nun, nachdem sie bei Blücher eingetreten waren, herausstellte, daß sie unter einander selbst wegen der aufzustellenden Forderungen uneinig waren, drohte er, daß, falls seine Forderungen nicht augenblicklich angenommen würden, er aus Paris ein zweites Moskau machen werde. Nun baten die Abgeordneten nur noch, die Stadt, wie es im vergangenen Jahre geschehen, mit Einquartierung zu verschonen, worauf Blücher erwiederte: „Die Franzosen haben in Berlin jahrelang ganz angenehm logirt; es soll kein Preuße, der mir bis hierher gefolgt ist, zurückkehren, ohne sagen zu können, daß die Pariser ihn gut bewirthet haben!" — Eine der Forderungen der Abgeordneten war es gewesen, die Museen zu schonen. Blücher hatte ihnen aber angekündigt: „sie müßten herausgeben, was sie geraubt; es solle diesmal nicht gehen, wie das vorige Mal." Die unerschütterliche Festigkeit Blücher's bewirkte, daß die Abgeordneten endlich in Alles willigten, was verlangt wurde.

Einzug in Paris. Am 7. Juli rückten die Preußen in Paris ein; Blücher ließ den Truppen einschärfen, „sämmtliche Franzosen mit Ernst und Kälte zu behandeln, übrigens sich nicht durch Uebermuth zu entehren."

Blücher hatte seine Truppen bei dem Einmarsch über die „Brücke von Jena" geführt und danach den Befehl ertheilt, dieselbe zu sprengen. Dies erregte große Bestürzung in Paris, und man wandte alle nur erdenklichen Mittel an, um den Feldmarschall von seinem Entschlusse abzubringen. Vergebens! Blücher war zu sehr empört darüber, daß die Franzosen das Unglück Preußens von 1806 auf eine solche Art verewigt hatten. Es ward mit den Sprengungsarbeiten begonnen. Talleyrand ließ dem Feldmarschall sagen: „daß das Zerstören dieses großen Kunstwerks heftige Unruhen und blutige Auftritte in Paris herbeiführen könnte", worauf ihm Blücher erwiederte: „er übe nur das Vergeltungsrecht, und wenn er, Talleyrand, es nicht glauben wolle, so solle er sich nur in der und der Stunde auf die Brücke stellen, dann würden zwei Kunstwerke ganz verschiedener Art — von Blücher

ward Talleyrand stets „das Ungeheuer“ genannt — auf einmal ins Reich der Vergessenheit geschickt werden.“

Der erste Sprengungsversuch mißlang. Ein zweiter Versuch ward durch die am 10. Juli erfolgte Ankunft der Monarchen von Preußen, Oesterreich und Rußland verhindert. Ebenso ward die von Blücher auf die Stadt Paris ausgeschriebene Kontribution von 100 Millionen Francs erlassen. Da schrieb Blücher an Friedrich Wilhelm: „Ich hatte von den 100 Millionen einen zweimonatlichen Sold für meine Truppen bestimmt. Da sie denselben nun nicht erhalten können, so wird die ganze Armee gern auf diesen Sold Verzicht leisten, weil sie ihn sonst aus dem preußischen Vaterlande beziehen und in Frankreich verzehren müßte, aber es nicht übers Herz bringen kann, die mühsam zusammengebrachten Steuern des armen Vaterlandes nach Frankreich zu ziehen, um dieses Land zu bereichern.“ — Dagegen gelang es ihm, seine Forderung wegen der Rückgabe der geraubten Kunstwerke aufrecht zu erhalten.

Mit den Monarchen waren die Diplomaten, mit ihrem Meister Metternich an der Spitze, gekommen, deren Einfluß sich augenblicklich fühlbar machte. Dies verdarb dem Feldmarschall seine frohe Laune vollends. Bei einem großen Gastmahl erhob er sich und sagte: „Na, jetzt will ich auch einmal was ausbringen: mögen die Federn der Diplomaten nicht wieder verderben, was durch die Schwerter der Heere mit so vieler Anstrengung gewonnen worden!“ Zu Hardenberg äußerte er: „Euch Diplomaten sollte man nur einmal eine Stunde in ein etwas scharfes Plänklerfeuer stellen, damit ihr doch erführet, was es heißt, wenn der Soldat mit Blut und Leben eure Fehler wieder gut machen muß, die ihr so leichtsinnig begeht!“

Wenn nun auch durch die Dazwischenkunft der verbündeten Monarchen und ihrer Staatsmänner manche von Blücher angeordnete Maßregel rückgängig gemacht wurde, so hatte doch wenigstens eine derselben, die Blücher gleich nach seinem Einzuge in Paris mit Nachdruck ins Werk gesetzt hatte und die wir oben bereits bezeichneten, ihren Fortgang: in den Museen und Kunstkammern der Hauptstadt wurde unter Leitung kunstverständiger Männer, an denen es im Blücher'schen Heere nicht fehlte, gründlich aufgeräumt und das in den Jahren französischen Kriegsglückes Geraubte wohlverpackt in die Heimat zurückgesandt. Manches herrliche Kunstwerk, das heute die Zierde unserer deutschen Museen und Kirchen bildet, kam auf diese Weise wieder in unseren Besitz zurück.

Abführung Napoleon's nach St. Helena. Napoleon wollte nach Amerika gehen, aber schon hielten englische Schiffe den Hafen von Rochefort gesperrt. Da beschloß er, einen seiner alten Kunstgriffe anzuwenden, um auf gefahrlose Weise aus Frankreich hinweg zu kommen. Wie oft hatte er sich mit Ingrimm über „diese Engländer“ ausgelassen; jetzt begab er sich aus freien Stücken auf das englische Kriegsschiff „Bellerophon“, um nach England hinüberzugehen und die Gastfreundschaft des englischen Volkes, als „des großmüthigsten unter seinen Feinden“, in Anspruch zu nehmen. Aber er war mit seinen trügerischen Künsten zu Ende. Auf Beschluß der Großmächte ward er den Engländern zur Bewachung anvertraut und von diesen nach St. Helena, einer Felseninsel im Atlantischen Ozean, in die Gefangenschaft geführt.

Die Verbannung Napoleon's nach dem unwirthbaren Eilande hat vielfach die moralische Mißbilligung abgeschwächt, die ein ernster Hinblick auf sein Leben in jedem edelgesinnten Menschen hervorruft. Hören wir darüber ein Wort des geistvollen Canning.

„Wir sind nicht gemeint“, sagt derselbe, „in Abrede zu stellen, daß eine nicht zu rechtfertigende, weil unnöthige, Härte gegen Napoleon ausgeübt worden ist. Wir halten es nicht für sehr edelmüthig von der britischen Regierung, daß sie einen reizbaren Gefangenen dadurch peinigte, daß sie ihm einen Titel verweigerte, den er lange getragen hatte. Wir meinen, daß nicht nur Religion und Humanität, sondern Selbstachtung uns verbietet, einem gefallenen Feinde auch nur ein einziges unnöthiges Leid zuzufügen.



Nach St. Helena! Einschiffung Napoleon's auf dem Bellerophon. Zeichnung von E. Hillemacher.

„Aber wir würden uns in Wahrheit einer Schwäche schuldig machen, wenn das sittliche Urtheil und die sittlichen Gefühle, mit denen Napoleon's Laufbahn betrachtet werden muß, einer Sympathie mit den Leiden den Platz räumten, mit denen diese Laufbahn geschlossen wurde. Wir bewundern nichts mehr bei Napoleon, als die Unverschämtheit, mit der er den Schutz des Völkerrechts für sich in Anspruch nahm. Daß ein Mann, der diesem Rechte offen Hohn gesprochen hatte, dessen Schutz suchen konnte; daß der Unterdrücker der Welt die Sympathie derselben für sich in Anspruch nehmen und dieser Anspruch Vertheidiger finden konnte: diese Dinge müssen zu den außerordentlichen Begebenheiten dieser außerordentlichen Zeit gerechnet werden. Unsere Sympathien sind in diesem Punkte eigensüchtig und störrisch. Wollen wir sie nach jenem einsamen Eilande führen und sie auf das berühmte Schlachtopfer britischer Grausamkeit heften, so wollen sie dort nicht ausharren, sondern nehmen ihren Flug über das Mittelmeer nach Jaffa und über den Atlantischen Ozean nach dem Walle, wo der Herzog von Enghien erschossen wurde, und nach den Schlachtfeldern, wo Tausende auf seinen Machtspruch in ihrem Blute schwammen. Wollen wir uns bemühen, unsere Gedanken auf die Leiden unseres gequälten Helden zu richten, so drängen sich andere und schrecklichere Leiden heran, deren Urheber er war, und seine Klagen, wie laut und bitter auch immer, werden übertönt von den Seufzern und Verwünschungen, die an allen Orten, die er durchzog, in unser Ohr dringen. Wir haben keine Thräne für gefallene Größe, wenn diese Größe auf Verbrechen gegründet und durch Gewalt und Treulosigkeit geschaffen war. Wir überlassen dies dem verfeinerten Zeitalter, in dem wir leben, und wir thun dies in der Hoffnung, daß ein Zeitalter herannaht von weniger zartem Stoff, aber erhabenerer, strengerer Gesinnung und tieferem Mitgefühl mit dem ganzen menschlichen Geschlecht." — „Was war nun", fragt der dem edlen Canning an Geist und Gesinnung ebenbürtige Carlyle, „was war nun Napoleon's Wirksamkeit mit all dem Lärmen, den sie gemacht, gewesen? Ein Flammenschlag wie von weit umhergestreutem Pulver; ein Auflodern wie das einer dürren Heide. Eine Stunde lang scheint das ganze Weltall in Rauch und Flammen gehüllt zu sein; aber nur eine Stunde. Die Flamme erlischt; das Weltall mit seinen uralten Bergen und Strömen, seinen Sternen oben und seinem gütigen Erdboden unten, tritt wieder hervor." —

Wenden wir hiernach unsere Aufmerksamkeit wieder auf Dasjenige, was in Paris vor sich ging. — Geschah auch bei weitem nicht Alles, was Blücher den Franzosen auferlegt zu sehen wünschte, so wurden ihnen doch diesmal Demüthigungen mancherlei Art nicht erspart. Namentlich gab ihnen, nach dem Vorgange Blücher's, die Haltung der Preußen zu erkennen, wie sehr sie in der Achtung der Nationen Europa's gesunken waren. Preußen dagegen stand in voller Glorie vor den Augen der ganzen Welt da.

Die französischen Geschichtschreiber haben aus falschverstandenem Patriotismus die größte Zeit Deutschlands seit der Reformation ungerecht beurtheilt und im Allgemeinen ein strenges Urtheil über den Mann gefällt, welcher zu dem von Preußen ausgegangenen großen Umschwung den Grund gelegt oder den Anstoß gegeben hat. Sie sahen in Stein die vollkommene Personifikation eines aparten Patriotismus, und sie haben selten zu einer Würdigung des großen Staatsmannes das rechte Wort finden können. Aber es giebt selbst in unserem Nachbarlande, das sich in der Regel geberdet, als habe es alle patriotischen Regungen in Alleinpacht genommen, doch noch unabhängige und unbefangene Männer, welche tief empfundene Hochachtung, ja Bewunderung dem Andenken Stein's entgegenbringen, so der schon angeführte Véron*). Er sagt von Stein: derselbe habe mit gutem Rechte als Haupt jener energischen und intelligenten Partei gegolten, welche die Wiederaufrichtung ihres Vaterlandes sich als preiswürdige Aufgabe gestellt hatte. „Was mich betrifft", sagt er S. 141 u. ff. seines Werkes, „so kann ich nur wünschen, daß, wenn jemals Frankreich ähnliche Prüfungen auferlegt werden sollten, wie sie damals über Preußen gekommen waren,

*) Vergl. Véron, Histoire de Prusse depuis la mort de Frédéric II. etc. Paris 1880.

man unter seinen Söhnen recht viele Männer finden möchte, die sich von gleichem Eifer für des Vaterlandes Wohlfahrt und Größe beseelt zeigen. Stein war es, der in Deutschland das Signal zu diesem neuen und furchtbaren Kriege gegeben, wie ihn Napoleon bis dahin noch nicht kannte, einem Kriege nicht der Armeen, sondern der Völker, die sich im Namen der Unabhängigkeit und der Ehre gegen fremde Tyrannei und gegen fremden Uebermuth erhoben hatten."

„Dieser große Kampf Europa's gegen Frankreich ist", fährt Véron fort, „für uns so verhängnißvoll gewesen, daß es uns schwer fällt, ihn unparteiisch zu beurtheilen, und daß wir nicht umhin können, gegen Diejenigen eine gewisse Bitterkeit zu empfinden, welche uns für unseren militärischen Ruhm so schwer haben büßen lassen. Aber um Geschichte zu schreiben, muß man es verstehen, sich über diesen egoistischen Patriotismus zu erheben, der es nur gestatten will, an anderen Nationen diejenigen Tugenden zu begreifen und zu loben, die uns von Nutzen oder wenigstens nicht von Nachtheil sind. Die einzige Art, ihnen gerecht zu werden, besteht darin, uns zu fragen, welches unsere Eindrücke sein würden, wenn Frankreich in einer ähnlichen Lage, wie damals Preußen zu seinen Diensten einen eben so glühenden Patriotismus gefunden hätte, wie es der des Feiherrn von Stein gewesen ist." — Und S. 196 sagt Véron weiter: „Ringen wir uns deshalb von dem alten Groll los, und seien wir gerecht gegen solche Vaterlandsliebe und gegen solche Hingabe; ziehen wir aus dem großartigen Beispiel, das uns Preußen giebt, die Lehre, daß die Liebe zum Vaterlande, wie sie in den Herzen der Nationen unseres Zeitalters durch Vorrechte und Despotismus erstickt worden ist, sich nur an dem Feuer auf dem Altar der Freiheit und Gleichheit wieder entzündet."

Aber noch großartiger für einen Franzosen ist seine von jeder Nationaleitelkeit freie Selstverleugnung, wenn er, nachdem er mit blutendem Herzen „der Schmach gedacht, die der zweite Pariser Friede über Frankreich gebracht", S. 220 fortfährt: „Wenn der französische Patriotismus auch schmerzlich berührt wird von diesen Erinnerungen, so dürfen wir auch auf der andern Seite darüber nicht vergessen, daß es nach Allem nur Wiedervergeltung war für Das, was die französischen Heere lange Jahre hindurch fast alle Völker Europa's hatten erdulden lassen."

Von dem Tage, an welchem Napoleon die Insel Elba verlassen hatte, bis zu dem Augenblicke, da man ihn zum zweiten Male verbannte, waren gerade einhundert Tage verflossen, daher man diesen kurzen, aber ereignißvollen Abschnitt aus Frankreichs Geschichte „die Hundert Tage" nennt.

Mit Sehnsucht wurden die siegreichen Deutschen im Vaterlande erwartet. Muthigen Herzens hatten Tausende und aber Tausende ihre Söhne und Ernährer ausziehen sehen, um durch völlige Niederwerfung des alten Feindes einen dauernden Frieden zu erkämpfen. Nun das große Werk gelungen war, konnten Väter und Mütter, Brüder und Schwestern, Bräute und Frauen es kaum erwarten, die Sieger an ihr Herz zu drücken. Endlich kamen sie, die langersehnten tapferen Streiter. Mit grünen Reisern geschmückt und unter lustigem Hörnerklang zogen sie ein in die Heimat.

Das vornehmste Ehrenzeichen dieser schweren Zeit, das Eiserne Kreuz, hatte gar manch Junger, manch Alter verdient; eine Medaille, geprägt aus dem Erz eroberter feindlicher Kanonen, als Erinnerungszeichen, erhielten Alle. — Alles strömte den Siegern entgegen; endloser Jubel braust durch Stadt und Land. Auf freien Plätzen wird feierlicher Dankgottesdienst abgehalten, allüberall hört man aus tiefbewegtem Herzen singen: „Herr Gott, dich loben wir!" oder „Nun danket Alle Gott!"



Rückkehr unserer Tapferen. Zeichnung von A. Beck.

Der zweite Pariser Friede.

Der Feind war besiegt; aber es war der Nation noch ein höheres Ziel gesteckt worden als das, die Ketten der Fremdherrschaft zu brechen. Auf dem befreiten Boden sollte, wie die Kalischer Proklamation verheißen hatte, die „Wiedergeburt des ehrwürdigen Reiches“ erfolgen, es sollte ein „verjüngtes, lebenskräftiges, in Einheit gehaltenes Deutschland“ erstehen.

Diese Verheißung wurde nicht erfüllt; man bot dem Volke den Stein des Bundestages statt des nährenden Brotes einer deutschen, den Pulsschlag des nationalen Lebens regelnden Verfassung. — Nach einem Aufschwunge, der so ohne Gleichen dasteht, ein solcher Rückschlag; nach so unerhörten Opfern ein solcher Dank! — Die besten Männer wurden irre, unzufrieden; mahnende Worte erschollen allerwärts, vernarbte Wunden begannen wieder zu brennen. Kein Wunder, wenn in Einzelnen die Liebe zu Fürst und Vaterland in Groll umschlug, so daß die Staatspolizei, die sich eifrig bemühte, berechtigte nationale Wünsche zu dämpfen, endlich auch unberechtigte Wünsche und Bestrebungen zu denunziren hatte.

Bei Alledem blieben die Blicke der großen Masse des preußischen Volkes mit Vertrauen auf König Friedrich Wilhelm gerichtet. Wenn auch nicht ein geborener Kriegsheld, wenn auch mit schwerer Sorge und zögernd, so war er doch mitgegangen mit seinem Volke, und er hatte bei mehr als einer Gelegenheit in dem schweren Kriege sein Leben furchtlos in die Schanze geschlagen. Eine und die andere seiner Maßnahmen wurden zwar selbst von gemäßigt denkenden Männern als unzweckmäßig bezeichnet; Niemand jedoch zog seinen redlichen Willen, den Ernst seiner auf des Vaterlandes Wohl gerichteten Bestrebungen in Zweifel. Als Stein eines Tages von einer vertrauten Konferenz des Königs Friedrich Wilhelm und der beiden Kaiser Alexander und Franz heraustrat, sagte er zum Geheimen Legationsrath Eichhorn: „Sie wissen, wie viel ich auf Kaiser Alexander halte; aber Friedrich Wilhelm ist doch der Erste und der Beste von Allen; der ist ganz wahr, treu und ehrlich.“

In gleicher Weise äußerten sich vielfach die heldenmüthigen Führer des Befreiungskrieges, wie sehr sie auch gleich Stein mit den schließlichen Ergebnissen des Krieges unzufrieden waren.

Der Hauptfeind war die österreichische Rückschrittspartei, an deren Spitze Metternich stand. Dieser fürchtete, daß sich Dasjenige in der Stellung der Hohenzollern zu Deutschland in seiner letzten Konsequenz vollziehen werde, was seit der Zeit des Großen Kurfürsten in der preußischen Politik vorbereitet war: die Führerschaft Deutschlands. Friedrich Wilhelm, getragen von der Liebe und Treue seines todesmuthigen Volkes, und an der Spitze dieses Volkes volksfreundlich gesinnte Helden und Staatsmänner wie Blücher, Gneisenau, Stein, Humboldt und Andere — konnte es bei innigem Zusammenstehen zu einem andern Ergebniß kommen? — Metternich fand einen willkommenen Bundesgenossen in demjenigen kleinen Theile des preußischen Adels, der dem reformatorischen Wirken der Hohenzollern innerlich fern geblieben war und sich dem Throne nur nahe gedrängt hatte, um vermöge einer günstigen Stellung bei Hofe von seinen aus finsteren Zeiten stammenden Vorrechten zu retten, was irgend zu retten war. Gerade der letzte große Krieg hatte die treue Hingabe des Volkes an den Thron im glänzendsten Lichte gezeigt, und es schien für Preußen die Zeit gekommen, in der sich Königthum und Volksthum in innigster Weise durchdringen wollten. Da aber in der völligen Durchdringung derselben die letzten Privilegien der Feudalpartei hinzuschmelzen drohten, wie Schnee vor der Sonne hinschmilzt, so sah diese Partei auf die Thaten des Volkes, von denen man noch in fernsten Zeiten singen und sagen wird, mit Verdruß und Groll. Wie die Metternich'sche Politik deutsche Interessen nicht kannte und am Ende auch bei der Vielartigkeit des österreichischen Staatsganzen nicht ausschließlich verfolgen durfte, eben so wenig kannte die preußische Feudalpartei (trotz geräuschvoller Betheuerung des Gegentheils) preußische Interessen; dort galten nur dynastische, hier nur Standesinteressen. — Es konnte in der Folgezeit nicht fehlen, daß aus so unpatriotischen Anschauungen hüben und drüben unheilvolle Lehren und Bestrebungen hervorgingen. Beide Parteien waren gemeinsam bemüht, die böse Saat der Verdächtigung des Volkes in das Ohr des Königs zu senken. Der politische Jesuitismus begann seine „mitternächtigen Schwingen“ auszubreiten und im Vaterlande zum Unheil für Fürst und Volk zu wirken. Wahrlich, es gehörte nicht zu den geringsten unter den herben Prüfungen Friedrich Wilhelm's, daß jene beiden Parteien aufs Eifrigste bestrebt waren, ihn nicht zu der ungetrübten Freude über die Erhebung seines Volkes für Thron und Vaterland kommen zu lassen. Der „alte, böse Feind“ war in neuer Maske aufgetreten. Weder gelangte das preußische Volk zu dem Genusse der Rechte, die ihm verheißen worden, noch (und dies war zum Theil eine Folge davon) Preußen zu der Stellung in Deutschland, die ihm seiner ganzen Geschichte, vorzüglich aber seiner hochherzigen Erhebung wegen, gebührte. Der gewonnene Schatz sollte, wie einst der Nibelungenhort in den Rhein, in die Nacht des Vergessens gesenkt werden.

Die Heilige Allianz. Während die Monarchen noch über den zu schließenden Frieden verhandelten, fand Kaiser Alexander Muße, sich für einen Plan zu erwärmen, welcher in der Seele einer schwärmerischen Kurländerin, einer Frau von Krüdener, entstanden war. Dieses noch reizvolle Weib, das früher der Weltlust über Gebühr zugethan gewesen war, nunmehr aber einer übertriebenen Frömmelei huldigte, hatte den für mystisches Wesen empfänglichen Kaiser Alexander I. in ihre Kreise zu ziehen gewußt und ihn für den Gedanken gewonnen, daß er, der mächtigste der siegreichen Monarchen, zur Gründung eines Fürstenbundes berufen sei, welcher der Welt das Oelblatt dauernden Friedens darzureichen habe. Durch diesen Bund sollten fernerhin alle Streitigkeiten zwischen den Völkern Europa's einerseits, zwischen den Völkern und ihren Fürsten andererseits, gemäß den Forderungen des Christenthums, grundsätzlich auf friedlichem Wege geschlichtet werden.

Welche Aussicht für einen Alexander! Gelang das Werk, nun, so war ihm der Heiligenschein für alle Zeiten gesichert; gelang es nicht, so konnte es ihm nicht fehlen, sich für seine erhabenen Absichten hochgepriesen zu sehen. Er legte den schon in Bezug auf seinen Ursprung

höchst bedenklichen Plan, ohne dessen Herkunft zu verrathen, dem Könige Friedrich Wilhelm und dem Kaiser Franz vor, und siehe — beide Monarchen zeigten sich dem Vorschlage günstig.

Friedrich Wilhelm, von Hause aus ein Mann des Friedens, konnte einem Uebereinkommen nicht abgeneigt sein, das in Aussicht stellte, die Kriegsübel wenigstens zu verringern. — Die Urkunde des neuen Bündnisses, „Heilige Allianz" genannt, ward von den drei Monarchen am 26. September 1815 zu Paris unterzeichnet, und bald traten ihr alle europäischen Fürsten, mit Ausnahme des Herrschers von England, des Papstes und des Sultans, bei.

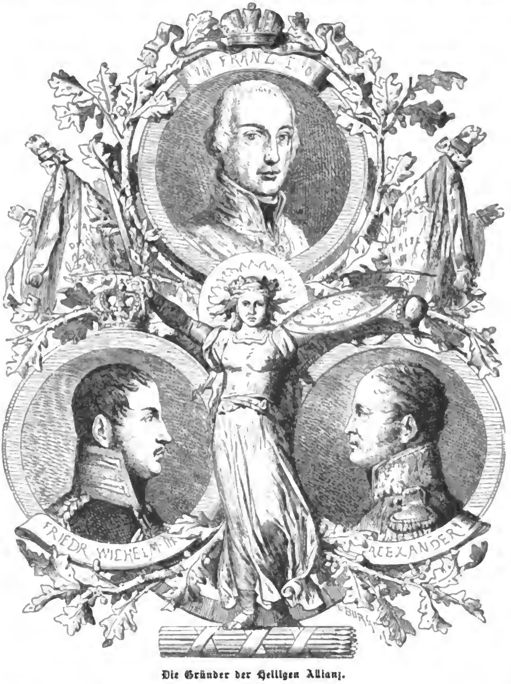
Papst Pius VII., von dem man zumeist gehofft hatte, er werde sich dem Bunde anschließen, ihm Segen und Weihe zuwenden, antwortete auf die an ihn gerichtete Einladung zum Beitritt: „neben der allerchristlichsten Kirche bedürfe es eines andern ‚Heiligen Bundes' nicht!"

Wie man auch über die „Heilige Allianz" denken mag, so trug doch diese Vereinigung dazu bei, den europäischen Frieden auf lange hinaus zu befestigen; freilich hat sie andererseits die verderbliche Kongreß- und Einmischungspolitik möglich gemacht, die während so vieler Jahrzehnte gleich einem Alp auf der Entwicklung der Völker Europa's lastete und deren Gedeihen hemmte. — Ja, hätten es alle Theilnehmer mit der Sache so ernst gemeint — wir haben dafür das Urtheil eines Stein anzuführen — wie der tief religiöse, aller Ueberspanntheit abholde König Friedrich Wilhelm, wahrlich, es würde nicht Alles, aber doch Manches von dem Guten, was die Lobredner jenes Bündnisses in Posaunenstößen voraus verkündeten, erreicht worden sein. Jedoch gar bald schon bediente sich Arglist und Ränkesucht des Bundes als eines Mittels, in streitigen Fällen nach Gutdünken und gerade im Gegensatz zu den „Forderungen des Christenthums" zu entscheiden. Sieht man von dem unter Anstrengungen und Windungen aller Art einige Jahrzehnte lang aufrecht erhaltenen Friedenszustand zwischen den betheiligten Staaten ab, so kam die „Heilige Allianz" den einzelnen Völkern keinesfalls zu statten, und die so überschwenglich gefeierten Vortheile, die sie eine Zeit lang den Fürsten zu bieten schien, schlugen in der Folge in das Gegentheil um. — Sie brachte auch den Mächtigen auf die Dauer weder Befriedigung noch Vortheile.

Als die drei Monarchen jenen Bund schlossen, herrschte über das Maß Dessen, was dem französischen Volke als Buße für den wieder begonnenen Krieg aufzuerlegen sei, unter den Staatsmännern noch eine große Meinungsverschiedenheit. Der Schöpfer der Heiligen Allianz, Alexander, fühlte sich nun vor Allem berufen, dahin zu wirken, daß man mit den Franzosen, den Schützlingen der Frau von Krüdener, ja nicht zu hart ins Gericht gehe.

Die preußischen Staatsmänner hatten eindringlich gerathen, Frankreich diesmal seine Kriegslust ernstlich büßen zu lassen. Der General von Carlowitz forderte in einer Denkschrift, daß dem französischen Volke auferlegt werde, eine baare Kriegsentschädigung von 1000 Millionen Francs zu zahlen und eine beträchtliches Grenzgebiet abzutreten. Auch Hardenberg vertrat energisch die letztere Forderung. „Will man einen dauerhaften und sicheren Frieden", sagte er in seiner dem Könige vorgelegten Denkschrift, „will Frankreich selbst einen solchen Frieden mit seinen Nachbarn — so muß es seinen Nachbarn die Vertheidigungslinie zurückgeben, die es ihnen genommen hat, an Deutschland das Elsaß und die Festungen der Niederlande, der Maas, Mosel und Saar. Dann erst wird Frankreich sich in seiner wahrhaften Vertheidigungslinie befinden, in den Vogesen und in seinen beiden Festungslinien von der Maas bis zum Meere, und dann allein wird Frankreich ruhig bleiben." Gefährlich sei der Irrthum, bemerkte Hardenberg weiter, zu glauben, man werde sich die Franzosen durch Schonung und Großmuth geneigt machen; nie würden sie vergessen, daß sie niedergeworfen worden. Man möge daher Das nehmen, wozu man das Recht und die Pflicht habe. — Andere Staatsmänner gingen noch weiter, indem sie die Abtretung von Lothringen bis zur Maas zur Sicherung Deutschlands für unerläßlich hielten. Lasse man die Franzosen wiederum leichten Kaufes davonkommen, so werde diese Nachsicht sie über kurz oder lang zu neuen Freventhaten gegen Deutschland antreiben, und das deutsche Volk werde die gegenwärtige Unterlassungssünde früher oder später wieder mit Strömen Blutes zu sühnen haben.

Stein war auf dringende Aufforderungen von mehreren Seiten nach Paris gekommen, um an den Friedensverhandlungen theilzunehmen. Es ist unzweifelhaft, daß sein und Blücher's entschiedenes Auftreten auch Hardenberg bestimmte, auf den preußischerseits erhobenen Forderungen mit größerer Festigkeit zu beharren. Rußland und selbst England fürchteten jedoch das Erstarken Deutschlands und vor Allem Preußens. „Wir haben", sagten die russischen Vertreter, „durchaus kein Interesse daran, Frankreich zu vernichten und andere Mächte dadurch in die Lage zu versetzen, ihre ganze Aufmerksamkeit und alle ihre Kräfte gegen Rußland zu richten." Die preußischen Staatsmänner hatten geahnt, daß es so kommen werde.



Die Gründer der Heiligen Allianz.

„Es ist klar", schrieb Stein, „die Russen wollen, daß wir verwundbar bleiben." Und in gleichem Sinne that Hardenberg die Aeußerung: „Die russische Politik schmeichelt Frankreich, um Deutschland in steter Schwäche zu erhalten." Nachdem sich aus ähnlichen Beweggründen auch Oesterreich für das Nachgeben erklärt hatte, stand Preußen mit jenen Forderungen allein. Ueberstimmt und durch die Vergeblichkeit aller ihrer Bemühungen allmählich ermüdet, erlahmten seine Bevollmächtigten. Es kann ihnen kein Vorwurf daraus erwachsen, wenn sie, um nicht aufs Neue den Krieg herauf zu beschwören, schließlich nachzugeben beschlossen.

Im Gefolge der zum zweiten Male in Paris einziehenden Monarchen hatte sich auch Ludwig XVIII. befunden, dessen erneute Anerkennung als König von Frankreich von den Siegern gefordert und durchgesetzt wurde. Ludwig XVIII. hatte die Liebe und Zuneigung des französischen Volkes niemals besessen; seine zweimalige Zurückführung durch fremde Bajonnete war auch nicht dazu angethan, ihm dieselbe zu erwerben, und um dem Könige seine an sich schon dornenvolle und schwierige Stellung nicht noch schwieriger zu machen, wurden in dem Friedensvertrage manche Forderungen nicht erhoben, die wol Annahme gefunden haben würden. Die Buße, welche man dem übermüthigen, leichtfertigen und wetterwendischen Volke der Franzosen auferlegte, war demnach keine allzu schwere, wennschon Frankreich diesmal nicht ganz so glimpflich wegkam wie im Jahre 1814. Es wurden ihm im Allgemeinen die Grenzen vom Jahre 1789 zugesprochen; dagegen mußte es sich nicht nur verpflichten, eine baare Kriegsentschädigung zu zahlen und, wie bereits erwähnt, alle aus fremden Ländern geraubten Kunstschätze zurückzugeben, sondern auch in die Abtretung der Gebietstheile, in denen die Festungen Landau und Saarlouis liegen, willigen. Ferner ward ausbedungen, daß 18 französische Festungen noch fünf Jahre durch 150,000 Mann der Armeen der Verbündeten besetzt bleiben, und daß diese Truppen auf Kosten Frankreichs verpflegt und unterhalten werden sollten, was einer weiteren Kriegssteuer von jährlich 50 Millionen Francs gleichkam.

Gegen den Willen von Deutschlands Verbündeten, das Elsaß und Theile von Lothringen für unser Vaterland zurückzugewinnen, war eben nicht möglich; eben so wenig vermochten es die alleinstehenden preußischen Vertreter durchzusetzen, daß Preußen für seine außerordentlichen Leistungen in den Jahren des Krieges anderweitig genügend entschädigt wurde.

Im deutschen Volke war man mit solcher Nachsicht und Milde keineswegs einverstanden.

„Wie müssen die Franzosen unserer spotten“, schrieb Görres, „wenn sie sehen, daß die Deutschen, nachdem sie im Gefolge eines glänzenden Sieges, wie ihre Geschichte wenige aufbehalten, nichts als zwei befestigte Orte erlangt, noch dazu unter einander Denen Begehrlichkeit vorwerfen, die ein Mehreres gewollt! Welche Begriffe müssen sie von unserer Staatsweisheit erlangen, sehen sie also öffentlich Die gescholten, die allein die Ehre ihres Volkes gefühlt und für seine Sicherheit gesprochen haben!“ — Eine Hauptschuld daran, daß gegen Frankreich so glimpflich, ja verhältnißmäßig so günstig verfahren wurde, trug, wie gesagt, der Kaiser Alexander, der auch hier die Kunst, seine vielgerühmte Hochherzigkeit und seine freundschaftlichen Regungen in besten Einklang mit der Wahrnehmung seiner Interessen zu bringen, auf wahrhaft meisterliche Weise ausübte. Der Zar war es auch, der es durchsetzte, daß die Frankreich auferlegte Kriegskontribution auf 700 Millionen Francs — von denen ein Drittel zur Verstärkung der deutschen Grenzfestungen verwendet, der Rest unter die Verbündeten vertheilt werden sollte — ermäßigt ward. Er erntete dafür natürlich Preis, Lob und Dank der leicht zu begeisternden Franzosen. — Der österreichische Staatskanzler hatte Recht, wenn er dem Verhalten des Zaren gegenüber den Ausspruch that: „Rußland läßt stets leichter einen Bundesgenossen im Stich als seine Interessen.“ Freilich hätte Fürst Metternich dieses Wort auch auf die österreichische Politik anwenden können, denn Oesterreich unterstützte Rußland in seinen gegen Preußen gerichteten Bestrebungen, und letzteres zog, wie wir wissen, den Kürzeren.

Friedensschluß. Indessen wurde nach manchem Zwischenfalle und nach langem, unerquicklichem Hader, doch endlich eine Einigung aller Betheiligten erzielt, und am 20. Nov. 1815 der zweite Pariser Friede unterzeichnet.

Wie schmerzlich es auch war, daß das Verlangen der Vaterlandsfreunde nach Wiedererlangung der früheren Reichsgrenzen unbefriedigt blieb — dennoch vermochte ein deutscher Mann, der in der Staatskanzlei zu Wien beschäftigte Publizist Gentz, es über sich zu gewinnen, in einem Pamphlet die Mißachtung wohlberechtigter patriotischer Erwartungen für „gerecht und billig“ zu erklären. Ja, dieser religiöse und politische Apostat, der sich aus

einem Freidenker in einen übereifrigen Vertheidiger konservativer und reaktionärer Grundsätze umgewandelt hatte, verstieg sich zu der Behauptung: „es würde geheißen haben, alle Rechtsbegriffe zu zerstören, wenn man Frankreich genöthigt hätte, Elsaß und Lothringen an Deutschland abzutreten!“ —

Ordnung der deutschen Verhältnisse. Diesem letzten Akt des großen Befreiungskampfes — eine Verhöhnung der Opfer, die Preußen zur Wiederherstellung der Selbständigkeit Deutschlands gebracht — folgte ein noch verhängnißvollerer Abschluß. Er fand zu Wien statt, wo der von dem Fürsten Metternich geleitete Kongreß seine unterbrochenen Arbeiten an der politischen Neugestaltung Deutschlands wieder aufgenommen hatte. Preußen erlangte keineswegs den Umfang zurück, den es bei Beginn des Jahres 1806 bereits hatte. Durch den Wiener Kongreß wurden dem preußischen Staate seine früheren, im Gebiete der Elbe gelegenen Landestheile wieder zuerkannt; außerdem erhielt er etwa die Hälfte des Königreichs Sachsen, das Großherzogthum Posen sammt Danzig, Schwedisch-Pommern mit Rügen, in Westfalen eine Anzahl mediatisirter Fürstenthümer und Grafschaften nebst Wetzlar, das Großherzogthum Berg, den größten Theil des kurkölnischen und kurtrierischen Gebietes und andere kleinere Landestheile, so daß der Staat dadurch auf 5085 Quadratmeilen anwuchs und nach Oesterreich der größte Staat Deutschlands war, jedenfalls ansehnlich genug, um mit Oesterreich an die Spitze des deutschen Staatenbundes zu treten — jedoch eine rechte Abrundung, ein gesicherter Zusammenhang ward ihm vorenthalten. Allerdings hatte Preußen sein Ansehen als Militärstaat durch den Feldzug 1815 hinlänglich befestigt; hatte es doch in erster Reihe dazu beigetragen, die Macht Napoleon's zu brechen und den Frieden Europa's zu sichern.

Viel günstigere Erfolge hatten, trotz geringerer Anstrengungen und Leistungen in dem Kampfe um den Frieden und die Ruhe Europa's, die Bundesgenossen Preußens in dem in Wien zum Austrag gebrachten Kampfe der Interessen zu verzeichnen. Das Inselreich Großbritannien hatte zwar mit scheinbarer Großmuth auf eine Vergrößerung seines Gebietes auf dem europäischen Festlande verzichtet, aber was wollte das sagen gegenüber den zahlreichen und werthvollen außereuropäischen Kolonien und Besitzungen, die es im Laufe der Kriegsjahre den Holländern sowie den Franzosen und deren Vasallenstaaten entrissen und beim Friedensschluß nur zum kleinsten Theile herausgegeben hatte!

Rußland errang sich auf dem Wiener Kongreß die endgiltige Sicherung seines ausgedehnten polnischen Besitzes und die für das vor kurzem noch halb barbarische Zarenreich noch viel werthvollere Anerkennung eines weitgehenden Einflusses auf die politischen Verhältnisse Europa's. Oesterreich endlich hatte zwar auf den ohnehin nur lästigen und hemmenden Besitz Belgiens verzichtet, aber es war durch die Wiedergewinnung des Innviertels, Salzburgs und Tirols in Deutschland, wie Venetiens und der Lombardei in Italien, zu dem Besitze eines wohl arrondirten zusammenhängenden Gebietes, das die schönsten und fruchtbarsten Landstriche umfaßte, gelangt.

Das Deutschland vom Jahre 1815 sah demjenigen von 1792 kaum noch ähnlich. Es bildete kein Reich mehr. Lange stritt man hin und her, ob die Möglichkeit vorhanden sei, das Kaiserthum deutscher Nation wieder aufzurichten, oder ob der Zwang vorliege, es bei der Zerstückelung und Zertheilung, welche man vorgefunden, zu belassen. Alles sprach dafür, daß die Wiederaufrichtung der alten Reichsherrlichkeit nicht ausführbar sei. Diejenigen, deren Stimmen den Ausschlag gaben, wiesen darauf hin, wie wenig der Kaiser in den letzten Jahrhunderten gegolten, welche Macht dagegen die einzelnen Fürsten gewonnen hatten; sie gaben ferner zu bedenken, wie sich schwerlich hoffen lasse, daß die großen und kleinen Potentaten einwilligen würden, auch nur einen geringen Theil ihrer Rechte und ihrer Gewalt freiwillig an ein fürstliches Oberhaupt abzutreten. Deshalb beschloß man, die Selbständigkeit der einzelnen Staaten fortbestehen zu lassen, diese selbständigen Staaten und deren Potentaten aber zu einem Bunde zu vereinigen.

Die Schwierigkeit, deren verschiedenartige Wünsche und Forderungen in Einklang zu bringen, war groß. Schien sie doch selbst einem Stein, einem Wilhelm von Humboldt und anderen wohlgesinnten Männern schließlich fast unüberwindlich. So mußte das Erreichbare auf ein Minimum zusammenschrumpfen, was seinen Hauptgrund darin hatte, daß sich zu den maßlosen Ansprüchen kleiner und kleinster Potentaten die schon im Herbst des Jahres 1813 in Vertragsform gegebenen Zusagen Oesterreichs zu Gunsten der Könige von Bayern und Württemberg gesellten.

Der Deutsche Bund. So kam für Deutschland jenes unheilvolle Verfassungswerk zu Stande, welches unter dem Namen Bundestag, auch „Deutscher Bund", ein wenig rühmliches Andenken hinterließ, als es nach fünfzig Jahren zu Grabe getragen wurde. Wenig geachtet — zum Guten und Heilsamen zu machtlos, zum Schlimmen und Unheilvollen mächtig genug — schien der Bundestag fast nur zu dem Zwecke ersonnen worden zu sein, Preußen und alle gleichstrebenden Bundesglieder in ihrer Entwicklung zu hemmen und innerhalb des gesunden Organismus des preußischen Staatskörpers verderbliche Zersetzungen und Gäh rungen hervorzurufen. Solche traten denn auch bald nachher ein und wurden Ursache von Freiheitsverkümmerungen und den gehässigsten Verfolgungen.

Am 8. Juni 1815 wurde die Urkunde dieses Bundes, die sogenannte Bundesakte, unterzeichnet. Zum Deutschen Bunde gehörten: der Kaiser von Oesterreich, die Könige von Preußen, Bayern, Sachsen, Hannover und Württemberg, der Großherzog von Baden, der Kurfürst von Hessen-Kassel, der Großherzog von Hessen-Darmstadt, leider auch der König von Dänemark (als Herzog von Holstein und Lauenburg), der König der Niederlande (als Großherzog von Luxemburg), weiterhin der Herzog von Braunschweig, die Großherzöge von Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz sowie von Oldenburg, der Herzog von Nassau, der Großherzog von Sachsen-Weimar, die Herzöge von Sachsen-Gotha und Sachsen-Koburg, von Sachsen-Meiningen und Hildburghausen, die Herzöge von Anhalt, die Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen und -Rudolstadt, von Hohenzollern, Liechtenstein, die Fürsten von Reuß und von Schaumburg, der Landgraf von Hessen-Homburg sowie die vier freien Städte: Frankfurt, Lübeck, Hamburg und Bremen. — Im Jahre 1825 sank die Zahl der Bundesmitglieder durch Vereinigung von Koburg und Gotha auf 38, im Jahre 1850 — durch das Aufgehen der beiden Hohenzollernstaaten in Preußen — auf 36, später auf 34, nachdem die Anhaltinischen Fürstenthümer an die eine überlebende Linie fielen.

Der Umfang dieses Staatenbundes betrug 12,000 Quadratmeilen, die Einwohnerzahl im Jahre 1815 etwa 30 Millionen. Dabei sind aber diejenigen Unterthanen des Kaisers von Oesterreich und des Königs von Preußen nicht eingerechnet, welche die zum Deutschen Bunde nicht gehörigen Lande dieser beiden Monarchen bewohnten, und die sich auf weitere 20 Millionen belaufen mochten.

Durch die Bundesurkunde blieb in der Hauptsache Folgendes bestimmt: Zweck des Bundes war Erhaltung der äußeren und inneren Sicherheit Deutschlands, der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit seiner Staaten. Die Besorgung der gemeinsamen Angelegenheiten lag dem Bundestage zu Frankfurt a. M. ob, zu welchem die größeren Staaten besondere, die kleineren gemeinschaftliche Abgeordnete sendeten, die unter Oesterreichs Vorsitz beriethen und Beschlüsse faßten. Bundesglieder durften einander unter keinerlei Vorwand bekriegen oder das Gesammtinteresse gefährden, sondern sie hatten ihre Streitigkeiten bei der Bundesversammlung anzubringen und sich der Entscheidung des Schiedsgerichts (Austrägalgerichts) zu unterwerfen. Gegen auswärtige Feinde sollten Alle für Einen, Einer für Alle stehen.

Zu dem Zwecke ward ein Bundesheer unterhalten, welches in Friedenszeiten etwas mehr als 300,000, in Kriegszeiten aber 450,000 Mann zählte. Dieses Heer bestand aus zehn Armeecorps. Das erste, zweite und dritte stellte der Kaiser von Oesterreich; das vierte, fünfte und sechste der König von Preußen; das siebente der König von Bayern; das achte wurde von Württemberg, Baden und Hessen-Darmstadt aufgestellt; das neunte von Sachsen,

Hessen-Kassel, Nassau und Luxemburg; das zehnte von Hannover, Braunschweig, Holstein, Mecklenburg, Oldenburg und den Hansestädten. Die kleineren deutschen Staaten sollten eine besondere Abtheilung, die Reservedivision, zusammenbringen, der die Besetzung der Bundesfestungen Luxemburg, Mainz und Landau während eines Krieges oblag. Den siebenten Theil des Bundesheeres bildete Reiterei, das ganze Heer war mit 1100 Stück Geschützen ausgerüstet.

Trotz so mancher Enttäuschungen blickten die Völker, die so treulich ihren Fürsten und Führern geholfen, zunächst noch mit rosigen Hoffnungen in die Zukunft. Wie sich das im Grunde von selbst verstand, waren auch den Deutschen alle diejenigen Rechte und Freiheiten verheißen worden, deren andere Völker — Franzosen, Spanier, Holländer 2c. — sich erfreuten. Es sollten in verjüngter Gestalt die alten Landesvertretungen wieder ins Leben treten und von jeglicher größeren Gemeinde oder Provinz innerhalb gewisser regelmäßig wiederkehrender Termine Vertrauenspersonen zu Land- oder Reichstagen abgeordnet werden, um auf Grund der zu verleihenden Verfassung die Interessen und Rechte des Volkes wahrzunehmen und bei der Feststellung seiner Leistungen und Pflichten mitzuwirken. Diese landständischen Verfassungen sollten nicht anders als auf dem durch das Gesetz vorgeschriebenen Wege abgeändert werden dürfen. — Den Unterthanen der Bundesfürsten blieb es unverwehrt, von einem Staate nach dem andern zu ziehen, um wo und wie es ihnen eben am besten dünkte, ihren Lebensunterhalt zu verdienen; auch ward ihnen ungehinderte Ausübung ihrer Religion verbürgt. Wie die Religionsfreiheit sollte auch das Versammlungs- und Vereinsrecht sowie die Preßfreiheit gewährleistet sein. Weiterhin ward den Rheinlanden die vorläufige Erhaltung ihrer öffentlichen Rechtspflege, vornehmlich die Fortdauer der Geschworenengerichte, zugesichert. Indessen sollte auf Verbesserung und möglichste Einheit in der Gesetzgebung ernstlich hingearbeitet werden.

Ach, wäre nur die Hälfte von Dem in Erfüllung gegangen, was in den hoffnungsreichen Jahren von 1813 bis 1815 zugesagt und geglaubt wurde — unserer Nation wären vielleicht fünfzig Jahre wahrhafter Befriedigung und gedeihlicher Entwicklung zutheil geworden!

Eine neue Lehr- und Prüfungszeit begann. Die Jahre der Schmach wie die Jahre der Erhebung und Befreiung schärften dem Volke das Auge und weihten sein Herz, um Preußens Aufgabe aus seiner großen Vergangenheit zu erkennen. Es lernte während der Periode getäuschter Hoffnungen seine ihm angeborenen Eigenschaften erst recht würdigen, das Maß seiner Kräfte richtiger schätzen. Auch während der Jahre des Rückschritts und des Stillstands hielt das preußische Volk an der Ueberzeugung fest, daß nicht leicht ein Fürstengeschlecht zu finden sei, welches in Bezug auf treue Hingabe an das Wohl des Volkes mit seinem Königshause den Vergleich auszuhalten vermöge. Das Werden und Wachsen der preußischen Monarchie erschien ihm einem Wunderwerke vergleichbar, hervorgegangen aus einer Geistesarbeit ohne Gleichen, aus Thaten heldenmüthiger und hochherziger Fürsten, wie sie erhabener weder die Geschichte Roms noch die Griechenlands aufzuweisen hat. Es lernte auch die Glieder der heimischen Adelsgeschlechter ehren und achten, die mit voller Hingabe der reformatorischen Mission hervorragender Fürsten sich anschlossen und durch rühmliches Wirken im Felde und in der Verwaltung die Größe und Wohlfahrt des Landes mitbegründen halfen. Das Haus der Hohenzollern dagegen erkannte, daß sein Thron nicht auf den Sklavensinn einer rohen Menge sich stütze, nicht auf jene des Menschen unwürdige Treue, die sich des eigenen Urtheils begiebt, sondern auf den Fels der „Liebe des freien Mannes" — eine unabweisbare und in ihrer vollen Anerkennung einen Quell des Segens in sich schließende Forderung des gegenwärtigen Zeitalters. Und in gleichem Maße, wie das Volk die Tüchtigkeit seines Herrscherhauses anerkennt, ist es seines eigenen Werthes sich bewußt und sieht in dem Kranze des Ruhmes, den die Geschichte den Hohenzollern reicht, seine eigenen Thaten verherrlicht. Nach Zeiten der äußersten Mißstimmung und höchsten Erregung fanden sich Beide im Hinblick auf den unverlierbaren Schatz gemeinsamer Erinnerungen immer wieder geeinigt.

So festigte sich während des Kampfes mit stets neu auftauchenden Schwierigkeiten das Band, das Beide, den Fürsten und das Volk, umschlang; in Eintracht strebten sie weiter auf der ruhmvoll betretenen Bahn.

Im Verlaufe dieser Vorbereitungsperiode ist Preußens Aar allen innerhalb und außerhalb der Grenzen des Landes lebenden, wahrhaft deutsch gesinnten Männern das Symbol des sich im Lichte des Protestantismus verjüngenden Deutschlands geworden, und in diesem Sinne eröffnete sich schon vor Jahrzehnten dem süddeutschen Geschichtsforscher C. A. Mayer ein ahnungsvoller Blick in die Zukunft, als er schrieb: „Indem sich Preußen, gleich den Aesten eines Baumes, durch Deutschland verbreitet hat, soll es einerseits mit dem Salze, das ihm gegeben, unser gemeinsames Vaterland durchdringen, andererseits aber auch den deutschen Geist in seiner Mannichfaltigkeit in sich aufsaugen und das ausschließlich Preußische ausmerzen. Seit der Theilung Polens war ein Drittel Preußens polnisch geworden; nun aber hatte es so viel Slaventhum von sich gethan und so viel deutsches Land in sich aufgenommen, daß es der einzige wesentlich deutsche Großstaat geworden war. Der Wiener Kongreß hat es, ohne Zweifel wider seinen Willen, nicht übel mit Preußen gemacht: er hat es als einen Pfeiler durch Deutschland hindurch aufgerichtet, daß wir Anderen uns daran lehnen."

Unterdessen ist die Bundesverfassung unbedauert zu Grabe getragen worden, und nicht durch sie, sondern durch die Erretter im Jahre 1870 ist glorreich in Erfüllung gebracht worden, was die besten Männer aus jenen unvergessenen Tagen ersehnten und wofür so Viele ihr Leben eingesetzt. — Aber es ist doch keine Sache so schlimm, daß sich nicht auch etwas Gutes von ihr sagen ließe. Wie unbeliebt auch der „Deutsche Bund" gewesen ist, wir Deutsche haben unter dieser Verfassung eine schwere, aber doch nicht nutzlose Lehrzeit während fünfzig Friedensjahren bestanden. Während derselben ward — trotz aller Enttäuschungen für Fürst und Volk — ein neuer Schatz dem Vaterlande errungen. Wer wollte es noch wagen, die Thatsache zu verdunkeln, daß Preußen, nachdem es der Retter von Deutschlands Selbständigkeit gewesen, daß Preußens Fürst und Volk in schweren Kämpfen des Ruhmes der Väter sich allseitig werth und würdig bewiesen haben! Die in den schweren Zeiten von 1806 bis 1813 ausgestreute Saat hat in der Gegenwart ihre Früchte gezeitigt.

Um so mehr ist es die Pflicht des lebenden Geschlechtes, der Mahnung des Dichters sich zu erinnern:

„Vergiß der treuen Todten nicht und schmücke
Auch ihre Urnen mit dem Eichenkranz!"



Die Gedenktafeln in der Kirche.



Zeit der Wiederaufrichtung.

Neue Lehr- und Sorgenjahre.

Im Jahre 1815 waren einhundertundfünfzig Jahre seit des Großen Kurfürsten machtvollem Auftreten und seit Festigung und Zusammenfassung des preußischen Staates durch diesen ausgezeichneten Fürsten, Feldherrn und Staatsmann verflossen. Nicht viel mehr als fünfzig Jahre waren dahingegangen, seit Friedrich der Einzige Preußen in die Reihe der europäischen Großmächte eingeführt hatte; kaum dreißig Jahre früher war durch ihn, Oesterreich gegenüber, eine Vereinigung deutscher Fürsten zu gemeinsamer Wahrnehmung ihrer Interessen als „Fürstenbund" zu Stande gebracht worden; ein Jahrzehnt war verflossen, seit nach dem gänzlichen Zusammensturz des altehrwürdigen deutschen Reiches der Rheinbund schmählichen Andenkens zu Stande gekommen und ihm gegenüber eine nationale Vereinigung der norddeutschen Staaten durch Friedrich Wilhelm III. wenigstens erstrebt worden war; jetzt war Deutschland — und zwar diesmal das ganze Deutschland — wiederum zu einem Bunde zusammengetreten. Aber unsere Allmutter Germania war des Purpurmantels entkleidet, die Kaiserkrone war ihr vom Haupte genommen, das Szepter ihrer Hand entglitten; einer dienenden Magd gleich erschien sie im Vergleich mit der gewaltigen Herrscherin vor tausend Jahren. — Was die Fürsten aus hohenzollernschem Geschlecht

seit zwei Jahrhunderten für Preußen vollbracht hatten, das hatten sie für ganz Deutschland gethan; die in den schweren Katastrophen der letztvergangenen Jahre begründete Unsicherheit und Unentschlossenheit der preußischen Staatsregierung hatte im Bunde mit der Mißgunst und Eifersucht mächtiger Rivalen den Einfluß Preußens auf die Geschicke Deutschlands zur Zeit, äußerlich wenigstens, zurückgedrängt; aber das einmal Errungene — und es war ja vieles errungen — konnte und sollte nicht wieder verloren gehen. Langsam freilich, aber unaufhaltsam schritt die Entwicklung des preußischen Staates einem hehren Ziele zu.

Auswärtiger Einfluß auf Gestaltung der deutschen Verhältnisse. Bis in die letzte Zeit gehörte es zu den feststehenden Glaubenssätzen, daß Fürst Metternich es gewesen sei, welcher seit dem Jahre 1814 den Geschicken Deutschlands, ja denen fast ganz Europa's, die ausschlaggebende Richtung angewiesen habe. Ihm in erster Linie wurde alles Unheil, das Deutschland während des Wiener Kongresses erfahren hat, zugeschrieben, ebenso die Nichtberücksichtigung der Ansprüche Preußens in Beziehung auf billige Entschädigung für die gebrachten schweren Opfer sowie in Bezug auf Sicherung und Bessergestaltung seiner Grenzen. — Nun aber wissen wir aus dem kürzlich veröffentlichten „Briefwechsel Talleyrands mit König Ludwig XVIII.“, daß nicht den allmächtigen Rathgeber des Kaisers Franz I. allein, sondern daß auch den feinen französischen Staatsmann und Vertreter des wieder aufgerichteten Thrones der Bourbonen ein guter Theil der Schuld trifft, wenn die gerechten Erwartungen der deutschen Patrioten unerfüllt blieben und Preußen nicht zu dem gelangen konnte, was es sein gutes Recht nennen durfte.

Als Talleyrand im Jahre 1814 zu Wien eingetroffen war, schienen die Verbündeten unter sich darin einig, dem französischen Bevollmächtigten nicht Gleichberechtigung und demgemäß seiner Stimmführung nicht dieselbe Geltung zuzuerkennen, welche sie für sich in Anspruch nahmen; es sollten vielmehr die Geschicke Europas durch die siegreichen verbündeten Großmächte England, Rußland, Oesterreich und Preußen bestimmt werden. In diesen Stand der Dinge jedoch brachte alsbald die kluge Haltung des französischen Ministers eine Wendung. Indem er zunächst darauf drang, daß das Prinzip der Legitimität als Basis aller völkerrechtlichen Grundsätze anerkannt werde, gelang es seinem behutsamen Vorgehen, seinen Absichten in Beziehung auf die Gestaltung Europa's Eingang zu verschaffen. Das Festhalten am Legitimitätsprinzip widersprach keineswegs den Interessen der Hauptmächte und durfte gewiß auch auf Gutheißung seitens der Staaten zweiten Ranges und seitens der kleinen Potentaten rechnen, welche sich bisher nicht gesträubt hatten, zu Bannerträgern Frankreichs herabzusinken. Der schlaue Diplomat stellte in seinen Unterhaltungen und Verhandlungen mit den Vertretern der Großmächte voran: Die Herstellung eines dauerhaften Gleichgewichts in Europa, das nur durch Festhalten an dem aufgestellten großen Grundsatz an Sicherheit und Bestand werde gewinnen können; dann rückte er in den Vordergrund seines Programms die Wiederaufrichtung Deutschlands mittels Organisation eines deutschen Staatenbundes, dessen Machtlosigkeit aber von vornherein ausgesprochen war durch die souveräne Stellung, welche den „angeborenen (legitimen) Regenten“ der einzelnen Staaten zuerkannt werden sollte; weiterhin sollten nach seinem Plane die Neugestaltung und Neutralität der Schweiz, die Regelung der Rheinschiffahrtsverhältnisse, die Sicherstellung des Bestandes der Pforte und endlich die Abschaffung des Sklavenhandels die Bevollmächtigten beschäftigen. Talleyrand wirkte auf der einen Seite darauf hin, Oesterreichs Vorherrschaft in Italien dadurch zu beschränken, daß die Staaten Italiens einander das Gleichgewicht hielten; andrerseits stellte er es jedoch als unerläßlich hin, daß der damals noch regierende „Usurpator Murat“ dem legitimen Könige Ferdinand IV. weichen, daß Toscana an die Königin von Etrurien zurückzugeben und daß die Legationen und die Marken dem wiederhergestellten Kirchenstaate aufs Neue anzufügen seien.

Ueberaus charakteristisch für ihn und seinen König ist Dasjenige, was sich Talleyrand in seiner von ihm selbst niedergeschriebenen und vom König genehmigten Instruktion als

seine Aufgabe hinsichtlich der Machtbeschränkung Preußens stellt. In jenem wichtigen Aktenstücke heißt es: Es verleihe die natürliche Lage der preußischen Monarchie dem Ehrgeize seiner Regenten eine Art von Berechtigung, ja Nothwendigkeit. Sein Nutzen habe dem preußischen Staate stets als „sein Recht" gegolten, und so sei es gekommen, daß er binnen 63 Jahren von einer Bevölkerung von weniger als vier Millionen zu zehn Millionen emporgestiegen sei. Selbst der schreckliche Sturz nach dem Jahre 1805, der nur durch seinen Ehrgeiz herbeigeführt worden sei, habe in diesem auf Vergrößerung gerichteten Streben eine Wandlung nicht bewirkt; noch jetzt gelüste es Preußen nach allen Landen, die zwischen den Grenzen Frankreichs, der Maas und dem Rheine lägen, es begehre Luxemburg und Mainz als Stützpunkte seiner Macht, es erkläre sich in seiner Sicherheit bedroht, wenn ihm nicht ganz Sachsen zufalle. Seine Ansprüche gründe es darauf, daß man sich durch die Abmachungen zu Kalisch verpflichtet habe, Preußen in der Stärke und in dem Umfange wiederherzustellen, die es vor seinem Niedergange im Jahre 1806 besessen. Aber es begnüge sich schon nicht mehr mit zehn Millionen Unterthanen, es wolle 600000 mehr haben — gestehe man ihm das zu, so werde es bald noch mehr, werde zwanzig Millionen haben wollen. Es sei mithin unerläßlich, seinem Ehrgeize Zügel anzulegen; Mainz wie Luxemburg dürften eben nur feste Plätze im Besitze des deutschen Bundes werden, und südlich der Mosel dürfe man Preußen nicht gestatten, sich noch weiter auszubreiten. Dagegen empfehle es sich, Holland möglichst weit auf dem linken Rheinufer vorrücken zu lassen, auch die Ansprüche Hessens, Bayerns und namentlich Hannovers zu unterstützen, damit das für Preußen übrig bleibende Ländergebiet sich möglichst verringere; vor Allem sei dem König von Sachsen sein Erbland möglichst wenig zertheilt wiederzugeben.

Was Talleyrand als durch Frankreichs Vertreter zu erstrebende Ziele bezeichnet hatte, ward von ihm als Bevollmächtigtem Ludwigs XVIII. auch erreicht. Rußland ließ die Hälfte seiner Ansprüche auf das Herzogthum Warschau fallen, Sachsen ward, allerdings nicht vollständig, aber doch in der Größe wie Hannover und Württemberg wiederhergestellt, was es unzweifelhaft Frankreich zu verdanken hatte. Es ward bewerkstelligt, daß die preußischen und französischen Grenzen sich möglichst wenig (im Jahre 1814 nirgends) berührten; Luxemburg und Mainz wurden deutsche Bundesfestungen. Der Einfluß Preußens ließ sich im Innern durch die in Aussicht genommene Bundesverfassung auf ein ungefährliches Maß beschränken; nach außen hin konnte Preußen sich nur auf Kaiser Alexanders Wohlgeneigtheit, später, jedoch in bei weitem geringerem Maße, noch auf Englands Beistand verlassen. Weiterhin gelang die Organisation der Schweiz, deren Unabhängigkeit und Neutralität verbürgt ward.

Besondere Wichtigkeit legte die Instruktion, welche das Verhalten der französischen Botschaft auf dem Wiener Kongreß bestimmte, 'darauf, „daß die Eröffnung des Kongresses geschehen solle in Uebereinstimmung mit den Grundsätzen des öffentlichen Rechts"; diese Forderung hat Talleyrand an die Spitze des Entwurfs zur Ordnung der Verhältnisse Europa's gestellt und durchzusetzen gewußt. Es gelang ihm, den englischen Bevollmächtigten Viscount Castlereagh von Preußen ab- und auf seine Seite zu ziehen, ebenso den Kaiser Alexander nachgiebiger zu Gunsten Frankreichs zu stimmen. Schon am 4. Januar 1815 hatte er seinem Herrscher als Ergebniß der Verhandlungen mittheilen können, „daß die bisherige Koalition aufgelöst sei, Frankreich nicht mehr isolirt in Europa dastehe, und daß man „Sr. Majestät" ein Bundessystem und „Friedensverhältnisse" zu danken habe, wie es kaum als Ergebniß der Unterhandlungen eines halben Jahrhunderts zu erwarten gewesen sei. Die französische Politik befinde sich im Einverständniß mit zwei der ersten Großmächte und drei Staaten zweiten Ranges und werde bald mit allen den Staaten sich im Einvernehmen befinden, die nicht revolutionäre Absichten verfolgen. Dann werde in Wahrheit Frankreich das Haupt und die Seele eines Friedensbundes und in der Lage sein, jene Grundsätze (die der Legitimität) zu vertheidigen, welche zuerst Se. Majestät der König von Frankreich verkündet habe." — Talleyrand's diplomatischen Künsten gelang es, die bisher verbündeten

Großmächte zu trennen und die entstandene Spaltung stetig zu erweitern. Auch ward Manches von dem zurückgewonnen, was nach des Imperators Rückkehr aus Elba für Frankreich verloren gegangen war. Als nach Napoleon's Verbannung nach St. Helena die Friedensverhandlungen zu Ende geführt werden konnten, ward von den Ergebnissen der früheren diplomatischen Campagne noch Manches mehr gerettet, als man im Grunde erwarten durfte. — Frankreichs Vertreter griff mithin muthig ein bei der endgültigen Ordnung der Verhältnisse Europa's nach Ausgang des Feldzugs vom Jahre 1815. Es fiel dem ehemaligen revolutionären Bischof von Autun nicht schwer, die Spaltung zwischen den vier Großmächten fortbestehen zu lassen, so daß sich nur die von uns bereits berichteten unbefriedigenden Vortheile zu Gunsten Deutschlands und Preußens erreichen ließen; sie wären noch geringer ausgefallen, hätte letzteres nicht das Gewicht seiner jüngsten Waffenerfolge mit in die Wagschale werfen können. —



Clemens Lothar Wenzel, Fürst von Metternich (in späterem Lebensalter).

Jedenfalls steht fest, daß den Vertretern Frankreichs ein ganz erheblicher Antheil an der mißlichen Gestaltung der deutschen Verhältnisse zuzusprechen ist; Frankreichs Einfluß ist damals nur zu sehr den Interessen der ehemaligen Rheinbund-Fürsten zugute gekommen. Es hat die ungenügende deutsche Bundesverfassung mit hervorrufen helfen, welche zum Schaden unserer Nation so lange Zeit Deutschland in Schwäche erhielt und seine Entwicklung hemmte.

Und es blieben auch für die Folgezeit zwei mächtige Motoren in Bewegung, die im Osten und Westen, von zwei so wichtigen Punkten wie Wien und Paris aus, ihre Thätigkeit einsetzten, um Deutschlands Ohnmacht womöglich zu verewigen und Preußen niederzuhalten.

Der deutsche Bund. Was Deutschland unter der schlaffen, mattherzigen Oberleitung des deutschen Bundestages, den die karge Weisheit und die Engherzigkeit der Maßgebenden und Gebietenden nach Wiederherstellung des Friedens fünfzig Jahre lang vegetiren ließ, geworden ist, das weiß die Mehrzahl unsrer Leser; auf den nachfolgenden Blättern verzeichnen wir das zum Verständnisse der Entwicklung Preußens seit dem Jahr 1815 Nothwendige.

Ein Reich deutscher Nation ist aus dem „Deutschen Bund" vom Jahre 1815 nicht hervorgegangen, und man wollte ein solches auch gar nicht wieder erstehen lassen. Allerdings hat

er, und das ist fast sein einziges Verdienst, unserem schwer heimgesuchten Vaterlande nahezu fünfzig Friedensjahre bescheert, deren es so dringend bedurfte. Aber von Jahrzehnt zu Jahrzehnt sank Deutschland tiefer und immer tiefer herab; mehr und mehr büßte es die Achtung anderer Nationen ein, und es schwand die Selbstachtung; in erschreckender Weise nahm die Zahl derer ab, in denen der Glaube lebendig blieb, Germania könne und werde dereinst wieder zu Macht und Ansehen emporsteigen. Oesterreich, dessen Herrscher seit Jahrhunderten mit wenigen Ausnahmen ihren historischen Beruf als Beschützer und Leiter eines einheitlichen deutschen Reiches leider nur zu sehr aus den Augen gelassen hatten, hatte in der Stunde der Gefahr freiwillig auf das bis dahin geübte Führeramt verzichtet, und Preußen, welches allein im Stande und berechtigt war, an Oesterreichs Stelle zu treten, hatte man durch seine möglichst ungünstige geographische Gestaltung — ein schlechter Dank für seine ruhmvolle Führung im Freiheitskriege! — die Erfüllung der ihm zugefallenen Aufgabe überaus schwer gemacht.



Karl Moritz, Herzog von Talleyrand-Périgord, Frankreichs Vertreter auf dem Kongreß zu Wien.

Nur zweierlei Aussichten boten sich für Preußen dar: entweder in der alle Lebensäußerungen unterbindenden Zwangsjacke, in welche der deutsche Bund seine Glieder eingeschnürt hatte, zu ersticken, oder die Zeit der Ruhe und aufgenöthigten Unthätigkeit auszunutzen, seine in einer großen Vergangenheit wurzelnden Kräfte zu sammeln, um im gegebenen Augenblicke die Fesseln zu sprengen und durch ein entschiedenes Vorgehen mit einem Schlage das zu erreichen, was unter anderen Umständen das Ergebnis einer naturgemäßen Entwicklung gewesen wäre.

Preußen hat das Letztere gewählt und sich unterdessen wiedergefunden. Wenn im Jahre 1806 maßlose Ueberschätzung auf der einen und Mangel an rechtem Selbstvertrauen auf der andern Seite als Hauptursachen des jähen Sturzes der Monarchie Friedrichs des Großen erscheinen, so sahen wir in den dem Sturze folgenden Prüfungsjahren aus den verschütteten Wurzeln die Kraft wieder treiben und eine sich von unberechtigter Vertrauensseligkeit und sich selbst aufgebender Entmuthigung gleich weit fernhaltende Gesinnung vorherrschend werden, die zu treuem Ausharren anspornte und auch in den schweren Kriegsjahren sich herrlich bewährte.

Daß die Zustände, wie sie zur Zeit bestanden, keine dauernden sein konnten, darüber herrschte unter allen Fernsehenden nur eine Stimme. Dem preußischen Finanzminister von Motz, der sich nachmals als Mitbegründer des deutschen Zollvereins große Verdienste um die wirthschaftliche Entwicklung Deutschlands erworben hat, erschien der deutsche Bund als ein Unding, der Glaube an seine Aufrechterhaltung als eine Thorheit, wie er denn schon im Jahre 1817 in seiner Schrift „Gedanken über die Militärverfassung des Bundes" u. A. Folgendes sagte: „Ein solcher Staatenverein erscheint als ein politischer Nothbehelf, den die Eifersucht der souveränen Fürsten Deutschlands im Drange der äußeren Umstände zur Geburt gefördert hat, nicht um die zerstreuten Kräfte Deutschlands wirklich in ein Großes zu sammeln, wodurch Europas Gleichgewicht in der That begründet sein würde, sondern nur um Deutschland in immerwährender Kräftezersplitterung zu erhalten. Darum muß Preußen jetzt schon den Zeitpunkt ins Auge fassen, wo das unhaltbare Bundeswerk wieder in sich selbst zerfallen wird. Oesterreich kann eine Vereinigung deutscher Volkskraft aufrichtig gewiß nicht wollen, weil das vorherrschende Interesse seines Hauses und seiner großen, im Bunde nicht mit einbegriffenen Staaten gerade das Gegentheil erheischt."

Preußens Besitzstand nach dem Kriege. Durch den Frieden im Jahre 1815 hatte Preußen hinsichtlich seines Flächeninhalts nicht den bis zum Jahre 1806 erlangten Umfang zurückempfangen; es fehlten ihm daran einige Hundert Geviertmeilen, und es erschien sonach thatsächlich benachtheiligt. Aber an ein Zweifaches hatten die Neider und Feinde Preußens bei der endlichen Festsetzung seiner Gebietsverhältnisse nicht gedacht: es war von ihnen — gleiches geschah freilich auch längere Zeit hindurch preußischerseits — übersehen worden, daß die vermeintlichen Nachtheile annähernd, wenn nicht gar reichlich aufgewogen wurden durch einen doppelten Vortheil. Preußen wurde durch die ungünstige Gestaltung seiner Grenzen, durch die unverhältnißmäßige Längenausdehnung und Zerrissenheit seines Gebiets geradezu gewaltsam auf die Bahn gedrängt, welche es, seinem historischen Berufe folgend, später einschlug. Dazu kam noch ein Zweites. Zehn Jahre früher kamen von 5500 Quadratmeilen preußischen Staatsgebietes deren etwa 2500 auf polnische Landestheile, so daß das Königreich im Grunde nicht für einen national-deutschen Staat gelten konnte, während es im Jahre 1816 sich glücklich schätzen durfte, unter seinen 13 Millionen Landeskindern eine zum allergrößten Theile deutsche Bevölkerung zu zählen. Was im Osten, in Polen, an Land und Leuten verloren worden, ward reichlich aufgewogen durch den rein deutschen Charakter der neuerworbenen Provinzen im Westen. Es vollzog sich verhältnißmäßig rasch die Aufsaugung der neuen, 1815 aufgenommenen Volkselemente durch die vorhandenen; denn bereits zwei Jahrzehnte nachher war auch die innere Einfügung der neuen Landestheile, ihre Verschmelzung mit den alten Provinzen zu einem organischen Staatsganzen, eine Thatsache geworden.

Was sich in Preußen aus dem inneren Leben seines Volkes heraus durch rüstiges geistiges Streben und materielles Schaffen vollzog, trat nicht geräuschvoll auf die Weltbühne, es ward daher im Auslande wenig oder gar nicht beachtet. Dies änderte sich jedoch von dem Zeitpunkte ab, in welchem der deutsche Zollverein gegründet worden war, und in dem Maße, in welchem die wohlthätigen Folgen desselben von Jahr zu Jahr mehr hervortraten, begann, wie es im Inlande geschehen, auch im Auslande der Glaube an die Mission Preußens zu erwachen: Deutschlands Vormacht, der eigentliche und Schützer und Schirmer seiner Interessen zu sein.

Getäuschte Hoffnungen. Noch im Jahre 1816 hatte der treffliche Freiherr vom Stein nicht daran gezweifelt, daß König Friedrich Wilhelm in nächster Zeit schon seinem Volke eine Verfassung verleihen werde. Der in gewissen höheren Kreisen herrschende Widerwille gegen jegliche Art von Volksrepräsentation war ihm zwar nicht unbekannt, aber er hielt es für unmöglich, daß das Uebelwollen, die Kleingläubigkeit und das Mißtrauen einzelner, wenn auch hervorragender Kreise einen übermächtigen Einfluß gewinnen könne.

Betrübend ist und bleibt es, daß die Hoffnungen der Verfassungsfreunde nicht in Erfüllung gingen, doch erfordert die Gerechtigkeit, es nicht unerwähnt zu lassen, daß in Preußen mehrere Jahre hindurch ernstlich daran gearbeitet worden ist, ein Verfassungswerk zu Stande zu bringen. Aber der Verwirklichung dieser Absicht traten außer jenen, in den Vorurtheilen einzelner Gesellschaftsklassen wurzelnden und aus ihnen sich ergebenden Schwierigkeiten auch noch andere entgegen, die in der äußeren Lage des Staates und seiner Zusammensetzung aus anfänglich in ihrem politischen Denken und Empfinden weit von einander verschiedenen Volkselementen begründet waren.

Die zur preußischen Monarchie hinzugetretenen Landestheile, das Rheinland mit seiner französischen Aufklärung, das früher schwedische Vorpommern mit überlieferten, unter den drei Kronen Skandinaviens erlangten Privilegien, die ehemals polnischen Gebietstheile mit ihrem störrischen Adel und ihrem unwissenden Bauernstande, die Sachsen mit dem getheilten Herzen — halb für den Rautenkranz, halb für den Adler — boten so eigenartige Elemente dar, daß es noch eines mehrjährigen Zusammenlebens bedurfte, um diese mit den altpreußischen Provinzen zu einer Staatseinheit zu verschmelzen.

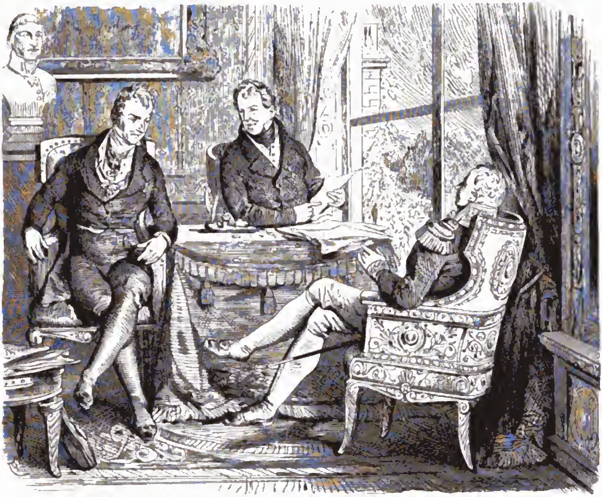
Wir werden Veranlassung haben, auf diesen Gegenstand in einem späteren Abschnitt zurückzukommen. Hier genüge die Anführung der Thatsache, daß über den Umfang der zu gewährenden Volksrechte und den Verfassungszuschnitt überhaupt die denkbar verschiedensten Anschauungen herrschten, und daß viel verhandelt, hin und her berathen, beschlossen und wieder verworfen worden ist, ehe man zu dem Entschlusse gelangte, von einer Verfassung für den Gesammtstaat einstweilen überhaupt abzusehen und sich vorerst mit der Errichtung von Provinzialständen mit berathender Stimme zu begnügen.

Während dieses fast zehnjährigen unbefriedigenden und erfolglosen Abmühens in den Regierungs- und in den von diesen mehr oder minder beeinflußten Gesellschaftskreisen wurde manches dringliche Werk in den Hintergrund geschoben und die Geduld und der gute Muth wohlmeinender Vaterlandsfreunde oft genug auf harte Proben gestellt.

Natürlich erregte die Nichterfüllung der in schweren Tagen gegebenen Verheißungen großen Unmuth im Lande, namentlich bei dem gebildeten Theile der Bevölkerung; vor Allem aber war es die Jugend, welche durch ihre hingebende Theilnahme an den großen Befreiungskämpfen ein wohlbegründetes Recht auf ihre Mitwirkung auch an den Werken des Friedens erworben zu haben meinte, und in deren Kreisen die herrschende Erregung den lautesten und ungestümsten Ausdruck fand. Das Ueberschäumen derselben war jedoch den Widersachern der freiheitlichen Strömung in Deutschland durchaus nicht unwillkommen; bot es doch Veranlassung, zur Vorsicht zu mahnen und auf Zurückhaltung zu dringen. „Die wahre Kraft liegt im Recht“, schrieb später Fürst Metternich, der Hauptmahner in jener Zeit, „außer ihm ist alles vergänglich.“ Indeß die rechte Definition über das was Rechtens sei hinsichtlich derer, denen beharrlich die Gewährung zugesagter Rechte vorenthalten worden war: diese Definition ist uns der hochgebietende Staatslenker schuldig geblieben.

Einfluß von Außen. Aus den in neuester Zeit bekannt gewordenen Aufzeichnungen des österreichischen Staatskanzlers ergiebt sich, daß dessen Abneigung gegen die Antheilnahme der Völker an der Gestaltung ihrer Angelegenheiten sich insbesondere gegen das sogenannte „parlamentarische System“ richtete, und daß er selbst eine Zeit lang ernsthaft bemüht war, die in Oesterreich beiseite geschobenen ständischen Verfassungen der einzelnen Provinzen des Donaustaates wieder neu zu beleben. Kaiser Franz dagegen wollte weder von Verfassungsbewilligungen, noch von „Volksrechten“ etwas wissen, und Metternich war trotz aller ihm zu Gebote stehenden Macht dem Kaiser gegenüber ein zu gefügiges Werkzeug, als daß er es gewagt hätte, mit Nachdruck etwas zu vertreten, was jenem ersichtlich im Innersten widerstrebte. Als darnach gar eine Anzahl deutscher Fürsten das ihren Unterthanen gegebene Gelöbniß durch Verleihung von Verfassungen einlösten, als allüberall in Deutschland und in den Nachbarstaaten revolutionäre Strömungen sich bemerkbar zu machen

begannen, da schwanden bei dem allmächtigen österreichischen Minister auch die letzten freisinnigen Anwandlungen, denen er bisher noch hin und wieder Raum gegeben hatte, und ganz auf die starr autokratischen Neigungen seines Kaisers eingehend wurde er fortan der Hauptwidersacher aller freiheitlichen Regungen und bot seinen ganzen, weitgehenden Einfluß auf, dieselben nicht nur in den österreichischen Staaten, sondern auch in den Nachbarländern niederzuhalten. Im Hinblick auf das Verhalten der süd- und westdeutschen Staaten mußte es unter diesen Umständen in Wien um so angenehmer berühren, daß die Verfassungsfrage in Preußen in Stillstand gerieth, und man ließ es sich angelegen sein, die Bestrebungen der verfassungsfeindlichen Partei nach Kräften zu unterstützen, trotzdem man sehr wohl wußte, wie sehr unter den Folgen dieses Parteihaders der König Friedrich Wilhelm und sein Volk litten.



Fürst Metternich und Gentz in Berathung mit dem Staatskanzler Fürsten Hardenberg.
Zeichnung von Ludwig Burger.

Wenn Diesem oder Jenem die Nichterfüllung gegebener Verheißungen gleichsam wie ein Wortbruch erschien, wenn darauf hingewiesen wurde, daß die widerfahrene Enttäuschung geeignet sei, der Liebe selbst der Bewohner der alten Provinzen zu ihrem Monarchen Abbruch zu thun, so erinnerte der Staatskanzler solchen Einwendungen gegenüber an die Kraft, die im Rechte, — in dem angestammten Rechte der Krone liege. Es möchte doch wohl schwer halten, ward gesagt, den König Friedrich Wilhelm seinem Volke zu entfremden; gelange aber die Mißstimmung des Volkes über die so wenig den gehegten Hoffnungen entsprechenden Folgen der Erhebung, über die Heilige Allianz, über die Pariser Friedensschlüsse, den Bundestag rc. wirklich zum Ausdruck, nun, dann werde sich erst recht genügendes Material darbieten, das, in angemessener Weise dem Könige Friedrich Wilhelm nahegebracht, diesem es als höchst bedenklich werde erscheinen lassen, mit dem Verfassungswesen Ernst zu machen! Und solches Material wurde in nächster Zeit — leider! — mehr als genug zusammengebracht.

Doch wir kommen später auf die Verfassungsfrage, ihre Entwicklung und endliche Erledigung ausführlicher zurück. Werfen wir zunächst einen Blick auf die Verhältnisse und Zustände, die in den ersten Jahrzehnten nach Errichtung des deutschen Bundes in Deutschland und vornehmlich in Preußen auf den übrigen Gebieten des Staatslebens, im Heer und im Beamtenstand, in Gewerbe und Industrie, in Kunst und Wissenschaft und im gesellschaftlichen Leben sich herausbildeten und zu Tage traten.

Die allgemeine Nothlage. Nur allmählich konnten in den ersten Jahren nach Eintritt des Friedens die arg zerrütteten wirthschaftlichen Zustände des Landes gebessert werden; zu schwer hatten die Kriegs- und Unglücksjahre des letzten Jahrzehnts auf dem preußischen Staate gelastet, als daß selbst bei den reichsten und ergiebigsten natürlichen Hülfsquellen, bei dem einmüthigsten Zusammenwirken aller Kräfte des Staates eine schnelle Linderung oder gar Beseitigung des Nothstandes möglich gewesen wäre.

Auf 400 Millionen Thaler werden die von Preußen aufgebrachten Kriegskontributionen und die Einbußen, welche das Land durch die langjährige Besetzung durch feindliche Heeresmassen erlitt, veranschlagt; 900 Millionen hatte, die Kriegsschäden mit eingerechnet, der schwere Kampf gegen die Bedränger verschlungen. Infolge dieser unausgesetzten Opfer seit 1806 waren die Edelmetalle, Gold und Silber, fast gänzlich aus dem Lande geschwunden; das in großen Mengen ausgegebene Papiergeld aber wurde damals nicht so vertrauensvoll angenommen wie in unseren Tagen. Nach amtlichen Erhebungen bezifferte sich noch im Jahre 1819 der Silberbestand im ganzen Lande auf nicht höher als 7 Millionen Thaler. Dazu trat eine Reihe von Mißernten — namentlich die vom Jahre 1817 —, die in ihren Nachwehen in ganz Deutschland schwer empfunden wurden, zumal da bei dem Mangel an guten Verkehrsstraßen die Noth in den am meisten heimgesuchten Distrikten bis zu förmlicher Hungersnoth stieg, die eine größere Zahl von Menschenleben forderte.

Ein gleich schwerer Druck ist, Dank der nachmaligen hohen Entwicklung unserer Verkehrsverbindungen, heute kaum noch denkbar, die längere Dauer einer Hungersnoth gar nicht mehr möglich. Damals aber mußte die erst nach und nach eintretende Linderung und Hebung des Nothstandes nothwendiger Weise zu Verwilderung und Verkommenheit großer Bevölkerungskreise führen. Das Volk, daran gewöhnt, alles von oben zu erwarten, glaubte der Regierung viel mehr zumuthen zu dürfen, als diese zu leisten und zu gewähren vermochte, und es zeigte sich nun in der Ungewohntheit der Selbsthülfe und der Erschlaffung des Volksgeistes die Unzulänglichkeit eines Systems der Bevormundung. Steins Wort: es müsse der Gemeindegeist die Stelle der Bureaukratie einnehmen, hatte noch zu wenig Wirklichkeit gewonnen.

Die Regierung erkannte die Nothwendigkeit, das ländliche Kreditwesen zu heben, das sich, erst wenige Jahrzehnte früher durch den Justizminister von Carmer begründet, noch in den Anfangsstadien seiner Entwicklung befand. Aber dies und vieles Andere erforderte Zeit; die neuen, in den Tagen der Wiederaufrichtung Preußens beschlossenen Institutionen standen entweder nur erst auf dem Papier, oder das Volk hatte noch nicht Zeit gehabt, sich an sie zu gewöhnen, sich mit ihnen zu befreunden und ihre hohe Bedeutung für das praktische Leben zu würdigen. Und so lange das nicht der Fall war, demnach noch Unfertigkeit und Unsicherheit auf den betreffenden Gebieten herrschte, war eben eine recht befriedigende Besserung der Zustände nicht zu erwarten.

Ordnung des Finanzwesens. Es galt, nach allen Seiten hin zu helfen, aufzurichten, zu beschwichtigen, Muth einzuflößen, Abneigungen zu bekämpfen, für Heilsames zu erwärmen. Wie vieles war doch völlig aus Rand und Band gekommen! Straßen, zerstörte Festungen, unterbrochene Bauten mußten wiederhergestellt oder fortgeführt werden; es waren eine Unzahl der verschiedenartigsten, von Gemeinden und von Privatpersonen erhobenen Ansprüche auf Entschädigungen für vernichtetes Eigenthum und endlich auch noch Bedürfnisse für Institute zu befriedigen, deren Erhaltung oder gar Erweiterung sich als unumgänglich nothwendig erwies, sollte nicht mit den Ueberlieferungen der Vergangenheit gebrochen werden.

In erster Reihe galt es, die Steuerkraft der Landesbewohner, welche so sehr der Schonung bedurfte, durch Beförderung von Handel und Wandel zu heben, und es ist, wie wir gleich bemerken werden, in dieser Beziehung in verhältnißmäßig kurzer Zeit vieles geschehen und Großes erreicht worden.

In der That konnte Preußen, wenngleich seinem Volke später als den Völkern der meisten anderen deutschen Staaten eine wirkliche Theilnahme an der Leitung der Staatsgeschäfte eingeräumt wurde, hinsichtlich seiner Gesammtentwicklung, vornehmlich aber mit Rücksicht auf seine Finanzverwaltung, sehr wohl den übrigen Staaten des Bundes als nachahmenswerthes Vorbild dienen, und es wäre einseitig und ungerecht, der preußischen Staatsleitung des dritten und vierten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts, wie nur zu häufig geschehen, alles und jedes Verdienst absprechen zu wollen, nur weil sie bezüglich der Verfassungsfrage den Wünschen des Volkes und den Forderungen der Zeit gegenüber sich ablehnend verhielt.

Daß die sofortige Verleihung einer Verfassung zu schweren Unzuträglichkeiten geführt haben würde, ist oben bereits dargelegt worden; dagegen hätte es sich ohne Zweifel als heilsam erwiesen, durch allmählige, vorsichtig ausgeführte Erweiterung der Volksrechte das Volk zu richtigem Gebrauch einer Verfassung vorzubereiten, letztere dann aber auch gern und willig zu gewähren. Statt dessen führte die allzu ängstliche Zurückhaltung auf der einen und ein allzu ungestümes Drängen nach Einführung freiheitlicher Institutionen auf der andern Seite zu jenen traurigen Zerwürfnissen zwischen Regierung und Volk, zwischen konservativen und liberalen Parteien, welche die gesunde Entwicklung Preußens und Deutschlands so sehr gehemmt haben. An einen andern hierbei in Frage kommenden wichtigen Umstand erinnert H. v. Treitschke, indem er sagt: „Unter den politischen Sünden, welche Preußen die Bahn zur Macht und Freiheit versperrten, ward keine so verderblich wie die allgemeine, in einem gebildeten Volke fast wunderbare Unkenntniß des eigentlichen Inhalts der vaterländischen Geschichte.“ Um zu vorurtheilsfreien Anschauungen zu gelangen, genügte es nicht, oberflächlich den Gang der preußischen und der gesammten deutschen Geschichte in Betracht zu ziehen, es galt vielmehr, das Verhältniß der preußischen zur deutschen Geschichte mit Schärfe ins Auge zu fassen. — Genugthuung gewährt es wahrzunehmen, daß in Bezug auf Würdigung Preußens noch vor Abschluß des vierten Jahrzehnts eine billigere Beurtheilung und ein nüchternes Erwägen auch in den konstitutionellen Kleinstaaten und Königreichen zum Durchbruch kam. Hier, wo die Verfassungen sich einzuwurzeln begonnen hatten, entwöhnte man sich allgemach jenes hochmüthigen Herabsehens auf die „unter der Knute des Absolutismus seufzenden Preußen“ in dem Maße, in welchem man inne ward, daß diese hinter den verfassungsgemäß athmenden Bürgern anderer Staaten Deutschlands in allem Löblichen durchaus nicht zurückblieben. Ja es fehlte nicht an Männern, die klar erkannten, wie „trotzdem und alledem“ das preußische Staatsschiff, wenn auch nicht mit vollen Segeln, so doch sicher und unentwegt auf der Fahrstraße vorwärts steuere, die schon durch den Großen Kurfürsten eingeschlagen worden war.

Die Staatsverwaltung. Bis zum Jahre 1814 gab es in Preußen nur Kabinets- oder richtiger Fachminister, welche nur Rath zu ertheilen hatten, wenn der Monarch solchen von ihnen begehrte. Durch Einrichtung der Staatsministerien erhielten deren Vorstände nicht nur die Pflichten, sondern auch die Rechte einer selbständigeren Stellung und Meinungsäußerung, wiewohl auf der Person des Königs die eigentliche Verantwortlichkeit ruhen blieb. — Durch eine Verordnung vom 30. April 1815 erfolgte die Eintheilung des Staates in zehn, später in acht Provinzen; diese wiederum wurden in Regierungsbezirke und Kreise eingetheilt. Das preußische Landrecht ward mit Ausnahme der Rheinprovinz auch in den neugewonnenen Landestheilen eingeführt; die allgemeine Wehrpflicht erlangte im ganzen Lande gesetzliche Geltung. — Ende März 1817 trat ein neuer Staatsrath ins Leben.

Der König wünschte nichts sehnlicher, als daß das Land sobald als möglich von seiner drückenden Schuldenlast von 218 Millionen Thaler befreit werde, und zu solchem Behufe

machte er seinen Ministern die Beobachtung äußerster Sparsamkeit zur Pflicht. Es sollte bei Aufstellung des Ausgabenetats nicht über 50,500,000 Thaler hinausgegangen werden. Dem sorgsamen Könige ward denn auch später noch die Genugthuung, nicht nur die Landesschuld getilgt zu sehen, sondern sogar den Staat im Besitz eines ansehnlichen Schatzes zu wissen.

In Bezug auf Beobachtung äußerster Sparsamkeit, welche der König seinen Ministern dringend ans Herz gelegt hatte, gab er selbst sein Leben lang das leuchtendste Beispiel.

Während die kleinen deutschen Potentaten meinten, den so schwer errungenen Frieden nicht besser verwerthen zu können, als durch Auferlegung neuer Zölle und Steuern zu Gunsten ihrer entleerten Truhen, erklärte Friedrich Wilhelm, von den Krondomänen nur so viel für sich in Anspruch nehmen zu wollen, daß ihm und seinem königlichen Hause ein Ertrag von 2½ Millionen Thalern verbleibe; die übrigen Güter sollten, entsprechend einem bereits in den Jahren der französischen Okkupation eingeleiteten Verfahren, verkauft und die erzielten Einnahmen zur Tilgung der Staatsschuld mitverwandt werden.



Frhr. v. Schuckmann, Wilh. v. Humboldt, Karl Frhr. v. Stein zum Altenstein.

Diese Maßregel erwies sich zugleich mit der von da ab streng durchgeführten Verpachtung der noch im Staatsbesitz verbleibenden Domänen auf Zeit für die Regierung wie für das ganze Land als höchst vortheilhaft.

So gelang es durch eine ebenso geschickte als erfolgreiche Entwicklung des Steuerwesens und der Finanzverwaltung, die Staatseinnahmen in verhältnißmäßig kurzer Zeit in dem Maße zu mehren, daß nun auch an die Verwirklichung mancher anderen bisher unerledigten „frommen Wünsche“ gedacht werden konnte. Schulen und Kirchen, wissenschaftliche und Kunstinstitute wurden reichlich bedacht, und bald begann sich auf allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft im preußischen Staate ein reges Leben zu entfalten. Wir werden darauf in einem späteren Abschnitt eingehender zurückkommen.

Zur preußischen Steuerverfassung, die mit Recht gerühmt und nachgeahmt worden ist, war bereits in der Stunde der Noth, im Jahre 1807, der Grund gelegt worden; aber manches mußte in den Unruhen und Stürmen der nachfolgenden Jahre noch in einem Zustande der Unfertigkeit verbleiben. Reichliche Arbeit fanden noch die Staatsmänner vor, welche an diesen wichtigen Zweig der Staatsverwaltung die bessernde Hand anzulegen berufen waren. Mit großer Gewissenhaftigkeit und mit glänzendem Erfolg haben sie sich ihrer Aufgabe entledigt. Bis zum Jahre 1820 wurde fast ununterbrochen an dem Ausbau

und der Vervollkommnung der preußischen Steuergesetzgebung gearbeitet, und viele Jahrzehnte lang hat dann dieses Werk, „der Stolz Preußens“, wie es noch vor Kurzem trotz des inzwischen eingetretenen Umschwunges von namhaften Autoritäten auf diesem Gebiet genannt wurde, in Kraft gestanden und segensreiche Folgen gehabt. Und in der That, derselbe Geist, welcher in den von Scharnhorst, Boyen, Gneisenau, Kleist u. A. geschaffenen Wehreinrichtungen weht, er durchdringt auch das preußische Klassensteuergesetz mit dem in ihm ausgesprochenen Grundsatz der Erhebung direkter Steuern, die in ihrer möglichst genauen Abstufung je nach der Steuerkraft des Einzelnen jedenfalls eine gleichmäßigere und wohl auch gerechtere Vertheilung der Lasten ermöglichen, als die vielleicht weniger empfindlichen indirekten Steuern, welche, wenn sie wirklich einträglich sein sollen, die große Masse der ärmeren Bevölkerung stets verhältnißmäßig viel schwerer belasten, als die Minderheit der Reichen und Wohlhabenden.

Von anderen staatlichen Einrichtungen, die gleichzeitig mit dem Steuerwesen weiter ausgebildet wurden, ist besonders das preußische Katasterwesen hervorzuheben, das in seiner sorgfältigen Organisation und in seiner prompten, gewissenhaften Durchführung als ganz besonders nachahmungswürdig anerkannt wurde. Es hat nachmals vielen deutschen und außerdeutschen Staaten zum Muster gedient.

Die Minister und ihre Räthe. Unter den Männern, welche sich in der Finanzverwaltung des preußischen Staates in der angedeuteten Richtung durch musterhafte Verwaltung ihrer Departements hervorthaten und dadurch zur Wiederaufrichtung des Staates und zur Erhöhung seines Ansehens und seines Krebites in hervorragender Weise beitrugen, sind vornehmlich die Minister von Motz und Maaßen und, unter und mit ihnen arbeitend, die Geheimräthe von Lottum und Rother zu erwähnen.

In den Köpfen von Motz und Eichhorn gewann gegen Ende des zweiten Jahrzehnts die Idee einer deutschen Zolleinigung fortgesetzt klarere Gestalt; die wirthschaftliche Führung Deutschlands durch Preußen schwebte dabei jenen Männern als das zu erreichende Ziel vor. Hand in Hand gingen damit die gesunden Anschauungen, welche der patriotische Freiherr von Schuckmann als Minister des Innern verwirklichte. Unterstützt durch Männer wie Eytelwein, Beuth, Gerhard u. A. und vor Allem durch das lebhafte Interesse, welches der König selbst seinen Bestrebungen entgegenbrachte, fand durch ihn die Entwicklung des Handels, der Gewerbe und Industrien in hervorragender Weise Förderung. Namentlich wurde unter seiner Verwaltung der Hebung des Verkehrswesens besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Es stieg in der kurzen Zeit von 1815—1830 beispielsweise die Gesammtlänge der Landeschausseen um mehr als das Doppelte, von etwa 500 Meilen auf über 1000; mehr als 20 Millionen Thaler wurden während dieses Zeitraums für die Verbesserung und Neuanlegung dieser Verkehrsstraßen verwendet, die damals, wo es noch keine Eisenbahnen gab, eine viel höhere Wichtigkeit hatten als heutzutage.

Auch die schwierige Ausführung der bereits in den Jahren 1807 und 1808 entstandenen hochwichtigen Gesetze in Betreff der Regelung der bäuerlichen und gutsherrlichen Verhältnisse, über Ablösungen, Zusammenlegungen und Gemeindeeintheilungen fiel diesem Minister zu, und mit Umsicht und Energie entledigte er sich auch dieser schwierigen Aufgabe. Dem Berg- und Hüttenwesen wurde gleichfalls eingreifende Unterstützung zu Theil; neben dem Minister erwarb sich als Mitarbeiter desselben besonders von Beuth außerordentliche Verdienste um diesen hochwichtigen Zweig der Industrie.

In Wilhelm von Humboldt's Händen hatte vor dem Kriege die Leitung der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten gelegen, und wir haben Veranlassung gehabt, seiner eifrigen Mitwirkung bei der Gründung der Universitäten in Berlin und Breslau zu gedenken. Während des Krieges und unmittelbar nach demselben war er vielfach als Diplomat thätig und wirkte als solcher mit Patriotismus und Hingabe, wenngleich nicht immer mit der nöthigen Energie, für die Interessen Preußens auf dem Wiener Kongreß und darnach in

Frankfurt a. M. bei Ordnung der deutschen Gebietsfrage und Gründung des Bundes. Später vom Könige in den Staatsrath berufen, vertrat er hier, dem bereits alternden und je länger je mehr der österreichischen Stillstandspolitik Metternichs sich anschließenden Staatskanzler Fürsten Hardenberg gegenüber, eine freisinnigere Richtung, indem er auf eine möglichst beschleunigte Erledigung der Verfassungsfrage drängte. Leider vermochte er, hauptsächlich infolge einiger unheilvollen Zwischenfälle, mit seinem Einfluß nicht durchzudringen, und er nahm deshalb nach kurzer Geschäftsführung zugleich mit Boyen und Beyme seinen Abschied.

Gleichen Schritt mit der überraschend schnellen Erweiterung und Verbesserung des Straßennetzes im preußischen Staate, deren bereits oben gedacht wurde, hielt die Entwicklung und Vervollkommnung des Kommunikationswesens, vor Allem der Post, deren Verwaltung ganz und vollständig in die Hände des Staates überging. Wenn auch der später zum Minister erhobene Friedrich von Nagler nach seiner Ernennung zum Bundestagsgesandten keineswegs den volksthümlichen Männern beizuzählen ist, so verdient er dagegen als Generalpostmeister, wegen seiner mit Umsicht und Energie vollzogenen Organisation des ihm unterstellten Zweiges des Verkehrswesens, als der eigentliche Begründer des modernen Postwesens für Preußen, ja für ganz Deutschland gefeiert zu werden.

Ziehen wir in Betracht, in welchem Umfange die Regierung Preußens gleich nach Wiederherstellung des Friedens auf allen Gebieten Ersprießliches förderte, wie manches segensreiche Werk alsbald mit Bedacht begonnen und während eines Zeitraums von fünfundzwanzig Jahren erfolgreich fortgeführt wurde, so werden wir im Hinblick auf eine so lange Reihe von Arbeiten des Friedens uns dem Zugeständniß nicht verschließen dürfen, daß der preußische Absolutismus gegenüber der in Oesterreich und anderen Ländern geübten Selbstherrlichkeit sich als fruchtbar erwies und in Rücksicht auf das materielle und geistige Wohl der Unterthanen zu heilsamen Ergebnissen führte.

Der preußische Beamtenstand. Insofern dem Volke eine Mitbetheiligung an der Gestaltung seiner Angelegenheiten versagt war, erscheint es von Wichtigkeit, den Faktor ins Auge zu fassen, durch dessen Wirken und Schaffen die Staatsmaschine in Bewegung gesetzt und ihr ruhiger und zuverlässiger Gang gesichert wurde — wir meinen den preußischen Beamtenstand. Die Heranziehung und Heranbildung tüchtiger Beamten hatte schon unter dem Großen Kurfürsten begonnen; sie war unter Friedrich Wilhelm I. weitergeführt worden, und zur Zeit Friedrichs des Großen war die Trefflichkeit des Beamtenstandes infolge der ihm anerzogenen Zuverlässigkeit und Pflichttreue bereits eine derartige, daß sich schon damals voraussehen ließ, die Zeit sei nicht ferne, in der dieser Stand als ein maßgebender Faktor im Staate sich bewähren werde. Diese Zeit war jetzt gekommen. Wie allseitig und sicher auf die Tüchtigkeit der preußischen Beamten, dieser unentbehrlichen Mitarbeiter an den Aufgaben des Staates, gerechnet werden konnte, das beweisen die Leistungen der preußischen Bureaukratie in den Zeiten, als Stein sein großes Reformwerk in Preußen zur Ausführung brachte. Weder ein Stein noch ein Hardenberg hätte ohne den thatkräftigen Beistand der ebenso zuverlässigen als fleißigen und vaterländisch gesinnten Beamtenwelt die glorreiche Wiederaufrichtung des Staates zu Stande zu bringen vermocht.

Während in anderen Staaten die Beamten sich vielfach den Verlockungen durch Geld und gute Worte nicht unzugänglich erwiesen, während z. B. in Oesterreich gerade zu Anfang dieses Jahrhunderts jahrzehntelang das verderblichste Bestechungssystem sich in Uebung erhalten konnte, genoß der preußische Beamte wegen der Lauterkeit seiner Gesinnungen, wegen seines Fleißes, seiner Sorgsamkeit und Pünktlichkeit nicht nur im eigenen Lande, sondern fast mehr noch außerhalb Preußens, eine hohe Achtung. Aber der preußische Beamte war sich auch seines Werthes und seiner Tüchtigkeit bewußt, er war stolz auf seinen Stand, der, wie die Verhältnisse lagen, den Staat thatsächlich beherrschte. Konnte es da Wunder nehmen, wenn er nicht immer völlige Selbstlosigkeit bewahrte, wenn seine bevorzugte Stellung ihn verleitete, Ansprüche zu erheben, die mit dem Grundsatze der Gleich-

stellung der Staatsbürger nicht immer vereinbar waren? Aehnlich dem Offizierstande und diesem sich ganz oder doch nahezu gleichstellend bildete das Beamtenthum fast eine geschlossene Kaste, der in Bezug auf gesellschaftliche Stellung in den Städten, namentlich in den kleineren, erst in beträchtlicher Entfernung Arzt und Apotheker, Schulmeister und niedere Geistliche, die Würdenträger und die durch größeren Besitz hervorragenden Glieder der Gemeinde folgten.

Bei seiner bevorzugten Ausnahmestellung mußte sich im Richterstande in Anbetracht des an und für sich schon im preußischen Volkscharakter scharf ausgeprägten Gefühls für Recht und Billigkeit ein hoher Gerechtigkeits- und Unabhängigkeitssinn entwickeln, jene Gesinnung, welche schon durch Friedrich den Großen nach Kräften gepflegt und gefestigt worden war. Wenn nun trotz solcher Vorzüge, auf welche das preußische Volk mit Stolz und das Ausland mit Bewunderung und hoher Anerkennung sah, das Beamtenthum nicht populär war, wenn es vielfach angefeindet und wohl auch hin und wieder bespöttelt wurde, so lag die Schuld daran vorherrschend bei den Subalternen, die sich auf ihre Stellung ungebührlich viel zugute thaten und durch ihr Wichtigthun dem Beamtenwesen jener Zeit die unliebsame, wenngleich nicht ganz unberechtigte Bezeichnung „Schreibstubenherrschaft“ zuzogen. In den fünfziger Jahren trug zu der Unbeliebtheit des Beamtenstandes auch noch der Umstand wesentlich bei, daß ein großer, ja, der größte Theil desselben sich der Reaktion ganz und unbedingt in die Arme geworfen hatte; aber in der Zeit, von welcher wir hier sprechen, war das keineswegs, wenigstens nur vereinzelt der Fall; im Gegentheil, gerade in den Kreisen der Beamten, namentlich der höheren, setzte man damals vielfach den Reaktionsgelüsten einzelner Hof- und Adelskreise den kräftigsten Widerstand entgegen. Mit derselben Unabhängigkeit, Charakterfestigkeit und Freisinnigkeit, die nach einer glücklicherweise schnell überwundenen Uebergangszeit auch heute wieder der Ruhm unseres Beamtenstandes ist, wiesen preußische Richter alle Zumuthungen von sich, die erste und höchste Pflicht ihres Berufes anderen, etwa politischen Rücksichten unterzuordnen.

Wenn somit in Bezug auf inneren Werth und guten Willen das preußische Beamtenthum jener Zeit nichts zu wünschen übrig ließ, so machte sich doch andrerseits, namentlich im ersten Viertel unseres Jahrhunderts, ein Uebelstand bemerklich, der freilich nicht sowohl den Beamten selbst, als vielmehr den Zeitverhältnissen zuzuschreiben war.

Während der Freiheitskriege waren eine Menge tüchtiger Kräfte dem Dienste entzogen worden; sie hatten sich dem vaterländischen Heere einreihen lassen. — Studirende in großer Zahl, die schon in nächster Zeit die Beamtenlaufbahn hatten einschlagen wollen, waren aus ihrem Studium gerissen worden, und grausam hatte der Tod gerade in diesen Reihen des heranwachsenden, hoffnungsvollen Geschlechts gewüthet. Die Lücken, welche sich nach Wiederherstellung des Friedens in den Beamtenkreisen zeigten, ließen sich nicht sofort in dem Umfange ausfüllen, als sie sich fühlbar machten. Zudem sah sich die Regierung in die Nothwendigkeit versetzt, eine beträchtliche Anzahl tapferer Kämpfer, die für den Civildienst vielleicht weniger brauchbar waren, zu versorgen; und endlich trat auch nach 1815 die so oft beobachtete Erscheinung zu Tage, daß gerade nach Zeiten höchsten Aufschwungs ein Rückschlag eintritt, der sich in Ermattung des Herzens, in Erschlaffung der Thatkraft und dadurch in geringeren Leistungen des ganzen Volkes ausspricht. Wie in den höheren Beamtenkreisen, machte sich auch in den niederen ein solcher Rückgang bemerkbar, und es äußerte sich derselbe in geringfügigeren Leistungen, vornehmlich da, wo eine beständige Beaufsichtigung schwer oder ganz unmöglich war, also vor Allem auf dem flachen Lande, in den bäuerlichen Distrikten, die ohnehin von den Schattenseiten der Bevormundung durch die Behörden empfindlicher betroffen wurden als die Städte mit ihren auf der Städteordnung beruhenden, mehr freiheitlichen Einrichtungen.

Trotz mancherlei Anfeindungen und Gehässigkeiten war jedoch die Haltung der Bürgerkreise, namentlich der kleineren Kaufleute und Handwerker, der Beamtenhierarchie

gegenüber eine durchaus respektvolle, ja unterwürfige. Anders in den höheren militärischen Kreisen, in denen zumeist keineswegs die Neigung vorwaltete, das Beamtenthum mit dem Offizierstande als auf gleicher gesellschaftlicher Stufe stehend anzuerkennen, und es kam die Abneigung gegen die „Federfuchser“, wie man die Beamten verächtlich nannte, oft recht drastisch zum Ausdruck.

Zuverlässig aber waren die dem preußischen Beamtenstande anhaftenden Mängel nur solche, von welchen keine Bureaukratie gänzlich frei sein wird. Es steht unzweifelhaft fest, wie wir hier noch einmal wiederholen wollen, daß sich Preußen nach seinem tiefen Fall, im Jahre 1806, nicht so rasch und geräuschlos wieder emporgearbeitet haben würde, hätten nicht das absolute Regiment und dessen selbstbewußte Leiter ihre zuverlässigste Stütze in dem Beamtenstande gefunden. Seinem Einfluß war es zuzuschreiben, daß das Volk den Geist der großen Umwandlung durch das Stein'sche Reformwerk von 1808 willig erfaßte, trotzdem es nicht die ganze Tragweite derselben zu übersehen vermochte. — Nur die nimmer versagende Regierungsmaschinerie machte es möglich, daß in Preußen, im Gegensatze zu den Wünschen des Volkes, noch weitere fünfundzwanzig Jahre der Absolutismus bestehen blieb.

Durchaus richtig charakterisirt der englische Geschichtsschreiber Seeley in seinem Werke über Stein (Cambridge 1878) die preußische Regierungskunst in dem Ausspruch: „Wie das absolute Regiment in Preußen derselben Regierungsform in Frankreich überlegen war, schon weil die Hohenzollern die Pflichten eines unumschränkten Herrschers im Großen und Ganzen in musterhafter Weise erfüllten, während die Könige Ludwig XIV. und Ludwig XV. die öffentlichen Interessen ihren eigenen opferten, — so zeichnet sich auch die Umbildung Preußens mittels Reform vor der Umwandlung Frankreichs auf dem Wege des Umsturzes aus. Frankreich begann von oben, Preußen von unten; jenes nahm von den konstitutionellen Formen dasjenige an, was am meisten das Auge besticht, was glänzt, ein Parlament — in Preußen schuf man freie Municipalitäten. Das Ergebniß zeigt, daß Frankreich Unrecht hatte: Preußen ist in seinem bescheidenen Gange langsam aber stetig vorwärts gekommen, aber es hat auch keinen Schritt zurückzuthun nöthig gehabt.“

Das Heer nach 1815.

Während der Befreiungskriege hatte es sich gezeigt, daß die Vertheidigung des Vaterlandes und des Thrones am sichersten auf der richtig geleiteten Volkskraft beruhe, zumal wenn die Waffen nicht mehr, wie in den Kabinetskriegen früherer Jahrhunderte, für einseitige Interessen, sondern nur für die höchsten und heiligsten Güter der Menschheit erhoben würden. In Spanien hatte der Weltbezwinger Napoleon zuerst die Bedeutung der Volkskraft kennen gelernt; dann war es die schlecht gekleidete und mangelhaft ausgerüstete preußische Landwehr gewesen, welche den berühmtesten Marschällen des französischen Eroberers an der Katzbach, bei Hagelsberg, Großbeeren und Dennewitz den Siegeslorbeer entriß.

Die mannigfachen Berührungen mit dem Volke während des Krieges und die damals gemachten Erfahrungen hatten nun dahin geführt, Volk und Heer in enger Verbindung zu halten und dem Volke selbst die Pflicht des Waffendienstes aufzulegen; daraus ergab sich aber andrerseits die Nothwendigkeit, die Dienstzeit zur Schonung der volkswirthschaftlichen Interessen auf das zur Ausbildung in den Waffen unbedingt erforderliche Zeitmaß zu beschränken.

Das Volk in Waffen. Sobald der junge Staatsbürger das waffenfähige Alter erreicht hatte, sollte er als Vaterlandsvertheidiger ins Heer eingestellt, sobald er im Waffenwerk geschult war und die nöthige militärische Tüchtigkeit unter der Fahne erlangt hatte, seinem bürgerlichen Berufe wiedergegeben und später nur noch im Kriegsfalle zur Vertheidigung des Landes, im Frieden aber nur noch so oft, als es seine Erhaltung in der Kriegstüchtigkeit erforderte, zu kriegerischen Uebungen einberufen werden.

Auf diesen Grundzügen beruhte die allgemeine Wehrpflicht, wie sie zuerst in Preußen eingeführt und 1814 durch ein Gesetz geregelt wurde. Es schien dabei gerecht,

daß derjenige Theil der Kriegsmacht, welcher im Frieden sich unter der Fahne befand und durch Einberufung der in den letzten Jahren ausgebildeten Mannschaften, der Reservisten, auf die volle Kriegsstärke gebracht wurde, auch zuerst ins Feld rücke, während die schon in früheren Jahren ausgebildeten älteren Mannschaften, welche ja großentheils ihren eignen Herd mit Weib und Kind daheim hatten, zunächst zur Besetzung des eignen Landes und der Festungen dienen und nur zur Aushülfe außerhalb der Landesgrenzen verwendet werden sollten.

Im Hinblick auf seine langgestreckten Grenzen und die Getheiltheit seines Gebietes in zwei unzusammenhängende Hälften beruhte die Aufrechterhaltung der Sicherheit des Staates auf der Zuverlässigkeit eines gutgeschulten, ausreichend starken und von tüchtigen Offizieren geführten Heeres. Die Stärke der bewaffneten Macht, welche ein Staat aufzustellen hat, hängt mehr als von seiner Einwohnerzahl von seiner geschichtlichen Entwickelung und seiner geographischen Lage ab.

Es leuchtet ein, daß England bei seiner insularen Lage, trotz seiner ungefähr gleichen Einwohnerzahl mit Preußen, ein viel weniger starkes Landheer zu unterhalten nöthig hatte, als der preußische Staat bei seinen gefährdeten Landesgrenzen. Ebenso klar ist es, daß Preußen bei seiner Großmachtsstellung und seinem geschichtlichen Beruf trotz seiner geringeren Einwohnerzahl ein beinahe eben so starkes Heer zur Verfügung haben mußte wie Frankreich oder Oesterreich, und daß Rußland wegen seiner dreimal so großen Einwohnerzahl nicht etwa auch ein dreimal so starkes Heer zu unterhalten brauchte wie Preußen. Für das deutsche Reich mit seiner einheitlichen Wehrverfassung hat sich in diesen Verhältnissen zwar einiges zum Besseren geändert, aber immer noch ist Deutschland durch seine Lage wie durch seine Geschichte genöthigt, für die Unterhaltung einer hinlänglich starken Heeresmacht verhältnißmäßig viel größere Opfer zu bringen als seine Nachbarstaaten.

Wie bekannt, ist auf Grund der in den Jahren 1813—1815 erprobten und nach den Kriegsjahren im Wesentlichen beibehaltenen Einrichtungen zwischen dem stehenden Heere, d. h. den unter der Fahne befindlichen Leuten nebst den zugehörigen Reserve-Mannschaften, und der Landwehr, von welcher im Frieden nur kleine Stämme bestehen bleiben, zu unterscheiden.

Die Erfahrung lehrte, das eine zwei- bis dreijährige Dienstzeit bei der Fahne zur Erlangung der Kriegsfertigkeit ausreichend sei. Das Gesetz bestimmte daher, daß jeder waffenfähige Preuße für wehrpflichtig erklärt werden und vom 20. bis 23. Jahre unter der Fahne, vom 23. bis 25. in der Reserve des stehenden Heeres, vom 25. bis 39. Jahre aber in der Landwehr, in welcher man an einem ersten und zweiten Aufgebot festhielt, dienen solle.

Aber auch wer das rüstigste Mannesalter von 20 bis 39 Jahren schon überschritten, oder wer es noch nicht völlig erreicht hatte, sollte von der Pflicht nicht ausgeschlossen sein, im Nothfalle für die Vertheidigung von Haus und Heerd einzustehen. Alle waffenfähigen Leute vom 17. bis 49. Lebensjahre, die nicht im stehenden Heere oder in der Landwehr dienten, bildeten den Landsturm. Wenn das Heer dem Feinde keinen Widerstand mehr zu leisten vermochte, wenn er über die Landesgrenzen gedrungen sei, dann sollten in allen Städten und Dörfern die Sturmglocken anschlagen, dann sollte der Landsturm sich erheben mit den Waffen, die sich boten, im Nothfall mit Sensen und Dreschflegeln, um den Feind zu beunruhigen, zu überfallen, ihm das Vordringen im Lande zu erschweren, ihm den Aufenthalt in demselben auf jede Weise zu verleiden und ihn durch einen Volkskampf mit all seinen Schrecken und Gefahren womöglich zum Rückzuge zu nöthigen.

Durch das Gesetz über die allgemeine Wehrpflicht, wie es 1813 und 1815 als eine der schönsten Errungenschaften der Befreiungskriege in Preußen eingeführt ward und seitdem bis zum Jahre 1860 unter nur unwesentlichen Veränderungen fortbestand, wurde die Wehrpflicht zu einem nationalen Ehrenrecht erhoben und das Waffenhandwerk damit geadelt. Die Wehrpflicht galt von da ab als eine Ehrenpflicht. Alle entehrenden Strafen, die früher den Soldatenstand in den Augen des Bürgers verächtlich gemacht hatten, waren aufgehoben; nicht nur der Offizier, sondern auch der gemeine Mann empfand es jetzt als eine Ehre,

die Uniform, „den Rock des Königs“, tragen zu dürfen. Hand in Hand mit der Aufhebung der entehrenden Strafen ging die Abschaffung veralteter Vorurtheile bei der Armee. Nicht Adel und Geburt allein sollten fortan zur Erlangung von Offiziersstellen berechtigen, auch den Bürgerlichen sollte die militärische Laufbahn mit gleichem Recht offen stehen, wenn sie durch Tapferkeit vor dem Feinde, durch wissenschaftliche und praktische Tüchtigkeit im Frieden sich hervorthaten. Thatsächlich freilich blieb eine gewisse Bevorzugung des Adels bei der Besetzung namentlich der höheren militärischen Befehlshaberstellen immer noch bestehen, aber die volle Gleichberechtigung war wenigstens anerkannt, und die Erreichung eines hohen Zieles stand nun auch auf diesem Gebiete jedem tüchtigen und strebsamen Manne offen.

Werfen wir nach diesen einleitenden Bemerkungen einen Blick auf die Lebensweise und die Anschauungen, wie sie besonders im zweiten, dritten und vierten Jahrzehnt in den verschiedenen militärischen Kreisen die herrschenden waren.



Offiziere begrüßen den inspizirenden General.

Der Offizierstand. Die letzten Kriegsjahre hatten arge Verheerungen unter der deutschen Manneskraft angerichtet, und da es damals wie heute in der preußischen Armee dem Offizier als Ehrenpflicht galt, den Seinen voran mit dem Degen in der Faust sich allen Gefahren auszusetzen, so waren in der langen Reihe blutiger Schlachten der Freiheitskriege die Offiziere der meisten Regimenter decimirt worden, ja, einzelne Truppentheile hatten fast alle ihre alten Offiziere verloren. Um die entstandenen Lücken auszufüllen, war man oft genöthigt gewesen, die Anforderungen in Bezug auf allgemeine und militärische Bildung an die zum Offiziersrang zu Befördernden bedeutend niedriger zu stellen, als es bis dahin geschehen war, und so fanden sich nach Abschluß des Friedens im Offizierstande der preußischen Armee zahlreiche Personen, die ihrer Stellung nicht gewachsen waren, und die zudem durch ihr Auftreten nicht dazu beitrugen, ihrem Stande nach außen hin die frühere

Achtung zu bewahren. An eine sofortige Entlassung solcher Leute war nicht wohl zu denken; dieselben hatten sich zumeist durch Muth und Tapferkeit in den Schlachten des Freiheitskrieges hervorgethan, und es wäre ein übler Lohn für ihre dem Vaterlande geleisteten Dienste gewesen, hätte man sie jetzt ohne Weiteres ihrer Stellungen entheben wollen. Die Zahl derjenigen, welchen man im Civildienst eine angemessene Versorgung bieten konnte, war doch immerhin nur eine beschränkte, und so konnte dem vor Augen liegenden Uebel nur allmählich gesteuert werden. Vor Allem ließ es sich die Regierung angelegen sein, durch Verbesserung und Vermehrung der Militärbildungsanstalten für eine gründliche wissenschaftliche und technische Vorbildung des jüngeren Nachwuchses zu sorgen, und der segensreiche Einfluß dieser Maßregel, die mit Aufwendung bedeutender Mittel durchgeführt wurde, verfehlte denn auch nicht, sich schon nach wenigen Jahrzehnten geltend zu machen.

Unter den in den Jahren von 1813 bis 1815 zu Offizieren Beförderten befanden sich, wie es nach den zahlreichen Opfern, welche der Krieg gefordert hatte, nicht anders zu erwarten war, sehr viele Bürgerliche, ja, in den ersten Jahren nach dem Friedensschluß war das bürgerliche Element im Offizierstande überwiegend. Die trotz des ausgesprochenen Grundsatzes der Gleichstellung aller Stände gerade im Militärwesen besonders stark hervortretende Vorliebe für den Adel wirkte indeß bald darauf hin, daß mehr und mehr der Adel im Offizierstande, vornehmlich und zuerst bei der Kavallerie und der Garde, sich wieder geltend machte. Die außerordentlich langsame Beförderung — ein Sekondleutnant mit 15 bis 20 Dienstjahren war damals keine Seltenheit — schreckte zudem die bürgerlichen Kreise mehr und mehr von dem Betreten der militärischen Laufbahn zurück, und ein von oben her geflissentlich genährter Geist der Exklusivität unter den adligen Offizieren machte die Stellung ihrer bürgerlichen Kameraden, namentlich wenn ihnen nicht sehr bedeutende materielle Hülfsmittel zu Gebote standen, zu einer nicht eben sehr angenehmen.

Leben und Auftreten der Offiziere war in der Zeit, von welcher wir hier sprechen — und das besonders in den kleineren Garnisonstädten — vielfach ein ganz anderes und weniger würdevolles als heutzutage. Der Ideeninhalt jener Kreise war, wie das bei der meist unzureichenden Bildung der jüngeren und selbst der älteren Offiziere nicht Wunder nehmen konnte, vielfach ein sehr beschränkter; die Unterhaltung drehte sich selten um etwas anderes als um die Aeußerlichkeiten des Dienstes, Uniformveränderungen, Avancements u. dergl., daneben mit Vorliebe um Pferde, Hunde und Jagd. Jeder hörte nur das Echo seines lieben „Ich“, erfuhr nichts neues und vergaß leider auch nichts altes. Der Luxus, welchen sich heutzutage der Offizierstand, wenigstens zu einem guten Theile, erlaubt, war damals etwas Unbekanntes oder gehörte zu den seltenen Ausnahmen. Der Offizierstisch war ein höchst einfacher, Wein und gar Champagner kam selbst in größeren Garnisonsplätzen selten zum Vorschein, höchstens gelangte einmal bei dieser oder jener besonders festlichen Gelegenheit eine Bowle auf den Tisch. Damit soll und kann jedoch keineswegs gesagt werden, daß etwa die Tugend der Enthaltsamkeit in den militärischen Kreisen jener Zeit eine besonders günstige Stätte gefunden hätte; im Gegentheil, es wurde auch hier im Genusse geistiger Getränke, freilich weniger edler Art, Erkleckliches geleistet, und oft wurden in der dadurch erzeugten überheiteren Stimmung die tollsten Streiche ausgeführt, bei denen vielfach die äußere Würde des Standes nicht eben gewahrt wurde. Eine andere große Gefahr für den Offizierstand jener Zeit lag in der Gewohnheit des Hazardspielens, dem von den meisten Offizieren trotz aller dagegen erlassenen strengen Verbote mit großer Leidenschaft nachgehangen wurde, und dem nicht selten Ruin an Gesundheit, Vermögen und Ehre folgte.

Pflege des Gamaschendienstes. In dienstlicher Beziehung machte sich bald nach dem Friedensschluß in vielen Regimentern wieder das alte Unwesen, ein starres Festhalten am Buchstaben des Reglements, ein Spielen mit Kleinigkeiten geltend; es trat das Bestreben, den einzelnen Soldaten zu einer willenlosen Maschine auszubilden, kurz der „Gamaschendienst“ mit allen seinen Unarten und Nachtheilen zu Tage. Erst einige Jahrzehnte

später, als der Einfluß des jüngeren, auf den zahlreichen inzwischen entstandenen Militärbildungsanstalten gründlich vorgebildeten Nachwuchses im Offizierstande Einfluß gewann, wurden auf das thatkräftige Betreiben des Prinzen von Preußen, des jetzigen deutschen Kaisers, in der Ausbildung des Militärs allmählich die Bahnen eingeschlagen, die zu so glänzenden Erfolgen geführt und die im Wesentlichen noch heute Geltung haben. Wir kommen gelegentlich der Besprechung der preußischen Militärreorganisation eingehender auf diesen Punkt zurück.

In weit höherem Maße als heutzutage waren damals, namentlich für jüngere Leutnants, die alljährlich stattfindenden Inspizirungen der kleineren Garnisonen durch die Regimentskommandeure und andere höhere Befehlshaber Ereignisse, denen mit Bangen entgegen gesehen ward. Um sich nichts zu vergeben, hielten die höheren Vorgesetzten, welchen diese Inspizirungen oblagen, in der Regel die Subaltern-Offiziere in unnahbarer Entfernung von sich.



In einem preußischen Kasernenhofe (1830). Zeichnung von A. Beck.

Selbst mit den Bataillonskommandeuren stand der inspizirende General nicht immer in kameradschaftlicher Beziehung; nach dem Kriege war eben das Bindeglied echter Kameradschaftlichkeit dahingeschwunden. Kannte man indessen den Herrn General in seinen Eigenheiten genauer, so verlief die Sache ganz leidlich. Mit Eifer wurden entsprechende Nachforschungen angestellt. Man vernahm von befreundeten Kameraden, ob der Hochgebietende auf blankgeputzte Knöpfe größeres Gewicht legte oder auf den Haarschnitt oder auf Haltung des Daumens bei der Zügelführung oder auf rechtwinklige Fußstellung u. s. w. — und hiernach traf man dann seine Anstalten; in dem fraglichen Punkte wurde das Menschenmögliche geleistet, der Herr General war befriedigt und leichter geneigt, über diese und jene Schwächen und Mängel in der Ausstattung und Ausbildung der betreffenden Truppe hinwegzusehen. Von wirklicher Bedeutung und wirklichem Erfolg waren unter solchen Umständen dergleichen Inspektionen meistens nicht, denn was heute eingeführt oder tonangebend geworden war, das wanderte oft schon binnen wenigen Monaten wieder in die

Rumpelkammer, um nach Jahr und Tag von Neuem aufzutauchen und in den Himmel erhoben zu werden.

Das kameradschaftliche Band, geschlungen in den Befreiungskriegen mit seinen hehren Zielen, war, trotzdem bei seinem Bestande weder der Subordination noch dem militärischen Ernste Abbruch geschehen war, locker geworden, so daß längere Zeit hindurch der Subaltern-Offizier in seinem Vorgesetzten in der Regel nichts als ein Schreckgespenst sah, und es bedurfte nach manchem Prüfungsjahre einer neuen vaterländischen Erhebung, um es neu und hoffentlich für immer fest zu knüpfen.

In gesellschaftlicher Hinsicht spielte der Offizierstand jener Zeit trotz mancher ihm anhaftenden Mängel — zu denen auch der jetzt glücklicherweise mehr und mehr verschwindende, damals aber in voller Blüthe stehende sogenannte „Leutnantsjargon" zu rechnen ist — im Wesentlichen dieselbe Rolle wie heute. Fand irgendwo auf dem Lande bei einem reichen Gutsbesitzer eine Festlichkeit, ein Ball statt, so durften eine Anzahl Leutnants aus der nächsten Garnison als flotte Tänzer und muntere Gesellschafter nicht fehlen, und gelang es einmal dem Vorstande des bürgerlichen Kasinos einer kleinen Stadt, die Offiziere der Garnison zur Theilnahme an einer Ballfestlichkeit zu gewinnen, so war die Freude, namentlich unter den Damen, allgemein; der bunte Rock imponirte damals wie heute der Damenwelt meist mehr als der feierliche schwarze Frack. Selbst von den benachbarten kleinen Fürstenhöfen erhielten hin und wieder Offiziere, natürlich vorzugsweise adlige Offiziere, Einladungen zu dieser oder jener Hoffestlichkeit, deren Glanz sie durch ihre Anwesenheit erhöhen sollten. War nun ein tüchtiger Reitersmann zu einer solchen Gelegenheit geladen, so mußten freilich nicht selten noch weite Wege zu Pferde zurückgelegt werden. Sich als Kavallerieoffizier die Bequemlichkeit eines Wagens zu gestatten, lag nicht im Sinne jener Zeit, auch widersprach dem vielfach insbesondere zur Winterzeit die Mangelhaftigkeit der Wege; noch entschiedener aber redete die Knappheit des Kassenbestandes mit.

Der Unteroffizierstand. Hatte das Kriegsleben, wie wir hier gesehen haben, dem Offizierstande manche unlauteren Elemente beigemischt, so war dies in noch höherem Maße bei dem Unteroffizierstande der Fall. Zum Theil ohne jede Bildung, dazu dem Trunke ergeben, roh und brutal gegen ihre Untergebenen und nicht selten aufsässig und widerspenstig gegen die Vorgesetzten, entsprachen die wenigsten von ihnen den erhöhten Anforderungen, die man nach der Umwandlung des Heeres aus einem Söldnerheer in ein nationales Heer an sie zu stellen hatte. Aber mehr und mehr erkannte man die Wichtigkeit des Einflusses dieser unmittelbaren Vorgesetzten des gemeinen Mannes auf die Haltung der ganzen Truppe, und es erschien demnach eine Reinigung des Unteroffizierstandes von den ungeeigneten Elementen dringend geboten. Freilich durfte man mit den Entlassungen nicht zu schnell vorgehen; denn wenn es auch unter den gemeinen Soldaten an altgedienten tüchtigen Leuten nicht fehlte, so standen doch bei einer plötzlichen Beförderung allzu vieler neuer Kräfte zu dem immerhin verantwortlichen Posten mancherlei Unzuträglichkeiten zu befürchten. So beschränkten sich denn die Entlassungen zunächst auf die durchaus unbrauchbaren Elemente. Hielt ein Unteroffizier wenigstens auf Ordnung und Regelmäßigkeit im Dienst, und wußte er die ihm unterstellte Korporalschaft gleichfalls dazu anzuhalten, so drückten die Vorgesetzten gern ein Auge zu und sahen über manche Schwächen hinweg. Immerhin aber war die Zahl der Entlassenen eine große, die Zahl derjenigen dagegen, für welche sich im Civildienst, bei der Post und der Steuerverwaltung, Versorgungen finden ließen, eine nur beschränkte, ganz abgesehen davon, daß viele der Betroffenen kaum diejenige Bildung besaßen, welche zur Ausfüllung auch des bescheidensten, niedrigsten Postens erforderlich war, und so konnten der Mehrzahl bittere Enttäuschungen nicht erspart werden.

Waren doch gerade die Einen mit Rücksicht auf die ihnen in Aussicht stehende Civilversorgung in den Heeresdienst eingetreten, die Anderen nach Ablauf ihrer Dienstzeit in demselben verblieben, und jetzt, da sie die Berechtigung zur Versorgung sich erworben zu haben

oder eine solche für die nächste Zeit in Aussicht zu haben vermeinten, jetzt wurden sie, die inzwischen der bürgerlichen Thätigkeit sich entfremdet, des früher von ihnen betriebenen Erwerbes sich entwöhnt hatten, ohne Entschädigung entlassen! Wiewohl sie selbst nicht frei von Schuld an diesem ihrem Geschick waren, so lag in der Maßregel doch eine große Härte für sie. Einige wenige vom Glück Begünstigte mochten sich in eine bürgerliche Existenz vielleicht wieder hineinfinden, der Mehrzahl gelang das jedenfalls nicht, und diese mehrten nun die Zahl der unzufriedenen Elemente, die unter dem Einfluß auch noch anderer gleichzeitiger Uebelstände mehr und mehr zu wachsen begann.

Wenn nun aber jene allerdings nothwendige Maßregel manche Härten mit sich führte und viele der tapferen Kämpfer des Freiheitskrieges recht schwer traf, so muß andrerseits anerkannt werden, daß der erstrebte Zweck, die Weckung und Erhaltung eines besseren Geistes in der Armee, wirklich durch sie erreicht worden ist. Die Regimenter hatten damals eine große Zahl von Kapitulanten, d. h. über die Zeit ihrer Dienstpflicht hinaus Dienende; in den ersten Jahren nach dem Friedensschluß beschränkte sich die Zahl der neu einzustellenden Rekruten oft auf nur 15—20 Leute für das Regiment. Die Folge davon war, daß Niemand zum Unteroffizier befördert werden konnte und durfte, der nicht eine mindestens sechs- bis achtjährige tadellos geführte Dienstzeit hinter sich hatte. Solche Leute waren dann freilich unbedingt zuverlässig und übten auf die Haltung der ihnen untergebenen Mannschaften einen tiefeingreifenden, fördernden Einfluß aus. Daß bei so geringen Aussichten auf ein schnelles Avancement die Zahl der Kapitulanten eine so große war, hatte seinen Grund vor Allem in den ungünstigen Zeitverhältnissen, der durch mehrfache Mißernten herbeigeführten außerordentlichen Preissteigerung aller Lebensbedürfnisse und dem dieser gegenüber unverhältnißmäßig geringen Geldersatz für Arbeit. Unter solchen Umständen verblieben jene Leute gern in der jedenfalls gesicherten, wenngleich keineswegs sonderlich angenehmen Stellung, welche der Soldatenstand ihnen bot, und ohne höheren Ehrgeiz, oder doch ohne Aussicht auf Befriedigung desselben, wurden sie meist alt und grau in den gewohnten Verhältnissen. Unter den Wachtmeistern der Kavallerie befanden sich noch in den vierziger Jahren eine Menge Leute, die schon während der Feldzüge von 1813 bis 1815 mit Auszeichnung gedient hatten, und denen deshalb, um ihnen wenigstens eine äußerliche Anerkennung zutheil werden zu lassen, die Berechtigung zugestanden wurde, außerhalb des Dienstes die Interimsuniform der Offiziere zu tragen. Uebrigens war, wenigstens in den ersten Jahren nach dem Friedensschluß, auch dem Staate damit gedient, daß es nie an Wiedereintretenden fehlte; denn so lange die neue Wehrverfassung, namentlich in den neuen Provinzen, sich noch nicht vollständig eingelebt hatte — und darüber mußten naturgemäß noch immer eine Reihe von Jahren vergehen —, so lange konnte es ihm nur willkommen sein, wenn ihm in diesen Leuten ein altgedienter und unbedingt zuverlässiger Stamm des Heeres erhalten blieb. Später allerdings machten sich andere Rücksichten geltend; das Bedürfniß, im Kriegsfalle ein möglichst großes Heer aufstellen zu können, erforderte es, die gesammte waffenfähige Jugend des Landes zum Dienste auszubilden, also alljährlich möglichst viele neue Rekruten einzustellen, und da mußte denn die Zahl der in den einzelnen Regimentern zu duldenden Kapitulanten mehr und mehr beschränkt werden.

Die Landwehr. Während somit bei dem stehenden Heere eine stetige und den Verhältnissen angemessen schnelle Fortentwicklung zum Bessern zu bemerken war, trat die Unzulänglichkeit der ursprünglichen Landwehreinrichtungen in den Jahrzehnten nach den napoleonischen Kriegen je länger je mehr besorgnißerregend zu Tage, und die schlimmen Erfahrungen bei den Mobilmachungen in den Jahren 1830, 1849, 1850 und 1859 rechtfertigten die schon früh aufgetauchten Befürchtungen und Mahnungen einzelner preußischer Generale. Auch mochte sich die Bevölkerung der neuerworbenen westlichen Provinzen mit dem Institut der Landwehr nicht so rasch befreunden, als dies von Seiten der in Willfährigkeit und Gehorsam erzogenen Bewohner der Stammlande geschehen war. Selbst Blücher, der doch

1813 gerade mit der Landwehr einige seiner schönsten Siege erfochten hatte, war weiterhin in Bezug auf die von ihr zu erwartenden Leistungen etwas bedenklich geworden, namentlich erschien ihm der Zustand der Landwehrreiterei, die bei Ligny weit hinter seinen früher gehegten Erwartungen zurückgeblieben war, besorgnißerregend. Es beschäftigte ihn die Sache in solchem Maße, daß er noch im Juli 1816 von Karlsbad aus, wo er sich damals zur Kur aufhielt, die Generale von Borstell, Oppen und Zieten aufforderte, ihm ein schriftliches Gutachten über ihre Wahrnehmungen in Betreff der Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit der Landwehr unter den bestehenden Einrichtungen einzureichen. Borstell konnte nicht umhin, das Ueberwiegen ungenügend ausgebildeter Landwehrkavalleristen zu bestätigen, und sein Bericht stimmte so sehr mit den Befürchtungen des alten Marschalls überein, daß dieser das Gutachten seines Kriegskameraden, begleitet von einem langen Schreiben, am 24. März 1817 dem Könige behändigen ließ. —

Man hat zu keiner Zeit in Preußen das Testament Friedrichs des Großen vergessen, in welchem dieser, fünf Jahre nach dem siebenjährigen Kriege, der Mittel gedachte, durch welche der komplizirte Organismus seiner Armee im Gange zu erhalten und dieselbe in ihren einzelnen Gliedern weiter zu bilden sei. Aber welche Veränderungen hatte er selbst in dieser hochwichtigen Verordnung gegenüber seinen früheren Fundamentalgrundsätzen gutheißen müssen! In gleicher Lage befanden sich jetzt Diejenigen, welche nach dem zweiten Pariser Frieden Einfluß auf die Fortentwicklung des Heeres zu üben berufen waren, wie Gneisenau, Knesebeck, Haacke, Boyen, Krusemark, Clausewitz, Müffling u. A.; sie hatten alle Ursache, sich der weisen Lehren des großen Kriegsfürsten zu erinnern. Wie zur Zeit des großen Königs war es bei dem Ausbruch des Entscheidungskampfes von 1813 unerläßlich gewesen, Alles an Alles zu setzen. Nunmehr, nachdem das hohe Ziel erreicht war, galt es — freilich unter möglichster Schonung der Kräfte des erschöpften Landes — das Errungene zu sichern. Indessen ging die Verbesserung der Landwehreinrichtungen nicht so schnell und leicht von statten wie die entsprechenden Maßregeln beim stehenden Heere. Die Landwehr, die österreichische sowol als die preußische, hatte während der Kriegsjahre Tüchtiges geleistet und in einzelnen Kämpfen sogar die Entscheidung herbeigeführt; aber die Politiker der Metternich'schen Schule sahen in ihr nichts mehr und nichts weniger als ein „demokratisches" Institut, nach dem zu greifen die Noth des Augenblickes gedrängt, dessen man sich aber so schleunigst als möglich zu entledigen habe. Demnach war in Oesterreich die Landwehr bald nach Beendigung des Krieges wieder aufgehoben worden. In Preußen hatte man sie zwar beibehalten, aber es fehlte auch hier, wo es durch den Einfluß des zunehmend unselbständiger werdenden Hardenberg in der Politik allmählich Gewohnheit wurde, jedem leisen Anstoße von Wien aus zu folgen, nicht an Leuten, welche die Abschaffung der Landwehr gern gesehen hätten. Auch hier ward von Vielen die Landwehr für ein Institut gehalten, dessen Fortbestand in einem wohl organisirten Staate mindestens Bedenken erregen müsse, und unter den damit zusammenhängenden Verdächtigungen hatte selbst Gneisenau, der treue Gehülfe Scharnhorsts bei der Begründung der Landwehr, zu leiden. Daß unter solchen Umständen von einer Fortbildung des Bestehenden nicht viel die Rede sein konnte, bedarf keiner Erwähnung; die einsichtigen preußischen Generale, die an der Nothwendigkeit der Landwehreinrichtungen festhielten, hatten ohnehin Mühe genug, ihrer Meinung gegenüber der Abneigung jener politischen Kreise insoweit Geltung zu verschaffen, daß wenigstens von der gänzlichen Abschaffung der Landwehr abgesehen ward.

Daß bei späteren Mobilmachungen die Mängel der auf solche Weise in ihrer Entwicklung zurückgehaltenen Landwehreinrichtungen immer fühlbarer zu Tage traten, wurde bereits erwähnt; erst seit der Mitte des Jahrhunderts, seitdem der Prinz von Preußen, der jetzige Kaiser Wilhelm, auf das Militärwesen maßgebenden Einfluß gewann, wurde, nachdem die früheren Vorurtheile mehr und mehr geschwunden waren, auch die Verbesserung der Landwehreinrichtungen kraftvoll in Angriff genommen, und bei der großen Armee-Reorganisation

von 1861 fand dann auch die Landwehr in dem Organismus der preußischen Armee den ehrenvollen Platz, der ihr gebührte.

Blüchers Heimgang. Steins Tod. Als Blücher zum zweiten Male Paris als Sieger verließ, stand er im Beginn seines vierundsiebzigsten Lebensjahres. Es waren dem Helden, der, nachdem die Befreiung des Vaterlandes gelungen war, seine militärischen Aemter niedergelegt hatte, nur noch drei Lebensjahre beschieden. Er verweilte in dieser Zeit abwechselnd in Berlin, auf seinem Gute Kriblowitz in Schlesien und in Breslau, auch nahm er einige Male einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in Karlsbad. Mit seiner Gesundheit ging es sichtlich abwärts. Einmal that er den Ausspruch: „Der Staat hat keine bessere Konstitution wie ich: im Kriege sind wir frisch und gesund, aber im Frieden werden wir lahm." — Ingrimm erregte es ihm, daß die „Diplomaten und Federfuchser", die es bewirkt hatten, daß Elsaß und Lothringen nicht an Deutschland zurückgegeben worden war, jetzt schon wieder in den neu eröffneten Berathungen in Wien die Oberhand gewannen.

Man beeiferte sich, den Helden, wo er sich blicken ließ, mit Ehrenbezeigungen zu überhäufen; er aber unterließ es bei solchen Gelegenheiten nie, auf die großen Verdienste der Männer, die ihm mit Rath und That beigestanden hatten, zu verweisen. Auf einem ihm zu Ehren gegebenen Gastmahle geschah es, daß er das ihm gespendete Lob in folgender wahrhaft köstlicher Weise ablehnte. Sich erhebend, äußerte er, man habe viel zu seinem Lobe gesagt, aber das Beste vergessen. Alles Angeführte sei doch nichts gegen das, was er noch und zwar sogleich thun wolle, und was ihm Keiner nachzuthun vermögend sein werde: er wolle seinen eigenen Kopf küssen! — Niemand wußte, wo das hinaus wollte. Da trat er zu Gneisenau und küßte ihn unter herzlicher Umarmung.

Auch des trefflichen Scharnhorst, der früher Blücher gegenüber Gneisenau's Stelle vertreten und dem feurigen Heldengreise mit weisem Rathe zur Seite gestanden hatte, gedachte Blücher zum öfteren. In der Loge „zu den drei Weltkugeln" in Berlin schloß er eine Lobrede auf Scharnhorst mit den Worten: „Bist du gegenwärtig, Geist meines Freundes, mein Scharnhorst, dann sei du selber Zeuge, daß ich ohne dich nichts würde vollbracht haben!"

Die mecklenburgische Landesversammlung, die beschlossen hatte, ihrem berühmten Landsmanne ein Denkmal in seinem Geburtsorte Rostock zu errichten, ehrte ihn noch durch ein Festmahl im großherzoglichen Schlosse Doberan. In seiner Erwiederung auf den ihm gewidmeten Trinkspruch äußerte Blücher: „Gott hat es mir, einem Mecklenburger, gelingen lassen, mitzuhelfen, daß die Welt befreit wurde von dem Sklavenjoche eines Tyrannen. Das ist nun geschehen — aber mir ist mehr gelungen. Was ich unter allen Verhältnissen meines Lebens tief im Herzen bewahrte, und was ich mit innigster Sehnsucht zu erreichen wünschte, das ist nun erreicht. Ich bin nun froh und frei in dem Lande, wo ich geboren ward, wo ich meine Knabenjahre verspielte, wo die Gebeine meiner braven Eltern ruhen. Gott, du weißt es, wie ich mich darnach gesehnt habe, zu beten an ihrem Grabe, ehe auch ich mein Grab fülle! Dank dir, nun kann, nun werde ich es! Gern ruhte ich an ihrer Seite, wenn vielleicht bald mein Auge sich schließt. Doch ich wünsche nichts mehr. Zu viel habe ich schon erreicht, mehr als ich verdiene. Mein Herz gehört euch. Liebt mich wieder; bleibt, wie ich euch finde, treu eurem Gott und der Wahrheit, treu eurem Fürsten, so bleibt ihr euch selbst treu!"

Auch die Bürgerschaft von Rostock drang in den Fürsten, ein Festmahl von der Stadt auf dem Rathhause anzunehmen. Einer der Theilnehmer, der Kammerherr von Preen, berichtete über den Verlauf des Festmahls an Goethe, mit dem er wegen der Ausführung des Denkmals in brieflichem Verkehr stand. Er hob die eigenthümliche Gabe der Beredsamkeit Blüchers hervor und schloß mit den Worten: „Der innere Gehalt seiner durch eine aufrichtige Herzlichkeit und eine auch den Helden zierende Bescheidenheit so ausgezeichneten Reden stimmte die Freude dieses Tages zum höchsten Enthusiasmus." —

Blücher verrichtete an der Grabstätte seiner Eltern, die in der Peterskirche ruhen, sein Gebet und besuchte darnach das Haus, in welchem er das Licht der Welt erblickt hatte.

Auf der Straße erwartete ihn ein schlichter Alter, der ihm als ehemaliger Spielgeselle bezeichnet ward. Blücher erinnerte sich seiner sofort, begrüßte und umarmte ihn. Als aber Jener ihn „Durchlaucht" anredete, sagte er in seiner herzlichen und derben Weise: „Bist du ein Narr geworden, oder glaubst du, ich sei einer? Ich denke, wir nennen uns wie ehemals!"

Im Jahre 1819 traf Blücher mit dem Fürsten Schwarzenberg, dessen Bedächtigkeit ihn oft fast zur Verzweiflung gebracht hatte, in Karlsbad zusammen. Hier, wo Kühnheit oder Zaudern Bedeutung für den beendeten Krieg nicht mehr hatten, verkehrten die beiden Feldherren in bestem Einvernehmen. Blücher rühmte dem österreichischen Feldherrn in einem Trinkspruche sogar nach: „er habe drei Monarchen in seinem Lager gehabt und doch zu schlagen verstanden!" — Und Schwarzenberg lud seinen Kriegsgefährten für die zweite Hälfte des August zu einem Besuche nach seiner böhmischen Herrschaft Worlick ein.



Blücher und Schwarzenberg begrüßen sich in Karlsbad.

Aber die Tage des Helden waren gezählt. Auf Kriblowitz zurückgekehrt, fühlte er, daß die Stunde des Abschieds nahe sei. Sah er Besorgnis in den Blicken seiner Hausgenossen, so tröstete er sie heiteren Sinnes. Sein Leibarzt Bieske rieth ihm, Wein und stärkende Nahrungsmittel zu sich zu nehmen. „Wozu hinhalten, was geschehen muß?" entgegnete er. „Lindern Sie mir meine Schmerzen und erleichtern Sie mir das Sterben, das ist Alles, um was ich bitte. Der Tod kommt mir erwünscht und findet mich jederzeit bereit." Zu seinem Adjutanten, dem Grafen Nostiz, sagte er eines Tages: „Nicht wahr, mein lieber Nostiz, Sie haben Manches von mir gelernt; jetzt sollen Sie auch von mir lernen, wie man mit Ruhe stirbt." — Auf dem Wege von Kriblowitz nach Knauth standen drei schöne Linden — dort, bestimmte er, solle man ihn ohne jegliches Gepränge begraben. Der König ließ ihm durch einen Adjutanten seinen Besuch anmelden. „Ich sterbe gern", sagte er zu dem Adjutanten, „denn ich bin nichts mehr nutz; sagen Sie dem Könige, daß ich

treu für ihn gelebt habe und treu für ihn sterbe.“ Am nächsten Tage kam der König, dem ans Krankenbette Gefesselten tröstende Worte spendend. Bewegt war der Abschied. Mit nassen Augen bestieg der König den Wagen; er wußte, daß er den Heldengreis heut zum letzten Male gesehen habe.

Der 12. September 1819 war angebrochen; der Leibarzt vermuthete, daß Blücher diesen Tag nicht überleben werde. Es fand ein Manöver in der Nähe von Kriblowitz statt. Kleingewehrfeuer und eine starke Kanonade waren im Schlosse zu hören. Des Sterbenden Züge verklärten sich, er richtete frohe Blicke gen Himmel, als wolle er danken, daß sein Einzug in jene Welt von Klängen begleitet sei, die ihm in treuem Ringen für König und Volk so lieb und werth geworden waren. „Er winkte nach Einem und dem Andern“, berichtet sein ihm treu anhängender Leibarzt, „drückte Jedem die Hand und nahm von Allen Abschied. Gegen vier Uhr Nachmittags wurden ihm Hände und Füße kalt, er faßte sich selber an den Puls und zeigte, daß er bald ausgelitten. Abends zehn Uhr schlug er plötzlich die Augen weit auf, that einen langsamen und tiefen Athemzug und — verschied. Eine feierliche Stille und Thränen in den Augen der in großer Zahl um das Sterbebett Versammelten bezeichneten die Liebe und Achtung Aller für den Geschiedenen — Preußens ruhmreicher Feldherr war nicht mehr.“ —

Die Kunde von dem Heimgang des Nationalhelden erregte im ganzen Vaterlande schmerzliche Theilnahme. Als Freiherr von Stein die Todesnachricht empfing, rief er tief bewegt aus: „Nun kann man nichts Gescheidteres thun, als sich aufs Ohr zu legen, um gleichfalls zu sterben.“

So ehrenvoll solche Worte des großen Staatsmannes für den wackeren Blücher, seinen treuesten Kampfgenossen und Mitstreiter für Deutschlands Freiheit, Macht und Größe sind, so unverkennbar klingt auch aus denselben die tiefe Verstimmung des edlen deutschen Patrioten über die Enttäuschungen, welche ein grausames Geschick dem Lebenden bereitete, um erst lange nach seinem Tode die Früchte reifen zu lassen, zu denen er den Samen ausgestreut hatte. — „Nicht ihm war es beschieden, das glorreich hinausgeführt zu sehen, was er mit so richtigem Blicke als nothwendig erkannt, wofür er mit aller Energie seines Willens — leider immer vergeblich! — gekämpft hatte.“ Weder die Verhältnisse noch die Menschen waren damals dazu angethan. Und so mußte er, in seinen stolzesten Hoffnungen für Deutschland getäuscht, das was er noch vor Jahr und Tag für ausführbar erachtet, später selbst fallen lassen, seine weitausschauenden Pläne mißachtet und zur Seite geschoben sehen von verzagter Schwäche und Kleinlichkeit auf der einen, von bewußter Böswilligkeit und Ränkesucht auf der andern Seite. Und so hat er verstimmt und entmuthigt sich zurückgezogen aus dem öffentlichen Leben, und so ist er dahingegangen mit dem schmerzlichen, trost- und hoffnungslosen Blick auf das Deutschland, das er zwar aus äußerer Knechtschaft, nicht aber aus der inneren Verkommenheit und Zerrissenheit hatte retten können.“

Stein hat nach dem Jahre 1815 an der größeren Politik keinen Antheil mehr genommen, aber auch in der Zurückgezogenheit des Privatlebens hat er nicht aufgehört, in patriotischem Sinne für Deutschland zu arbeiten und zu wirken. Im Jahre 1819 stiftete er eine „Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichte“ und begann gleichzeitig an einer großen Sammlung von Geschichtsquellen zu arbeiten, und wenn heute die aus diesen Arbeiten hervorgegangenen Veröffentlichungen der „Monumenta Germaniae“ zu den rühmlichsten Zeugnissen deutschen Fleißes und deutscher Gelehrsamkeit gehören, so gebührt dieser Ruhm als dem Anreger und Begründer des im edelsten Sinne patriotischen Werkes vor Allem dem Reichsfreiherrn vom Stein, der sich damit ein Denkmal errichtet hat — eben so schön und unvergänglich, ja vielleicht noch unvergänglicher als die ehernen Standbilder, welche — spät erst — in seiner Heimat, in Nassau, und an der Stätte seines Wirkens, in Berlin, die dankbare Nachwelt seinem Andenken gewidmet hat. — Auf seinem Schlosse Kappenberg in Westfalen, seinem Lieblingssitze, starb Stein am 29. Juli 1831: — „ein

Mann, demüthig vor Gott, hochherzig gegen Menschen, der Lüge und des Unrechts Feind, hochbegabt in Pflicht und Treue, unerschütterlich in Acht und Bann, des gebeugten Vaterlandes ungebeugter Sohn, in Kampf und Sieg Deutschlands Mitbefreier", — wie die Grabschrift zu Frücht ihn schildert. —

Kaum einen Monat später, am 23. August 1831, trug man auch den trefflichen Gneisenau, den wackeren Freund und Mitarbeiter jener Beiden, zu Grabe.

An verschiedenen Orten sind dem populärsten Helden der Befreiungskriege, dem „Marschall Vorwärts", Statuen errichtet. Das kurz nach dem Tode Blüchers in Rostock enthüllte, hierunten abgebildete Denkmal trägt die Widmung Goethe's:

„In Harren und Krieg,
in Sturz und Sieg,
bewußt und groß:
so riß er uns vom Feinde los."

Später wurde das prächtige Erzbild Blüchers in Berlin aufgestellt mit dem Widmungsworte: „Friedrich Wilhelm III. dem Fürsten Blücher von Wahlstatt." Auch Breslau ehrte den Helden durch Aufstellung einer Statue. Wie Blücher und Gneisenau, so wurde auch den meisten ihrer Kampfgenossen die verdiente äußere Anerkennung für ihre Verdienste um das Vaterland im vollsten Maße zutheil. Ausgezeichnet durch Titel und hohe Orden, vielfach mit werthvollen Schenkungen dotirt und durch Errichtung von Statuen in der Landeshauptstatt oder in der Hauptstätte ihres Wirkens geehrt, haben sie fast alle in hohen und ehrenvollen Stellungen im Dienste des Staates ihr Leben beschlossen. Zuerst schied der wackere Bülow aus ihren Reihen; kaum aus dem letzten Feldzuge in die Heimat zurückgekehrt und zum kommandirenden General in Ost- und Westpreußen ernannt, erlag er bereits am 25. Februar 1816 in Königsberg einer tödlichen Krankheit. Ihm folgte, nachdem inzwischen auch Blücher dahingegangen war, am 17. Februar 1823 der zum Feldmarschall und Generalkommandanten der Provinz Sachsen ernannte Graf Kleist von Nollendorf, und kaum ein Jahr später, am 20. Februar 1824, Graf Tauentzien von Wittenberg als Gouverneur von Berlin. Noch heute aber lebt in jedem patriotischen Herzen das Andenken an alle diese Helden fort.



Blücher-Denkmal in Rostock.



Ein preußischer Gutshof aus der Zeit von 1816–1820. Zeichnung von Ludwig Burger.

Rückblicke
auf Kultur und Leben nach 1815.

Vor Durchführung der Stein'schen Reformen war es der Adel, welcher vielfach den vom Staate angestellten Beamten Einfluß und bevorzugte Stellung streitig machte. So lange noch mit dem Rittergute die Patrimonialgerichtsbarkeit verbunden war, und der adlige Grundbesitzer über seine Hintersassen schaltete und waltete, ähnlich den souveränen kleinen Herren im Reich, so lange überragte naturgemäß sein Ansehen den dem Beamten gezollten Respekt. Dies war anders geworden, nachdem mit dem Jahre 1808, und zwar ohne irgend welche gesetzliche Entschädigung, die meisten Vorrechte des Adels in Wegfall gekommen waren.

Der Adel. Es schwanden danach auch so manche althergebrachte Begünstigungen, die der gänzlich veränderten Zeitströmung nicht mehr entsprachen. Dagegen währte zu Gunsten des Adels die Bevorzugung bei Besetzung von höheren und höchsten Staatsämtern, namentlich von Offizierstellen, noch fort, und dabei ist es, wenn schon in geringerem Umfange, auch bis heute geblieben. Es handelt sich dabei um Vorurtheile, die eine eigentliche Berechtigung nicht haben, mit denen aber, da sie thatsächlich bestehen und aller Wahrscheinlichkeit nach noch auf lange hin bestehen werden, immerhin gerechnet werden muß. Es wird der Adel, der Hauptträger des konservativen Elements in monarchisch regierten Staaten, von den Regierungen immer als eine ihrer vornehmsten Stützen angesehen werden.

Ziehen doch auch die Fürsten den alten Erb- und Geburtsadel mit Vorliebe zu persönlichen Dienstleistungen in ihre Nähe, und werden doch bis zum heutigen Tage in den höchsten Kreisen für den diplomatischen Dienst wie für Alles, was zur Repräsentation des Staates gehört, Adelspersonen für geeigneter gehalten als Männer bürgerlichen Standes und Herkommens, und von den Vertheidigern der Nothwendigkeit einer bevorzugten Stellung des Adels dem Bürger- und Bauernstande gegenüber wird noch jetzt die Behauptung ins Feld geführt: es würde die Stellung des Königthums ohne ein Mittelglied zwischen ihm und dem Volke eine isolirte, diese eben darum aber ganz besonders geeignet sein, das Königthum bei Eintritt von Krisen zu gefährden.

Trotzdem machten in Preußen in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts verschiedene Umstände die äußere Stellung des Adels zu einer schwierigen. Hier begünstigten nicht, was beispielsweise von dem Adel in Oesterreich-Ungarn gesagt werden kann, großer Grundbesitz und, daraus hervorgehend, ein angestammter Reichthum die Geltendmachung seiner, zuweilen berechtigten, oft aber auch unberechtigten Ansprüche. Wie jetzt noch, residirte damals die hohe österreichisch-ungarische Aristokratie zur Winterzeit in der Kaiserstadt Wien in ihren prächtigen Palästen, und der Aufwand, den sie da machte, kam den Gewerben zu gute. Nur in der Sommerzeit verweilten die hochadligen Herrschaften auf ihren Gütern.

Anders in Preußen. Die mediatisirten Fürsten, Grafen und Herren am Rhein und in Westfalen, welche sich nach dem Frieden vom Jahre 1815 zum Theil sehr gegen ihre Neigung genöthigt gesehen hatten, unter des preußischen Adlers Fittichen Schutz zu suchen, hielten sich Jahre hindurch von Berlin fern. Die königliche Hauptstadt Berlin bildete damals noch bei weitem nicht in so hohem Grade den Mittelpunkt des Gesammtlebens des preußischen Staates, wie es von Wien in Bezug auf das Donaureich gesagt werden konnte. Für den schlesischen Adel war Breslau, für den ostpreußischen Königsberg, für die polnischen Adelsherren waren Posen und Krakau die standesgemäßen Residenzen. Ein guter Theil des Adels auch der preußischen Stammlande grollte noch immer wegen Entziehung der früher genossenen Vorrechte durch die verhaßten Reformen von 1808 und hielt sich schon deshalb von der Hauptstadt des Landes und vom Hofe fern. Nebenbei hatte er nur zu gute Gründe, der Bewirthschaftung seiner Güter persönlich die allergrößte Aufmerksamkeit zu widmen; denn diese hatten während des Krieges in hohem Grade gelitten und waren vielfach, namentlich auch infolge der eingetretenen Mißernten, stark verschuldet. Endlich fehlte es auch in den ersten Jahrzehnten nach dem Inkrafttreten der Reformen in den bäuerlichen Verhältnissen an der erforderlichen Einsicht, die erst den rechten Boden für die Selbstverwaltung bietet. Da geschah es denn wol, daß Gutsherren, mochten sie gleich den Neuerungen nicht hold sein, den Landleuten gewohnheitsmäßig die helfende Hand boten.

In den alten Provinzen des Kurbrandenburgischen Staates, vor Allem in den Marken und in Pommern, wo die Vergangenheit bereits ein festes Band zwischen dem Fürstenhause der Hohenzollern und den alten Adelsgeschlechtern gewoben hatte, welche herkömmlich und unausgesetzt dem Staate wie dem Hofe brauchbare Diener — zuverlässige Beamte und tüchtige Offiziere — geliefert, da hatte es sich noch als feststehende Sitte erhalten, den „Junker“ möglichst früh, oft schon im zehnten Lebensjahre, in das Heer eintreten zu lassen, wo er dann, kaum zum Jüngling herangewachsen, zum Fähndrich und bald darauf zum Leutnant befördert wurde. Ging dem jungen Adligen die zum Kriegsdienst erforderliche Neigung oder körperliche Tüchtigkeit ab, so bequemte er sich, auf der Hochschule sich für die Beamtenlaufbahn vorzubereiten, in der ihm gleichfalls schnelle Beförderung und angesehene Stellung in sicherer Aussicht stand. — Diese Jahrhunderte alte Verbindung zwischen Fürstenhaus und Adel, vornehmlich dem Landadel, verlieh diesem ein besonderes Relief, indem sie die Achtung vor den Mitgliedern eines vom Landesherrn ersichtlich wohlgelittenen Geschlechts erhöhte. Die Gerechtigkeit gebietet, nicht unerwähnt zu lassen, daß aus den Reihen des preußischen Gutsadels ebenso viele tüchtige und hochberühmte Kriegsmänner

als vorzügliche und hochangesehene Staatsbeamte hervorgegangen sind. Daher hatte, gleichwie in früherer Zeit, noch in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts die Bezeichnung „Junker" keineswegs einen so üblen Klang wie heutzutage; auch bestand bei den patriarchalischen Verhältnissen, welche, wennschon nicht mehr durch das Gesetz gutgeheißen, auf dem Lande herrschten, zumeist ein erträgliches, nicht selten sogar ein sehr gutes Verhältniß zwischen den Inhabern und Bewohnern des Herrenhauses und den zum Gute gehörenden Häuslern und Hintersassen. Der märkische und pommersche Adel hatte seinen Gutsangehörigen selten nur als herzloser Zwingherr gegenübergestanden. Keine unübersteigliche Schranke, wie in Frankreich vor der Revolution, trennte den ehemaligen Gebieter vom Dorfinsassen, vielmehr verbanden bis in die Zeiten des dreißigjährigen Krieges und der Schwedennoth zurückreichende Ueberlieferungen und Erinnerungen die lebenden Glieder des Gutshofes mit dem im Dorfe herangewachsenen Geschlecht. Waren es doch der Gutsherr und seine Junker, unter deren Führung der Bauer und seine Söhne in so manchen heißen Kämpfen, wie unter dem großen Kurfürsten so in neuerer Zeit im Befreiungskriege, mannhaft gestritten hatten. Selbst die allgemeine Wehrpflicht hat hierin im Wesentlichen nichts geändert.



Am Tische des Gutsherrn. Zeichnung von H. Lüders.

Die „Junker". Erst später, als die herrschende Erregung von Jahr zu Jahr weitere Kreise zog, als die Wogen des Parteilebens höher gingen und zu entschiedener Stellungnahme auf der einen oder auf der anderen Seite drängten, als dann der feudal gesinnte Theil des erbgesessenen Adels den festen Kern der Rückschrittspartei bilden half, da wurde es anders — freilich nicht besser. —

Wenn wir gegenwärtig von „Landjunkern" sprechen, so verstehen wir darunter im Allgemeinen solche Mitglieder des Hof- und Landadels, welche sich in möglichst strenger, oft bis zur Lächerlichkeit getriebener Absonderung von den gebildeten Kreisen des Bürgerthums gefallen, und statt in geistig anregender Gesellschaft ihre Tage lieber bei Spiel und Gelage unter Ihresgleichen oder hinter den Koulissen des Theaters verbringen, und die wegen ihres Mangels an Gemeinsinn zu den am wenigsten beliebten Gesellschaftskreisen gehören.

Gegen Ende des zweiten und im dritten Jahrzehnt begann der preußische Adel sich nach und nach aus seiner gedrückten finanziellen Lage zu erholen; immerhin war auch jetzt noch die Beihülfe, welche der Adelsherr dem etwa bei der Garde dienenden Sohne zu bieten

vermochte, zumeist wenig belangreich. Ein mehrwöchentlicher oder mehrmonatlicher Aufenthalt mit der Familie in der Hauptstadt oder in einem Badeorte erforderte entsprechende Ausgaben, dagegen nöthigte während des weitaus größten Theiles des Jahres das Landleben um so seltener zu besonderem Aufwande. Der Wechsel der Unterhaltung auf dem Lande beschränkte sich auf die Ausübung der Gastfreundschaft, die üblichen gegenseitigen Besuche, auf Begehung der gewohnten Feste zur Oster- und Pfingstzeit, zur Ernte und Kirmes, auf Jagdfreuden und was sonst Gebrauch und Sitte mit sich brachte. Die wenigen Honoratioren des Dorfes und der umliegenden kleinen Landstädte, der Pfarrer des Ortes und hier und da auch der Schulmeister gehörten zu den regelmäßigen Gästen im Herrenhause, und durften bei Schmausereien und kleinen Familienfestlichkeiten nicht fehlen.

In ihrem äußeren Auftreten unterschied sich die adlige Hausfrau gewöhnlich in nichts von wohlhabenden Bürgerfrauen; denn die Zeiten, in denen besondere Kleiderordnungen für den Adel und den reichen Bürgerstand nothwendig erschienen, waren längst vorüber. Wie sinn- und zwecklos solcherlei „Ordnungen" zur Zeit gewesen waren, läßt sich am besten aus einem Schreiben erkennen, welches ein den hervorragendsten Kreisen angehöriger Adelsherr an seine Gemahlin richtete. „Wenn die Väter unserer Großstadt", heißt es in demselben, „noch im fünfzehnten Jahrhundert den damaligen Schönen vorschreiben durften: „keine Dame darf mehr als vier Prachtkleider mitbringen, zwei von Sammet, die beiden andern gestickt oder sonst verziert", wenn damals keine Jungfrau mehr als den bisher gewährten Zierrath an Gold, Silber Perlen und Seide tragen durfte, so braucht man, meine Liebe, dies jetzt keiner unserer Töchter zum Gesetz zu machen; denn womit sollte unser in Nothstand gerathener Adel den Aufwand für Gold, Silber und Perlenbesatz bestreiten, wenn ihm schon die Mittel fehlen zur herkömmlichen Repräsentation seines Hauses und Geschlechts?" — Wenn derselbe ehrenwerthe Landjunker heute noch lebte, hätte er diesen Zusatz vielleicht noch erweitert und gesagt: „zumal da im Kleideraufwand nicht nur kein Vorzug mehr liegt, sondern die Gattin des reichen Bierbrauers oder Bäckers und die Hausehre des jüdischen Geldmäklers nur zu sehr geneigt und im Stande ist, es darin unseren ältesten und angesehensten Geschlechtern gleichzuthun, oder diese selbst zu übertreffen."



Bürger in einem Bierlokale.

Adelsbevorzugung. Unter König Friedrich Wilhelm IV. wurde versucht, Stellung und Ehren des Adels auf angestammten, wohlbefestigten Besitz zu gründen und letzteren durch Majoratseinrichtungen zu Gunsten bevorzugter Söhne sicher zu stellen, den übrigen männlichen Familiengliedern dagegen durch Verwendung im höheren Staats- und Militärdienst sich wiederum in erhöhtem Maße förderlich zu erweisen. Doch das Abendleuchten der Sonne

der Hofgunst verglühte in der Sorgenzeit nach 1848; die nachmals oktroyirte Verfassung enthält keine Bestimmungen in Bezug auf Bevorrechtung der Adelsgenossen. Sind nun aber auch, wie schon bemerkt, gegenwärtig im Heere noch die meisten Offizierstellen mit Adligen besetzt, so darf doch nicht unbeachtet gelassen werden, daß die Mehrheit unter ihnen aus Geburtsadligen, die sich durch Tüchtigkeit ausgezeichnet haben, und aus solchen aus dem Bürgerstande hervorgegangenen Offizieren besteht, denen für verdienstvolles Verhalten der Adel verliehen worden ist. Nach wie vor zieht es auch in unsern Tagen der Junker noch vor, in ein Garderegiment oder bei der Kavallerie einzutreten, wogegen bei der artilleristischen Waffe und im Ingenieurkorps unter den Offizieren das bürgerliche Element vorherrschend ist. Im Großen und Ganzen gewinnen wie auf allen Gebieten, so auch im Civil- und Militärdienst, fortgesetzt die Vorzüge der höheren Bildung an Geltung.

Mit der Beseitigung oder Einschränkung der bezeichneten Vorrechte haben sich mehr und mehr auch die Gegensätze verwischt, welche früher den Adel von den bürgerlichen Ständen schieden. Der weitaus größte Theil der adelsstolzen Herren ist zu der Erkenntniß gelangt, daß sich in unserer Zeit auf den Stammbaum allein hohe Ansprüche nicht mehr stützen lassen. Statt der früher gebräuchlichen, meist einseitigen und äußerlichen Hofmeisterbildung erfreut sich jetzt die jüngere Generation auf den trefflichen Gymnasien und Universitäten des Landes gründlicher Schulung und Bildung, und der gemeinsame Unterricht mit Schülern aller Stände fördert wirksam den Gemeinsinn und läßt jetzt schon bei den Knaben viele der Vorurtheile, in welchen ihre Vorfahren absichtlich befangen gehalten wurden, gar nicht mehr aufkommen. Bei stetiger Fortentwicklung dieser freieren und unbefangeneren Anschauungen steht zu erwarten, nicht etwa, daß die Institution des Adels als solche sobald eingehen, wohl aber, daß in den Trägern ererbter adliger Namen mehr und mehr der Wahn hinschwinden wird, dieses Erbe berechtige sie an und für sich, Männern bürgerlicher oder bäuerlicher Abkunft vorangestellt zu werden; der ererbte Name soll ihnen nur zum Sporne werden, sich durch eigene Kraft und Tüchtigkeit würdig zu zeigen, eingedenk des Dichterwortes:


In einer vorstädtischen Gartenwirthschaft.

„Was du ererbt von deinen Vätern hast, Erwirb es, um es zu besitzen!"

Bürgerliches Leben. In den bürgerlichen Kreisen entsprach das häusliche und öffentliche Leben dem Charakter jener ernsten Zeit nach 1815. Noch waren die während der Kriegsjahre gebrachten großen Opfer an Gut und Blut in frischem Gedächtniß. Handel und Wandel vermochten sich von dem schweren Schlage, der sie getroffen hatte, noch immer nicht recht zu erholen, und die darniederliegende Gewerbthätigkeit nahm gleichfalls nicht den wünschenswerthen Aufschwung, wozu die nach der Niederwerfung Napoleons begonnene

Verschleuderung der in der Zeit der Kontinentalsperre im Erzeugungslande massenhaft angesammelten englischen Waaren nicht zum wenigsten beitrug. Die Beschränkung auf das geringste Maß der Befriedigung von Bedürfnissen machte sich für alle Schichten der Gesellschaft als ein Gebot der Nothwendigkeit geltend, und so zeigt uns denn ein Blick auf das bürgerliche und namentlich das kleinbürgerliche Leben im ersten Drittheil unseres Jahrhunderts ein seltsam farbloses Bild, das aber gerade in seiner Nüchternheit und spießbürgerlichen Kleinlichkeit der aufmerksamen Beobachtung manche interessante Seite darbietet.

Der Berliner Weißbierphilister fand sein volles Genüge darin, am Stammtisch seiner „Tabagie“ mit Bekannten und Nachbarn die Vorkommnisse des Tages zu besprechen, über Gott und die Welt abzuurtheilen, über das Verhalten der Regierung und die Mißgriffe der Gemeindeverwaltung herzuziehen und in hergebrachter Weise „die guten alten Zeiten“ zu preisen.



Der Dustere Keller vorm Halle'schen Thore in Berlin (zu Anfang dieses Jahrhunderts).

Selten gingen in seiner Stammkneipe seine Genüsse über eine ihm vom Kellner der Tabagie oder der vorstädtischen Gartenwirthschaft kunstgerecht kredenzte „kühle Blonde“, der nur ausnahmsweise eine „Strippe“, d. h. ein Gläschen Kümmel, beigemischt ward, und einige Pfeifen heimischen Tabaks hinaus. — Vergebens hätte man damals unter den Linden oder in anderen Hauptstraßen Berlins nach einem jener glänzenden Restaurants und prunkenden Cafés, die sich jetzt dort eines neben das andere drängen, umhergeschaut.

Eine Anzahl behaglich eingerichteter, jedoch alles Schmuckes entbehrender Konditoreien und Weinstuben boten engeren Kreisen von Beamten, Künstlern und bürgerfreundlich gesinnten Offizieren zu gewissen Tagesstunden Versammlungsorte zur Pflege geselliger Anregung. Der Arbeitsmann, der Handwerksbursche oder der Tagelöhner suchte Erholung im wohlbekannten Keller, genoß hier im Kreise seiner Kameraden und anderer Personen aus dem Volke seine Butter-, Käse-, Wurst oder — wenn es hoch ging — Schinkenstulle zu einem Gläschen Anis, Kümmel oder „Korn“ und machte sich kein Gewissen daraus, zwei, drei und mehr Schnäpse „hinter die Binde“ zu gießen. —

In jener Zeit stand noch bei den Bewohnern von Kölln an der Spree als Erholungsort der Biertrinker der sogenannte „Dustere Keller“, gelegen am Fuße eines mit Bäumen bepflanzten Abfalls der „Tempelhofer Berge“ in hohen Ehren und wurde an schönen Sommertagen gerade von der besseren Gesellschaft mit Vorliebe besucht. Jetzt nimmt die Stelle, wo sonst ländliche Ruhe herrschte, ein volkreicher Stadttheil ein. —

Bei den Reisenden galt als ein Gasthof ersten Ranges der „König von Portugal", der in der Häuserreihe sich befand, wo jetzt der Prachtbau der Börse steht. Solche palastartige Hotels, wie sie Berlin heute dutzendweise besitzt, waren damals noch unbekannt.

Noch sah man auf den Straßen die sogenannten Currende-Knaben, die „Chorrennejungen", wie man in der Mark sagte, welche durch Singen geistlicher Lieder auf den Straßen sich ein paar Groschen verdienten, und die aus dem Stock der Vermächtnisse gekleidet wurden, welche zu ihren Gunsten gemacht waren, und aus deren Erträgniß sie bei ihrem Abgang aus der Schule mit einigen Thalern bedacht wurden. Die Berliner Stadtschule im Grauen Kloster und die Kölnische Stadtschule hatten jede ihre eigene Currende von 12 Schülern, jene waren in braune, diese in dunkelgraue Röcke gekleidet.



Berliner Currende im Jahre 1830.

Nur wenige reiche oder wohlhabende Familien hatten damals regelmäßige Empfangsabende, doch fehlte es auch nicht an Vereinigungspunkten zur Pflege geistiger Interessen, wie sie z. B. von der Familie Markus Levin geboten wurden. Nach dieser Richtung standen ferner in Ansehen die Häuser der Mendelssohn, des jüdischen Arztes Herz, die schöngeistigen Kreise, in denen Varnhagen von Ense und seine geistvolle Gattin Rahel, Fr. Schleiermacher und seine edle Hausfrau Henriette geb. Herz, Wilhelm von Humboldt, Friedrich von Schlegel und andere hervorragende Vertreter des Wissens die natürlichen Mittelpunkte des geistigen Lebens jener Zeit bildeten, und in denen die ausgezeichnetsten Männer und Frauen gesellige und geistig anregende Verbindungen unterhielten.

Das Verhältniß der Dienstleute im Hause war meist noch der guten alten Sitte entsprechend. Knechte und Mägde hatten noch nicht die landesübliche Tracht abgelegt, um, wie es heute vielfach geschieht, in der Entfaltung von Putz und Staat mit der Herrschaft zu wetteifern; Lehrlinge, Gesellen und Handlungsgehülfen speisten noch am Tische des Meisters und Prinzipals. Häufiger Wechsel im Dienste war unbekannt; galt es doch für einen Schimpf, es in einem „reputirlichen" Hause nicht ein paar Jahre „ausgehalten" zu haben. Bei sonntäglichen Ausflügen unterzogen sich Männer und Frauen gemeinsam der Pflicht, die Kinderwagen zu ziehen oder sich mit einem, ja zweien der „Rangen" zu bepacken,

Als Berlin noch nicht zu den Großstädten und Fabrikplätzen ersten Ranges zählte, glich die Physiognomie des öffentlichen Lebens so ziemlich der des häuslichen. Es verlief Alles viel einfacher, und das Beispiel, welches der sparsame Monarch gab, entsprach auch noch auf lange hin den gedrückten Verhältnissen. Selbst die Hoffeste, die öffentlichen Belustigungen und militärischen Schaustellungen bewegten sich in der Regel innerhalb des Gebotes strengen Maßhaltens.

Der Hauptstädter war in Bezug auf Erholung außerhalb des Hauses schon „jöttlich verjnügt", wenn das Wetter seiner Sehnsucht nach frischer Luft und Waldesgrün oder Wiesenduft keinen Eintrag that. Nach den Baumgängen im Thiergarten strömte an den Sonn- und Feiertagen die nach Erholung schmachtende Menge. — Die von Friedrich I. herrührenden Anlagen dieses ausgedehnten Waldes, welcher schon in Schriftwerken des 16. Jahrhunderts als ein beliebter Ergehungspunkt bezeichnet wird, und dessen Baumwelt in der kurfürstlichen Zeit bis zu der Stelle sich ausdehnte, auf der heute das Zeughaus steht, fanden durch Friedrich Wilhelm III. eine dankenswerthe Pflege. Der Rheinländer Lenné, einer der berühmtesten Gartenkünstler seiner Zeit, ließ im Laufe von Jahrzehnten Brücken und Stege über Wässer führen, legte nach planvollen Zeichnungen Sammelbassins, Wege, Ruheplätze, Rotunden, Baumgrotten, Pavillons u. s. w. an und stellte an passenden Stellen Bildwerke auf. Mit der Verschönerung des großen Parks ging Hand in Hand die Vermehrung der sich hier darbietenden Vergnügungsgelegenheiten. Kaffee, Bier, Spirituosa und andere Getränke boten der „Kemperhof", der „Hofjäger" und die Bretterbuden der sogenannten „Zelte". Dorthin wanderten die Spaziergänger gemächlich auf Schusters Rappen, denn die Omnibus- und Droschkenfahrten gehörten im ersten Viertel unseres Jahrhunderts in Berlin noch nicht zu den Tagesbedürfnissen; sie labten sich an Speise und Trank, freuten sich der schönen Natur und der weniger schönen musikalischen Genüsse, welche von Straßensängern und Drehorgelspielern geboten wurden, vergnügten sich an heiteren Gesellschaftsspielen und kehrten oft erst spät Abends singend und scherzend in die Stadt und an den häuslichen Herd zurück. — Der an den Thiergarten sich anschließende zoologische Garten bestand damals noch nicht; er wurde erst im Jahre 1844 durch Friedrich Wilhelm IV. an Stelle der ehemaligen Fasanerie ins Leben gerufen. — Bis zur Stunde sind Thiergarten und Hasenhaide das Ziel sommerlicher Spaziergänge und Hauptsammelplätze des Berliner Volkslebens geblieben.

Die Volkstrachten begannen zu jener Zeit schon zu verschwinden, und die häßlichsten Moden von „über den Rhein her" drängten sich leider mehr und mehr bei uns ein. Die überall herrschende Geldnoth brachte es mit sich, daß Seide und Sammet und kostbares Pelzwerk seltener zu schauen war als vormals, doch erhielt sich die sogenannte „Boa", jenes schlangenartige Pelzgehänge, das um den Hals geschlungen ward, im ersten Drittel dieses Jahrhunderts und auch noch darüber hinaus auf der winterlichen Tagesordnung. — Der englische Kattun (von Cotton, Baumwolle) bildete damals noch einen Luxusartikel für die bürgerliche Frauenwelt. Die verführerischen Künste und Tändeleien des Rococo-Zeitalters waren während der Schreckensjahre der Revolution in Vergessenheit gerathen, und der Zopf hatte in der Zeit der napoleonischen Kriege seine Herrschaft eingebüßt. Die Schönen gingen nicht mehr in pseudo-antiken geschlitzten Gewändern, noch weniger sah man sie, wie Heine spottet:

„Im Reifrockputz mit Blumen reich verziert,
Schönpflästerchen auf den geschminkten Wangen,
In Schnabelschuh'n, mit Stickerei'n behangen,
Mit Thurmfrisur und wespengleich geschnürt."

Einförmig unschön reichte das faltenarme Frauenkleid kaum bis zu den Knöcheln, die noch immer hohe kurze Taille umschloß ein Gürtel mit stählerner, silberner, seltener mit goldener Schnalle; die Schuhe wurden durch schwarze, weiße oder rothe Kreuzbänder über dem Spann festgebunden. Ein unförmlicher, möglichst geschmackloser Hut bedeckte das Haupt, und zu dem häßlich sich emporgipfelnden Haargeflechte gesellte sich in der Regel eine Garnitur künstlicher, nicht lang herabhängender, vielmehr über und neben einander gebauschter Locken,

Große Shawltücher, Arbeitsbeutel mit dem unvermeidlichen Strickstrumpf, unschöne Regen- oder Sonnenschirme bildeten unumgänglich nöthige Requisiten; die Hände und ein Theil des Armes steckten in langen, fast bis zu den Ellbogen hinaufreichenden Handschuhen.

Das glatte und unbezopfte Haupt des Mannes ward entweder von einer Tuchmütze mit mächtigem Schirm oder von einem breitkrämpigen Filzhute bedeckt. Aus der offenen Weste lugte ein Brusteinsatz, das „Chapeau", hervor, und an der schweren Uhrkette baumelten zahlreiche Berlocks, Ringe, Petschafte und anderer Zierrath, auf dessen Reichhaltigkeit und Kostbarkeit die jungen und alten Stutzer jener Zeit sich viel zugute thaten. Stulpenstiefeln mit herabhängenden Struppen hielten sich als letzter Rest der sogenannten „Werthertracht" noch eine Zeit lang in Mode; später reichte die bald enge, bald weite Hose bis zu den Halbstiefeln oder Schuhen und wurde, namentlich von jungen Elegants, durch sogenannte „Stege" oft straff bis zum Platzen herabgezogen. Entsprechend der Würde, die er sich zu geben suchte, trug der Mann das lange spanische Rohr mit Knopf und Quaste als Sinnbild seiner häuslichen Oberherrlichkeit.



Kopfputz im ersten Drittel unseres Jahrhunderts.

Seine selbstbewußte Haltung wurde durch die steife Halsbinde und den in aufrecht stehenden Spitzen auslaufenden Stehkragen, „Vatermörder" genannt, der das Haupt zu kühnem Emporschauen nöthigte, nicht wenig gefördert. Das wichtigste Attribut des bescheiden einherschreitenden Spießbürgers bildete der dauerhaft gearbeitete weitbauschige Regenschirm, der „Berliner."

Die in Vorstehendem geschilderte Mode, wie sie im zweiten und dritten Jahrzehnt die herrschende war, hatte — „leider" darf man in diesem Falle nicht sagen — das Schicksal aller früheren und späteren Moden. Sie mußte nach verhältnißmäßig kurzem Bestande einer anderen Mode weichen, diese nach noch kürzerem Bestande wieder einer anderen — und wir sind endlich dahingekommen, womöglich in jedem Jahre unser Auge an eine neue, nicht selten der des Vorjahres geradezu entgegengesetzte Mode gewöhnen zu müssen.

Zu Pferd und zu Wagen. Von England her war die häßliche, thierquälerische Sitte des „Englisirens" der Rosse auch zu uns gedrungen und blieb längere Zeit bei uns „Mode". Apfelschimmel mit „Stumpfschwänzen" bildeten lange eine der Liebhabereien des Pferdebesitzers. Es wurde damals überhaupt viel mehr geritten als heutzutage. Die Mangelhaftigkeit der öffentlichen Verkehrs- und Beförderungsmittel, vornehmlich in den kleinen

Städten und auf dem Lande, nöthigte eine große Zahl von Beamten, Aerzten und Geschäftsleuten, sich einen Grauschimmel, Fuchs oder Rappen, bisweilen dazu auch ein einfaches „Wägelchen", zu halten. Zu Kutschwagen oder „Karossen", wie man jene damals nannte, verstiegen sich nur sehr reiche und vornehme Leute, und diese pflegten sich dann auch meist einen großen Bediententroß von Läufern, Vorreitern und Jägern in glänzenden Livreen zu halten, wenngleich auch hierin der Aufwand nach der Zeit der napoleonischen Kriege hinter dem vor denselben getriebenen weit zurückstand. Indessen sah man in jenen ersten Jahrzehnten herrschaftliche Auffahrten, glänzende Schlittenpartieen mit und ohne Musik- und Fackelbegleitung häufiger als heute. Solcher Prunk ist eben mehr und mehr aus der Mode gekommen; unsere heutige Damenwelt, dem Beispiel der Herren folgend, zieht es vor, ihr winterliches Vergnügen auf der Eisbahn zu suchen und im Schlittschuhlauf ihre Anmuth zu zeigen.

Das Fahren auf vielsitzigen Thorwagen, „Kremsern", in Gemeinschaft von Hausgenossen und Freunden aufs Land hinaus ward zu den begehrenswerthen „Plaisiren" gerechnet. Wohlhabende mietheten sich Chaisen. Viel seltener und meist nur bei besonderen Vorkommnissen und festlichen Gelegenheiten gestattete man sich den Besuch von Theater und Konzert; freilich zählte auch damals Berlin statt der jetzt allabendlich geöffneten 15 Theater deren kaum drei oder vier, und gediegene Konzerte fanden nicht entfernt so oft statt wie gegenwärtig.



Märkische Landleute.

Oeffentliche Bälle kannte man noch nicht; dagegen fehlte es nicht an geschlossenen Gesellschaften, Ressourcen und Kasinos, in denen die Honoratioren sich gegen Abend zu Kartenspiel und Unterhaltung einfanden, und wo auch hin und wieder der tanzlustigen Jugend Gelegenheit geboten ward, sich „köstlich zu amüsiren", während in den kleineren Städten sich die Handwerker namentlich an den sogenannten „Quartaltagen" gütlich thaten. Auch standen noch die Schützengesellschaften, die Zunftverbände und Gilden in Flor und begingen alljährlich die üblichen Feste und Umzüge. — An den althergebrachten Sitten des Eiersuchens der Kinder zu Ostern, des uralten Vogel- und Scheibenschießens auf dem mit Würfelbuden und Karoussels besetzten „Schützenplatze", des Martinsgansschmauses, des Kuchenbackens zu den hohen Feiertagen und vor Allem der echt deutschen Feier der Weihnachtszeit unter dem im Lichterschmuck prangenden grünen Tannenbaum ward und wird noch jetzt fast überall unverbrüchlich festgehalten.

Ländliche Zustände. Ein anderes Bild bietet sich uns dar, wenn wir die ländlichen Zustände des zweiten und dritten Jahrzehnts wie der ihnen nächstfolgenden ins Auge fassen. Es gewährt die Annahme nur einen schlechten Trost, daß den durch Jahre hindurch an das Elend gewöhnten Landbewohnern ihre Nothlage nur in geringem Maße zum Bewußtsein kam.

Orte, die nicht in empfindlicher Weise an der Hingabe von Gut und Blut mit betheiligt gewesen waren, mochte es im preußischen Staate kaum geben, dagegen standen in einzelnen Landstrichen, namentlich in den neu erworbenen westlichen Provinzen, die stattgehabten Verwüstungen nicht im Vergleich mit denjenigen, von denen z. B. die Provinzen Brandenburg, Preußen, Schlesien nnd Sachsen sich heimgesucht sahen. Hier ließ sich der Aufbau zerstörter und verfallener Kirchen, Pfarr- und Schulgebäude, Bauernhäuser, Ställe und Scheunen nur allmählich ermöglichen. So tief war der Wohlstand gesunken, daß erst gegen Ende des vierten Jahrzehnts die letzten sichtbaren Zeugen jener schweren Kriegszeiten verschwanden.

Doch auch in vielen Dörfern, welche von der ärgsten Kriegsnoth verschont geblieben waren, sah es übel genug aus. Infolge der während der Franzosenzeit eingetretenen Verwilderung schien jeder Gemeinsinn und jedes Verständniß für das, was nicht unmittelbar die eigene Person anging, abhanden gekommen zu sein.



Erntefestzug.

Die Dorfinsassen ließen sich kaum den baulichen Zustand des eigenen Hauses und der eigenen Scheune angelegen sein, geschweige denn, daß die Beschaffenheit der Pfarrhäuser und noch weniger, wo solche überhaupt vorhanden waren, der Schulhäuser ihnen Sorge gemacht hätte. Meist bedeckte diese ländlichen Bildungsstätten noch ein defektes Strohdach, der Kalkanstrich der Wände war herabgefallen; mochten auch scheibenlose Fenster schief in den Angeln hängen, Niemand dachte daran, das in Verfall Gerathene zu ersetzen.

Meist war die Dorfschenke das einzige in leidlichem Zustande sich befindende Haus im Orte. Hier saßen des Sonntags schon Vormittags nach der Predigt die Ortsinsassen um den Gasttisch und verbrachten ihre Zeit mit Kartenspiel, oder sie schoben draußen Kegel; in armen Dörfern fand man wohl auch die Gäste stumpf im Hinbrüten versunken. Es fehlte an anregender Aufmunterung. — War die geistige Beschränktheit, die politische Gleichgültigkeit und die Geringfügigkeit höherer Bedürfnisse im Allgemeinen schon im Bürgerstande erschreckend genug, wie sah es damit erst beim Bauer aus! —

Um die öffentlichen Zustände bekümmerte sich kaum Einer; als etwas Heilsames konnte die Gesinnungs- und Denkweise nicht angesehen werden, welche von dem immer mehr aufwuchernden Muckerthum mittels massenhaft verbreiteter Traktätchen erzeugt und gepflegt ward. Zusammenkünfte zur gemeinsamen Besprechung landwirthschaftlicher oder gar politischer Fragen, wie sie gegenwärtig selbst im geringsten Dorfe stattfinden, kannte man im ersten Drittel unseres Jahrhunderts eben nicht. Was über die Feldmark des Dorfes hinausging, existirte für den Landmann nicht. Fortschritte in Bezug auf Wohnlichmachung des Hauses, Bearbeitung des Bodens, Wahl zweckmäßiger Ackergeräthe, richtiger Verwerthung von Zeit und Kraft fanden nur sehr schwer und sehr langsam bei ihm Eingang; dabei herrschte vielfach noch dunkler Aberglaube unter der Bevölkerung.

Die ländlichen Volksfeste, die sich in neuerer Zeit mehr und mehr verlieren, waren damals noch nicht in Mißachtung gerathen; es wurden dieselben, namentlich in den westlichen Landestheilen, in denen unter den Bauern von Alters her mehr Wohlhabenheit herrschte als unter der ländlichen Bevölkerung der östlichen Provinzen, und auf welche die obige Schilderung deshalb auch nicht völlig zutrifft, mit gebührender Feierlichkeit begangen. Im Dorfe loderte zu Ostern noch das Osterfeuer, qualmte in der Johannisnacht die angezündete Pechtonne, zog die Jugend zu Pfingsten oder zur Kirmes hinaus nach dem Anger, um unter der aufgerichteten Maie zu tanzen; nach Schluß der Ernte aber bewegte sich unter Jubel und Musik der Zug der Schnitter, deren einer den bänderreichen Erntekranz trug, nach dem herrschaftlichen Gute, woselbst sie von dem Gutsherrn bewirthet und ihnen namentlich das sogenannte „Seckelbier" reichlich gespendet ward.

Der Tanz auf freiem Platze bildete am Abend den Hauptgenuß der Festfreude, und spät in der Nacht erst verklangen die letzten Hochs auf die Herrschaft und die letzten Töne der Musik.

Viele Bräuche bei Hochzeiten, Kindtaufen und Leichenbestattungen wurzelten vielfach in grobem Aberglauben und waren nicht selten in sinnlose Gewohnheiten ausgeartet. Es spielte noch der Rosmarinstengel bei jeglichem Feste seine langgewohnte Rolle. Noch jetzt pflückt ihn die Kirchengängerin, die vorzugsweise Rosmarin, Nelken und Levkoien zum Sträuschen bindet.

Nur in wenigen Gegenden läßt man heute noch, wie es damals im Anschluß an einen uralten heidnischen Gebrauch Sitte war, auf dem Acker ein Büschel Aehren stehen als „Vergodendeels Struuß", d. i. Wodans Antheil, und zieht unter Musik hinaus aufs Feld, um den Aehrenbund mit einem farbigen Bande zu umschlingen, über ihn hinwegzuspringen, ihn zu umtanzen, ihn dann aus einander zu zerren und ihn, nachdem ein neues Band angelegt, unter Absingung von Kirchenliedern ins Dorf zu schleifen. Die bei dieser Gelegenheit von Hof zu Hof gesammelten Gelder fanden ihre Verwendung bei Abhaltung eines abendlichen Tanzes. Dagegen war es damals und ist noch jetzt an vielen Orten üblich, das erste Viehaustreiben durch Mummerei und Scherz zu feiern, zu Fastnacht Gaben zu sammeln und zu Weihnachten den heiligen Christ auf einem Schimmel durchs Dorf zu senden.

Das Leben des märkischen Bauers war eintönig, farbloser geworden. Ein wie das andere Mal ging der Mann Sonntags ins Wirthshaus zu Bier und Branntwein; er spielte seinen „Schafskopf" oder schob Kegel, während die jungen Leute den Abend mit Tanz und Kurzweil verbrachten.

Die meist zweistöckigen und mit wenigen Ausnahmen in Fachwerk gebauten Häuser der Märker hatten im dritten Jahrzehnt, zumal bei den Wohlhabenderen, ihr früheres gemüthliches und behäbiges Aussehen wiedergewonnen. Die der Landstraße zugewendete Giebelfront schmückt wieder wie vordem ein Blumengärtchen, Kürbis und Bohnen umranken die Fenster, und drinnen an den Wänden hängen noch die vergilbten liebgewonnenen Bildnisse der Landesfürsten; da hüpft in der niedrigen Wohnstube das Rothkehlchen oder der Staar vom Tisch zur Ofenbank oder zum Spinde mit Trinkgefäßen, und neben dem Kachelofen fehlt selten der lederbeschlagene geräumige Großvaterstuhl. Bei den Bewohnern der Provinz herrscht noch fort die alte Biederkeit und das gastliche Wesen.

Aber auch hier waren bis in die vierziger Jahre hinein die Folgen der Kriegszeit noch nicht gänzlich überwunden, und nur wenige wohlhabende Gemeinden vermochten aus eigener Kraft die Mittel aufzubringen, um in Gemeindeangelegenheiten sich selbst zu helfen. Auch in kleinen Landstädten sah es nicht viel besser aus. Wenn es galt, den Bau eines Gemeinde- oder Rathhauses oder eines Schulgebäudes zu beschließen — da war guter Rath theuer. Das Schulhaus wurde in der Regel zugleich als Armen- oder Krankenhaus benutzt; zur Hälfte, ja oft zu drei Vierteln diente es existenzlosen Ortsarmen oder unversorgt gelassenen Invaliden zum Aufenthalt. Was dann noch übrig blieb, mußte zu dem aufs Nothdürftigste ausgestatteten Schullokale ausreichen; zu allerletzt kam die Lehrerwohnung in Betracht.

Die Regierung sah sich damals bestürmt von allen Seiten; umringt von Verlegenheiten in allen Zweigen der Verwaltung, vermochte sie nur das Allernächste und Dringendste in Angriff zu nehmen. In den Amtsstuben aber fehlte es vielfach noch an richtiger Beurtheilung der ortseigenthümlichen Zustände, daher auch an der Einsicht und Erkenntniß der Mittel, die Uebelstände zu heben. Der Zopf der Schreibstubenherrschaft hing noch lange am Rücken weit herunter, und auch die Kommunal-, Kreis- und Provinzialbehörden bedurften noch geraumer Zeit, um den Akten- und Perrückenstaub vollständig von sich zu schütteln.

Noth des Lehrerstandes. Das Vorhandensein der geschilderten Zustände macht die Noth des Lehrerstandes erklärlich. Nicht gering war die Zahl der Lehrer, deren Baareinnahme nicht über zwanzig Thaler als Jahresgehalt hinausging. Die Wohnung genügte kaum den allerbescheidensten Ansprüchen; zur Wohnstelle gehörte ein kleines Stück Gartenland. Der Lehrer erhielt seinen Mittagstisch der Reihe nach bei den Bauernfamilien und, falls er sich in Besitz einer Kuh zu setzen wußte, Weide und Winterfutter für dieselbe. Nach aktenmäßiger Angabe gab es im Jahre 1821 im preußischen Staate noch 323 Landschullehrer, die weniger als zehn Thaler, 857, die zwischen zehn und zwanzig, und 2287, die zwischen zwanzig und vierzig Thaler Gehalt bezogen. Da geschah es denn nicht selten, daß der Lehrer, um sich vor äußerster Noth zu schützen, Tagelöhnerarbeit verrichten mußte. Selbst bei den damaligen überaus mäßigen Lebensmittelpreisen und als nachher ein Gehalt von 250 Thaler schon als eine ansehnliche Besoldung erschien, vermochte der Lehrer mit dem lange zutreffenden Durchschnittsgehalt von 120 Thaler kaum die nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu bestreiten. — Eine Besserung auf diesem Gebiete ist nur sehr langsam eingetreten, erst in den letztvergangenen beiden Jahrzehnten ist manches in der Sache geschehen, eine gründliche Besserung harrt noch der Ausführung. Der leiblichen Noth entsprach die geistige. Diese zu allererst zu heben wurden neue Seminare gegründet, bestehende erweitert, berühmten Förderern der Pestalozzi'schen Unterrichtsweise, unter denen in erster Reihe A. Diesterweg zu nennen ist, einflußreiche Wirkungskreise eröffnet. Um die Pflege und Hebung des Schulwesens machte sich besonders der Minister von Altenstein verdient. Preußen ward — von den Einen im lobenden, von den Andern im tadelnden Sinne — „das Land der Schulen und der Kasernen" genannt: die Folgezeit sollte darthun, wie weit der preußischen Verwaltung Lob oder Tadel gebühre.



Adolph Diesterweg.



Postchaise im Winterschnee.

Das Reisen vor fünfzig Jahren.

Hört Ihr das Mark und Bein durchdringende Signal der Eisenbahn? — Vor fünfzig Jahren wäre in einem kleinen Landstädtchen auf solch einen schrillen Pfiff die ganze ehrsame Insassenschaft zusammengelaufen! Noch hatte Niemand eine Vorstellung davon, daß sich der Dampf als machtvollstes Zugmittel zur Beförderung ganzer Wagenreihen verwenden lassen, daß diese seine Anwendung einen ununterbrochen sich steigernden Personen- und Güterverkehr zur Folge haben werde, daß hierdurch alltäglich Hunderttausende von Menschen aus allen Theilen unseres Erdballs zusammengeführt werden würden. — Mit Recht gilt die Lokomotive als ein Wahrzeichen der Gegenwart.

Welcher Unterschied zwischen dem Reisen jetzt und damals, zwischen Einrichtung und Leistungsfähigkeit der Verkehrs- und Beförderungsmittel unserer Zeit und derjenigen im ersten Drittel, ja fast in der ganzen ersten Hälfte unseres Jahrhunderts! Waren doch letztere in den ersten Jahrzehnten in dem Grade ungenügend, daß beispielsweise einmal der berühmte Staatsmann von Schön, als er noch Kammerassessor war, zehn Tage brauchte, um von Königsberg nach Berlin zu gelangen, wiewol ihm gestattet war, sich königlicher Vorspannpferde zu bedienen; — heute braucht der Reisende zur Zurücklegung desselben Weges im Kurierzug der Ostbahn kaum ebenso viele Stunden.

Freilich gab es damals der regelmäßig Reisenden nicht entfernt so viele wie gegenwärtig. Das weniger rege und rastlose Geschäftsleben jener Zeit stellte an die öffentlichen Verkehrseinrichtungen bei Weitem nicht die Anforderungen, welche heute oft über die schon erreichten großartigen Leistungen hinaus an dieselben gestellt werden, und weniger nothwendige

Reisen oder gar eine Besuchsreise nach einem entfernteren Orte konnte sich nur derjenige gestatten, der über viel Zeit und viel Geld zu verfügen hatte; denn das Reisen war damals im Vergleich zu den Kosten des Lebensunterhaltes unverhältnißmäßig theuer, selbst wenn der Reisende, auf die allerdings viel bequemere und schnellere Beförderung durch Extrapost verzichtend, sich dazu entschloß, all' den Beschwerden und Unannehmlichkeiten einer Reise in der gewöhnlichen Fahrpost sich auszusetzen. So wird es erklärlich, wenn damals das Extrapost-Reisen gewissermaßen zu einem Vorrecht, ja zu einem Erkennungszeichen der Reichen und Vornehmen wurde. „Ich will keine Eisenbahn in meinem Lande haben", äußerte gegen Ende der dreißiger Jahren König Ernst August von Hannover, als man bei ihm um Genehmigung zum Bau einer solchen nachsuchte, „ich will nicht, daß jeder Schuster und Schneider so rasch reisen kann wie ich!" In der That haben die Eisenbahnen zur Verbreitung menschlichen Fortschreitens und darauf gerichteter Ideen und Wünsche mehr beigetragen als alle Agitationen und Umtriebe der Heißsporne der Civilisation der Neuzeit.

Freilich ist seitdem, und gerade zumeist durch die Eisenbahnen, das Reisen im Allgemeinen zu einem recht nüchternen und farblosen Bilde verblichen.

Vor fünfzig Jahren, in der Periode der Extraposten, reiste der Glückliche, dem seine Mittel solches erlaubten, am liebsten mit „eigenem Geschirr" oder mit „unterlegten" Postpferden. Die große Mehrzahl der Reisenden aber sah sich, wenn der Weg für Schusters Rappen zu lang und zu beschwerlich war, oder wenn eine passende „Reisegelegenheit" sich nicht darbieten wollte, auf das Fortkommen in dem schwerfälligen Postwagen angewiesen. Da galt es denn, darauf gefaßt zu sein, tagelang eingepfercht zwischen vielleicht widerwärtigen Personen sitzen zu müssen — mußte man doch froh sein, wenn man überhaupt weiter befördert wurde! Häufig genug, namentlich zur Zeit der großen Messen, waren alle Plätze tagelang vorher schon belegt, und nicht immer vermochte es dann die Postverwaltung, die nöthige Zahl von sogenannten „Beichaisen" und den dazu gehörigen Gespannen zu stellen, um alle sich Meldenden zu befördern. Da hieß es denn oft mehrere Tage warten, wenn nicht etwa eine sogenannte „Retour" in den Einkehrhäusern der Frachtfuhrleute ausfindig zu machen war, oder wenn nicht, was gewiß nur in seltenen Fällen zutraf, der Baarbestand im Geldbeutel des ungeduldigen Reisenden ausreichte zur Beschaffung einer Extrapost.

In der Jugendzeit unserer Großväter galt eine Reise, zumal nach einem entfernteren Orte, noch für ein Unternehmen, das vorher reiflich überlegt sein wollte. Veranlaßte doch schon eine Fahrt nach der nächsten Großstadt oder einem nur wenige Meilen entfernten Orte Bedenken und tagelange Vorbereitungen.

Selten würdigt der Mensch, was ihm mühelos überkommen ist! Noch heute hört man über unnöthige Belästigung des reisenden Publikums durch Polizei- und Steuerbehörden klagen, und doch, wie ruhig und unbehelligt vermag man jetzt zu reisen im Vergleich zu jener Zeit, in welcher die Polizei in jedem paß- und ausweislosen Fremden einen Uebelthäter, wol gar einen politischen Verbrecher zu wittern nur zu geneigt war, als noch jeder der 36 deutschen Groß- und Kleinstaaten durch Schlagbaum und Grenzwächter sich gegen den anderen absperrte und, je kleiner sein Territorium, um so strenger und eifriger die Polizeigewalt darin handhabte. Welche Schererei und Zeitversäumniß verursachte nicht schon die Erlangung eines Passes, ohne welchen sich Niemand auf die Reise zu begeben wagte. Doch ward letzteres nicht so schwer empfunden, denn man kannte noch nicht die Losung: Zeit ist Geld! Mochte man nun mit „eigener Equipage" reisen oder eine „Reisegelegenheit" benutzen: der Zurüstungen gab's kein Ende. In dem Wagenkasten durfte zureichender Mundvorrath nicht fehlen, in den Seitentaschen nicht das geladene Terzerol, eben so wenig Stahl, Feuerstein und Zündschwamm (die uns jetzt unentbehrlich scheinenden Streichhölzer kamen erst im dritten und vierten Jahrzehnt allgemeiner in Gebrauch) und die nöthigen Beleuchtungsgegenstände. Denn mit der Sicherheit der Landstraßen war es nicht immer gut bestellt, wie aus dem Untersuchungsprozeß gegen den sogenannten „Postgrafen" zu ersehen, der

Anfangs der zwanziger Jahre längere Zeit von sich reden machte und manchen Postwagen, manche Extrapostkutsche ausrauben konnte, ehe man des verschmitzten Gauners habhaft ward — Auch war es bei Extrapostfahrten rathsam, mittels Laufzettel dafür zu sorgen, daß in den Ausspannorten die benöthigte Anzahl von Pferden in Bereitschaft gehalten ward, da ein unfreiwilliger Aufenthalt in den meist nichts weniger als eleganten und behaglichen Warteräumen der Posthalterei wahrlich nicht zu den Annehmlichkeiten der Reise zählte.

Noch in den dreißiger Jahren boten die Landstraßen, vornehmlich im westlichen Deutschland, ein viel bunteres, lebensvolleres Bild als heute. Die Blütezeit des Frachtfuhrwesens und des Extrapost-Reisens englischer Vornehmer war noch nicht vorüber. An den Schritt vor Schritt ihres Weges ziehenden Karavanen in der Regel vier- und sechsspänniger,



Halt des Frachtwagens.

nicht selten aber auch acht-, ja zehnspänniger Frachtwagen mit ihren derben, blinkend aufgeputzten Gäulen vorbei jagten hin und wieder sogar Vorreiter in prächtigen Livreen, die zwei-, vier-, ja sechsspännigen herrschaftlichen oder hochfürstlichen Equipagen, welche Mylord und dessen Familie und Dienerschaft aus England dem Rhein, der Schweiz oder Italien zuführten, gefolgt von meist übermäßig bepackten Reisekutschen, vorüber am gemächlich dahintrabenden Stellwagen oder Omnibus und den Chaisen der Lohnrößler, vorbei an den zum nächsten Markte fahrenden bäuerlichen Rüstwagen mit ländlichen Erzeugnissen, den bescheiden von Hunden gezogenen Milchwägelchen und den noch bescheidener von Menschenhand fortbewegten Schubkarren.

Der deutsche Frachtfuhrmann, auch Kärrner genannt, trug den in den deutschen Landen meist wohlbekannten blauen Kittel; Gespann und Gefährt zeigten fast überall den gleichen charakteristischen Typus. Der Gastwirth, noch mehr der Hausknecht, der mit diesen Leuten auf dem besten Fuße stand, kannte ihre Gewohnheiten und Liebhabereien und wußte sie jahraus jahrein an das bekannte Quartier zu fesseln. Der Großfuhrmann fuhr übrigens nicht etwa blos von einer mittleren Stadt zur anderen, nein — wenn das Frühjahr kam, verließ er seinen Wohnort und zog mit Wagen und Geschirr hinaus ins Reich, nahm Fracht an, wo und wie sie sich ihm darbot, um, wenn er sie abgeliefert hatte, neue Ladungen

(Rückgut) anzunehmen und weiter zu führen. Erst gegen Weihnachten begab er sich, wenn es sich thun ließ, wieder auf den Heimweg.

Wir haben beim Inbetrachtziehen des Reisens in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts so manchen Schattenseiten gegenüber nur sehr wenige Lichtseiten hervorzuheben. Vom rein praktischen Gesichtspunkte aus angesehen, sind die wenigen mehr idealen Vortheile des Reisens zur Zeit der Extraposten geradezu verschwindend klein gegenüber den Mängeln, die dem damaligen Verkehrswesen in seiner Schwerfälligkeit anhafteten.



Diligence im Posthofe.

Der „Reisende" par excellence — der Handlungsreisende, die stehende Figur unserer Bahnhöfe und Hotels, konnte davon „unerhörte" Dinge berichten, wiewohl er meist mit eigenen Pferden und in eigenem Wagen fuhr. Er gehörte in den alten guten Gasthäusern zu den willkommensten Gästen, denn er brachte aus allen Richtungen her Neuigkeiten mit und wußte alle aufgegriffenen Anekdoten geschickt zu verwerthen. Wie hätte ein solcher Mann nicht den Bewohnern so manchen Landstädtchens eine willkommene Erscheinung sein sollen? Um ihn saßen beim Schoppen bis tief in die Nacht hinein lauschende Hörer und ergötzten sich an seinen Mittheilungen. Besaß er die Gabe, durch Vortragen von Schnurren und Erzählung unerhörter Vorkommnisse und Neuigkeiten ihre besondere Heiterkeit oder ihren Beifall zu erregen, so nahmen sie gelegentlich wohl selbst einen auf ihre spießbürgerliche Existenz gemünzten derben Scherz mit in den Kauf und behielten den „netten Kerl" in gutem Gedächtniß.

Gewiß giebt es heute noch viele ältere Leute, welche das Verschwinden der Gemüthlichkeit und „Poesie des Reisens" — und verschwunden ist diese — bedauern, aber nur einseitige und befangene Lobredner der „guten alten Zeit" vermögen sich der Erkenntniß

zu verschließen, daß das Verlorengegangene reichlich, ja überreichlich aufgewogen wird durch dasjenige, was in der Gegenwart auf diesem Gebiete errungen worden ist.

Das Postwesen. Die Entwickelung des Postwesens als staatliches Institut hat in Deutschland und namentlich in Preußen in vieler Hinsicht einen ganz anderen Verlauf genommen als in den Nachbarländern, indem bei uns der Staat allmählich das gesammte Postwesen, Personen-, Brief- und Packetbeförderung, in seine Hand nahm, während in anderen Staaten, beispielsweise in Frankreich, die Packetbeförderung Privatunternehmungen überlassen blieb. So unterschied man denn auch beim preußischen Postbetriebe die Brief- und Fahrposten. In früherer Zeit wurden die Briefschaften und das leichtere Gepäck in ein Felleisen verschlossen, von Postreitern, später, bis zur Einführung der Eisenbahnen, in leichten einspännigen Postwagen, sogenannten Karriolen, von Ort zu Ort gebracht, während der Personentransport sowie der Versandt von größeren Packeten und nicht pressanten Gegenständen Sache der Fahrposten blieb. Wiewol die Eisenbahnen gegenwärtig in den Hauptverkehrsgebieten den gesammten Verkehr fast ausschließlich vermitteln, bestehen daneben immer noch, vorzüglich in den von Eisenbahnstraßen und Dampfschiffahrtsrouten entfernter liegenden Orten, Fußboten-, Reit- und Karriolposten, welche letztere auch in größeren Städten mit ihren zahlreichen Postämtern zur Vermittlung des sogenannten Stadtpostverkehrs dienen. Doch hat sich der Gebrauch von Extraposten wie überhaupt die Inanspruchnahme der Post für den Personenverkehr außerordentlich verringert; nur in einzelnen weniger geschäftsreichen Gegenden, und auch hier meist nur auf kurzen Strecken, ist der Postwagen von dem Dampfroß noch nicht verdrängt worden. — Die sogenannte Estafettenpost (die Weiterbeförderung von wichtigen und eiligen Nachrichten und Briefschaften durch reitende Postillone) hat seit der Erweiterung des Telegraphennetzes, dem in neuester Zeit noch die Rohrpost und Telephonverbindungen zur Seite getreten sind, meist aufgehört.

Vor fünzig Jahren, als die Posthalterei noch ein sehr einträgliches Geschäft bildete, verlieh besonders in kleineren Orten die Stelle eines Postmeisters, Posthalters oder Postverwalters ein gewisses Ansehen. Der Gerichts- oder Amtsvorsteher, der Geistliche und sein Vikarius, der Arzt und der Apotheker, der Postmeister und der Obersteuerbeamte, der Bürgermeister und erste Senator zählten zu den Honoratioren des Ortes. Das Post- oder Waldhorn, so recht eigentlich das Merkmal des fahrenden und reitenden Postpersonals, war überall gern gesehen und gehört und gilt bis zur Stunde zu den willkommenen Tageserscheinungen. Vor fünfzig Jahren aber gehörte der Postillon, „der Schwager", zu den populärsten Figuren, und erst nach ihm rangirte in der Volksgunst der „Kondukteur" oder „Wagenmeister". — Zu bemerken ist noch, daß die allbekannte orangene Postfarbe, das „Postgelb", zuerst unter König Friedrich I. aufkam, indem derselbe aus besonderer Vorliebe für seine oranische Erbschaft zunächst an den Uniformen der Postbeamten orangefarbene Aufschläge anbringen ließ; später erhielt das gesammte Betriebsmaterial der Post die gleiche Farbe.

Der besonderen Verdienste des Generalpostmeisters von Nagler um die Entwickelung des preußischen Postwesens wurde bereits an früherer Stelle gedacht. Erst unter ihm nahm dasselbe, nachdem es gegenüber dem Postwesen anderer Länder, namentlich Englands, lange Zeit weit zurückgeblieben war, einen gedeihlichen Aufschwung, und dieser ist dann auch nach der gänzlichen Umgestaltung des Postverkehrs durch die später an geeigneter Stelle zu besprechende Einführung der Eisenbahnen ein stetiger gewesen. Heute aber ist es ein unbestrittener Ruhm der preußischen Postverwaltung, in Bezug auf Zweckmäßigkeit ihrer Einrichtungen und Schnelligkeit und Sicherheit des Verkehrs das irgend Mögliche zu leisten. Selbst über die Grenzen des eigenen Landes hinaus hat sie im Laufe des letzten Jahrzehnts ihre Fürsorge erstreckt; die Begründung des Weltpostvereins mit seinen außerordentlichen Erleichterungen für den schriftlichen und telegraphischen Verkehr verdanken wir in erster Linie dem unermüdlichen Streben der Männer, welche zur Zeit an der Spitze unserer Postverwaltung stehen.



Bundestagspalais mit dem Blick auf das Eschenheimer Thor.

Beginn der Reaktion.

Die Friedenshoffnungen, welche die Fürsten und Völker Europas erfüllten, als mit dem Falle Napoleons der verheerende Kampf beendigt war, welcher seit mehr als zwei Jahrzehnten mit nur kurzen Unterbrechungen das europäische Festland, kaum einen einzigen Staat desselben verschonend, durchtost hatte, gingen nur zum Theil in Erfüllung. Den Frieden zwar, sogar einen recht langen Frieden, hat das Jahr 1815 den Staaten Europas gebracht, aber nur den ohnehin schon durch die allgemeine Erschöpfung bedingten Frieden nach außen, den Frieden innerhalb der europäischen Staatenfamilie, nicht den Frieden in den einzelnen zu derselben gehörenden Staaten. Mit Aufbietung der letzten Kräfte und unter unerhörten Opfern hatten die verbündeten Nationen Frankreich überwunden, indeß nur den in Napoleon verkörperten Auswüchsen der französischen Revolution, nicht den Grundsätzen derselben hatte nach der Auffassung der kämpfenden Völker, weniger freilich ihrer Fürsten, der Kampf gegolten. Die Kaiserin Katharina von Rußland hatte beim Ausbruch der französischen Revolution den Ausspruch gethan, das einzige Mittel, die Ausbreitung der Grundsätze derselben zu verhindern und bürgerlichen Unruhen innerhalb der einzelnen Staaten vorzubeugen, sei, die Völker mit Krieg zu beschäftigen und durch Erregung der nationalen Leidenschaften die socialen zurückzudrängen. Das Mittel, theils mit Absicht und Bewußtsein, theils unter dem Druck der nachfolgenden Ereignisse unfreiwillig in Anwendung gebracht, hatte sich in der That bewährt, jedoch dies galt nur für

eine gewisse Zeit. Ein zwanzigjähriger Kampf hatte alle Kräfte an Gut und Blut erschöpft, und nun folgte demselben mit seinem aufregenden Wechsel von Glück und Unglück, von Sieg und Niederlage eine lange Periode der Ruhe nach außen, während welcher die vom Kampfslärm nur zeitweilig übertäubten socialen Leidenschaften mit um so größerer Stärke wieder erwachten, weil die Völker im Verlaufe des glücklich beendeten Krieges mehr oder minder zum Bewußtsein der ihnen innewohnenden Kraft gelangt waren und durch die dargebrachten Opfer ein begründetes Recht auf die Befriedigung ihrer Wünsche erlangt zu haben glaubten. Diese Wünsche steigerten sich in dem Maße, als nach dem Friedensschluß auf Seiten der meisten Regierungen das Bestreben zu Tage trat, die Regungen des erwachten Volksgeistes nach Möglichkeit einzudämmen und die Unterthanen, die man in der Stunde der Noth mit glänzendem Erfolge zu thätiger Selbsthilfe aufgerufen hatte, wieder in die unselbständige Stellung zurückzudrängen, die sie nach der Anschauung namentlich der am starren Absolutismus festhaltenden österreichischen Regierung und ihres Hauptvertreters, des Fürsten Metternich, in einem wohlgeleiteten Staatswesen einnehmen mußten.

Die aufgenöthigte Ruhe und Unthätigkeit wurde namentlich von der in den Stürmen der Revolutionskriege herangewachsenen Jugend drückend empfunden; jedes diese Ruhe und Unthätigkeit unterbrechende Ereigniß, vielleicht selbst einen neuen auswärtigen Krieg, hätte man in diesen Kreisen mit Freuden willkommen geheißen. Aber infolge der schweren Opfer, welche der kaum beendete Kampf gefordert hatte, waren die Nationen sozusagen an den Frieden gebunden: alle Staaten und deren Regierer hatten während der Dauer dieses opferreichen Kampfes soviel gelitten, daß sie den Frieden um jeden Preis zu erhalten bestrebt waren. Doch die von der französischen Revolution ausgehende und in dem nachfolgenden Ringen genährte Bewegung war zu stark, zu nachhaltig, um trotz aller darauf hinzielenden Bemühungen der Regierungen wieder einzuschlummern, und der Thatendrang der erregten Jugend wandte sich deshalb, da er zu seiner Entfaltung nach außen hin keine Gelegenheit fand, dem inneren Staatsleben zu. Die äußere Freiheit war errungen und zur Zeit von Feinden nicht bedroht, daher suchte man in dem Kampfe um die innere Freiheit, um die Erringung von wohlverdienten und versprochenen, aber hier aus übergroßer Vorsicht und Bedenklichkeit, dort geradezu aus absolutistischen Gelüsten vorenthaltenen Volksrechten die Befriedigung des Ehrgeizes, oder besser, man ließ sich von der hohen und aufrichtigen Begeisterung für das zu Erringende um so leichter — freilich oft zu ungestüm und allzuweit — hinreißen, weil damit zugleich die Aussicht auf Befriedigung des jugendlichen Ehrgeizes sich darbot.

Ehe noch in den nachfolgenden Jahren die Schwarzseherei und Demagogenriecherei in Deutschland wie eine böse Krankheit den Staatskörper ergriff, hatte sich der schon genannte Minister Ludwig's XVIII., Fürst Talleyrand, über die Zustände in unserem Vaterlande ausgesprochen, insbesondere auf die mannichfachen Gährungsstoffe hingewiesen, welche sich, wie er wähnte, bereits nach allen Seiten hin verbreitet haben sollten. Schon Mitte Oktober 1814 schrieb er an König Ludwig XVIII.: „Nicht wie bei uns in Frankreich vor fünfundzwanzig Jahren beherrscht hier der Jacobinismus die mittleren und unteren Klassen, sondern er hat sich der höchsten Kreise und des Reichsadels bemächtigt. Diejenigen, welche durch die Auflösung des Reichs und infolge der Rheinbundakte sich von Herrschern zur Klasse von Unterthanen herabgedrückt sahen, ertragen mit Verdruß die Herrschaft Derjenigen, die noch vor Kurzem in Wirklichkeit oder doch ihrer Meinung nach Ihresgleichen waren. Auch sie sind Unzufriedene und möchten eine Ordnung umstürzen, die ihren Stolz empört; sie hätten nichts dagegen, alle einzelnen Regierungen durch eine einzige ersetzt zu sehen. Mit ihnen im Bunde befinden sich die Gelehrten der Universitäten und die von ihren Theorien erfüllte Jugend; sie sind es ganz besonders, welche die Kleinstaaterei für die Urheberin aller der Leiden halten, welche sich über Deutschland ergossen haben, für die Urheberin aller Kriege, deren beständiger Schauplatz dieses Land geworden ist.

Die Einheit Deutschlands ist ihr Ruf, ihr Glaube, ihre Religion — ein fanatisches Verlangen, das selbst einige der noch gegenwärtig regierenden Fürsten ergriffen hat. Diese Einheit aber, von der ja Frankreich nichts zu befürchten hätte, wenn ihm das linke Rheinufer und Belgien gehörte, würde gegenwärtig die bedenklichsten Folgen für Frankreich haben" u. s. w.

Wenn auch nicht alle die hier zusammengedrängten Befürchtungen allseitig auf Wahrheit beruhen, so viel scheint jedoch gewiß, daß über die Grenzen Deutschlands hinaus sich Besorgnisse geltend machten, Deutschland könnte Erschütterungen entgegengehen, wenn etwa die bisher nur örtlich gährenden Elemente in Fluß gerathen und in Bewegung gesetzt werden und die Verschmelzung mit anderen Interessen anstreben sollten. „Wer kann wissen", fragten sich die damaligen Gewalthaber, „wo der einmal gegebene Anstoß innehalten wird?" — Und so kam es denn, daß die Bewegung, von der Deutschland in der That sich mehrfach ergriffen zeigte, nach mehr als einer Seite hin auch außerhalb Deutschlands für eine durchaus nicht unbedenkliche angesehen wurde.

Nachdem wir dies vorausgeschickt haben, halten wir es für unerläßlich, zur besseren Klarlegung des Nachfolgenden noch einige Worte über das Wesen und wenig ruhmreiche Wirken und Vollbringen des deutschen Bundestags folgen zu lassen. Ein freundliches Bild ist es — leider! — nicht, das wir unsern Lesern vorzuführen haben.

Der Bundestag zu Frankfurt a. M. Im Sommer des Jahres 1816 hatte in dem in der Eschenheimer Gasse zu Frankfurt a. M. gelegenen Palaste des Fürsten von Thurn und Taxis, der vormaligen Residenz des Fürst Primas, der Abgesandte Oesterreichs, Graf Buol-Schauenstein, sich niedergelassen. Ihm war der ständige Vorsitz am Bundestage übertragen, und es sollten nun in einem Saale des von da ab „Bundespalais" genannten Gebäudes die Sitzungen der Staatenvertreter Deutschlands abgehalten werden.

Schon aus dieser ersichtlichen Bevorzugung des österreichischen Gesandten glaubten die Frankfurter den Schluß ziehen zu dürfen, daß Oesterreich wieder obenan stehe. Die es wohl meinten mit der Wiederaufrichtung Deutschlands, hatten leider nur zu recht, als sie klagten, Preußen habe sich nur deshalb aufgeopfert, damit Metternich um so bequemer die Früchte so riesiger Anstrengungen zu Gunsten des Absolutismus — zunächst für Oesterreich — pflücke! Da durfte sich denn Niemand verwundern, wenn Graf Buol-Schauenstein selbstbewußt, der preußische Gesandte von der Golz dagegen, von der preußischen Regierung nicht mit dem wünschenswerthen Nachdruck unterstützt und zudem durch körperliche Leiden in seiner Arbeitsfreudigkeit und Energie beeinträchtigt, finster und verdrießlich dareinschaute.

Mit Recht nennt Heinr. v. Treitschke die deutsche Bundesakte „die unwürdigste Verfassung, welche je einem großen Kulturvolke von einheimischen Herrschern auferlegt wurde". Von Kaiser und Reich sang und sprach das Volk; bei der Nennung des Deutschen Bundes hat niemals ein deutsches Herz höher geschlagen. Die wichtigsten Bestimmungen der Bundesakte, deren Inhalt jedem deutschen Patrioten das oben erwähnte Urtheil gerechtfertigt erscheinen lassen muß, sind dem Leser bekannt; hier haben wir noch Einiges nachzutragen.

Die Bundesversammlung oder der weitere Rath sollte zusammentreten, wenn es sich um Abänderung oder Erweiterung der Verfassung und Grundgesetze des Bundes, um organische Bundeseinrichtungen handelte. Oesterreich und die fünf Königreiche hatten „im Plenum" je vier Stimmen, Baden, Kurhessen, Großherzogthum Hessen, Holstein und Luxemburg je drei, Braunschweig, Mecklenburg-Schwerin und Nassau je zwei, die übrigen Staaten je eine Stimme; im Ganzen waren es 69 Virilstimmen, d. h. einzelnen Stimmführern zustehende Stimmen. — Der engere Rath bereitete die der Entscheidung des Plenums zu unterbreitenden Gesetzentwürfe vor; von ihm wurden auch die eigentlichen Bundesregierungsgeschäfte besorgt. Von den 17 Stimmen, die hier entschieden, besaßen Oesterreich und die fünf Königreiche, Baden, die beiden Hessen, Dänemark wegen Holstein und die Niederlande wegen Luxemburg je eine, also zusammen 11 Virilstimmen, während die übrigen Bundesstaaten zu Kurialstimmen, d. h. in Gruppen von zwei bis sechs Staaten,

die je eine Stimme hatten, vereinigt wurden. In der engeren Versammlung entschied die einfache Stimmenmehrheit; in der weiteren mußte, wollte die Mehrheit sich geltend machen, dieselbe über mindestens zwei Drittel der Stimmen verfügen können. In beiden war jedoch volle Einstimmigkeit nöthig, wenn es sich um Annahme oder Veränderung von Grundgesetzen, um organische Bundeseinrichtungen, um die Rechte einzelner Staaten (in ihrer Eigenschaft als selbständige Bundesmitglieder) oder endlich um Religionsangelegenheiten handelte. —

Diese letztere Bestimmung war die unheilvollste von allen, denn sie erschwerte jede gründliche Ausbesserung am Bau des Deutschen Bundes, ja machte sie fast unmöglich. Es war mit derselben dem Deutschen Bunde das berüchtigte Veto des polnischen Reichstages eingeimpft worden. Oesterreich und die kleineren vier Königreiche, von denen feststand, daß vorzugsweise sie sich den Einheitsideen Preußens entgegenstemmen würden, hatten es in der Macht, jeden von Berlin ausgehenden Verbesserungsantrag sofort — es gehörte nur ein einziges „Nein" dazu — zu Falle zu bringen.

Im Sinne des eigentlichen Zweckes des Bundes, welcher die Erhaltung der äußeren wie inneren Sicherheit Deutschlands zur gemeinschaftlichen Hauptaufgabe erhob, waren selbstverständlich untersagt alle einseitigen Unterhandlungen mit Reichsfeinden sowie Bündnisse, die das Vaterland gefährdeten.

Enthielt auch die Bundesakte manche zweckmäßige Artikel, so war dagegen, wie aus Obigem erhellt, dafür gesorgt, daß dieselben gar nicht zur Anwendung gelangen oder doch eine solche Auslegung erfahren konnten, daß ein Berufen auf sie wenig Erfolg versprach. Dahin gehörte jene Reihenfolge besonderer Bestimmungen in Bezug auf Errichtung landständischer Verfassungen in sämmtlichen Bundesstaaten (Art. 13 u. fg.) und die schon oben angezogene Zusicherung, gemäß welcher die Verschiedenheit der christlichen Religionsbekenntnisse einen Unterschied im Genusse der bürgerlichen und politischen Rechte nicht nach sich ziehen sollte. Mehr noch den Charakter der Verheißungen trugen die Artikel, welche den Unterthanen der deutschen Bundesstaaten jene Grundrechte zusicherten, die sich auf Freizügigkeit, Preßfreiheit und freie Schiffahrt auf den deutschen Strömen bezogen (Art. 18).

„Es entstand", sagt A. F. H. Schumann, „statt eines Bundesstaates der Deutsche Staatenbund. Nicht allein eine schwache, sondern eine sehr schlimme Seite bildeten in dieser Urkunde die Art. 10, 13 und 18. Indem nämlich der erste derselben lautete: „Das erste Geschäft der Bundesversammlung nach ihrer Eröffnung wird die Abfassung der Grundsätze des Bundes und dessen organischer Einrichtungen in Beziehung auf auswärtige und innere Verhältnisse sein", wird das eigentliche Grundgesetz selbst, das Jedermann erwartete, und nach welchem das Vaterland leben, wachsen, groß und gewaltig werden sollte, erst wieder in Aussicht gestellt! — Statt des wirklichen Grundgesetzes erhielt man eine kraft- und saftlose Verweisung auf die Zukunft. Man war also nicht weiter als im Anfange — das Grundgesetz wird demnächst kommen! — Die Hoffnung dazu war sehr gering. Deutschland hatte seine bewährtesten Männer nach Wien geschickt; diese hatten getagt, gesucht, gestritten und — im Grunde — nichts erreicht. War viel Aussicht da, daß weitere Versuche im Kreise der Bundesversammlung, die sich voraussichtlich dem in Wien gewonnenen Muster anschließen mußte, besser ausfallen könnten? Eine Menge der begründetsten Hoffnungen der Deutschen schwebten fortan nur in der Luft an dünnen Fädchen, die dann auch fast sämmtlich von den Stürmen der folgenden Jahre zerrissen wurden."

Hören wir, wie der alte Patriot Stein über das Verfassungswerk urtheilte. „Jedermann", sagte er in einer dem Kaiser Alexander überreichten Denkschrift, „der sein Vaterland liebt und dessen Glück und Ruhm wünscht, ist berufen, zu untersuchen, ob der Inhalt dieser Urkunde der Erwartung der Nation entspricht .... Unsere Gesetzgeber haben an Stelle des alten Deutschen Reiches mit einem Haupte, mit gesetzgebender Versammlung, Gerichtshöfen — einer innern Einrichtung, die ein Ganzes bildete — einen Deutschen Bund gesetzt, ohne Haupt, ohne Gerichtshöfe, schwach verbunden zur gemeinsamen

Vertheidigung. Die Rechte des Einzelnen sind durch nichts gesichert, als durch die unbestimmte Erklärung, „daß es Landstände geben solle“, ohne daß etwas über deren Befugnisse festgestellt ist, und durch eine Reihe Grundsätze über die Rechte jedes Deutschen — worunter man die Habeascorpusakte, die Abschaffung der Leibeigenschaft (sie bestand noch in Mecklenburg) ausgelassen — welche durch keine schützenden Einrichtungen verbürgt werden.“

Freilich darf man die Verhältnisse, wie sie damals lagen, nicht außer Acht lassen. Die alte Selbstsucht der großen und kleinen Staatenlenker ließ ein Aufgeben der erlangten Souveränität zu Gunsten eines machtvollen Deutschen Reiches unter einem fürstlichen Oberhaupte nicht zu. Nur die Verbindung der deutschen Einzelstaaten zur Erhaltung des innern Friedens und womöglich zur Fernhaltung der allerschlimmsten Gegensätze ließ sich erreichen. Daher waren übertriebene Erwartungen von der politischen Wirksamkeit des Bundes von vornherein nicht am rechten Platze. In solchem Sinne trägt auch weniger die Bundesverfassung Schuld, wenn weitgehende Hoffnungen, geknüpft an die Leistungen einer deutschen Centralgewalt, unerfüllt blieben, als vielmehr die eigenartige Entwicklung sowie die geographisch-politischen Verhältnisse der deutschen Staaten zu einander, die im Hinblick auf so außerordentlich verschiedene Machtabstufungen und die noch mannichfacheren Ansprüche unlösbare Schwierigkeiten darboten.

Am meisten hat der obersten Centralbehörde ihre Machtlosigkeit, die nachmals meist für üblen Willen ausgelegt ward, geschadet. Bei selbst mäßigen Ansprüchen an seine Leistungskraft hat der Bundestag nicht einmal den Angehörigen der deutschen Staaten den nöthigen Schutz im Auslande zu gewähren vermocht; er hat sich ferner als unfähig erwiesen, die Einrichtung eines mit zureichenden Befugnissen ausgestatteten Bundesgerichtshofes und die Einsetzung einer mit *faktischer Exekutive* ausgerüsteten Centralgewalt für die Zeiten der Gefahr in den vielen Jahren seines Bestehens zu Stande zu bringen. Nicht minder berüchtigt ward weiterhin der schleppende Gang aller Verhandlungen infolge der langwierigen Instruktionseinholung, eines oft in Anwendung gebrachten Behelfes, um mißliebige Anträge im Sande verlaufen zu lassen.

Unter solchen Umständen mußten sich auch wohlgemeinte Bestimmungen der Bundesakte zur Sicherung der Interessen Deutschlands als ohnmächtig oder unzureichend erweisen, sobald die Selbstsucht der Bundesmitglieder, vornehmlich der Eigennutz jener Nachbarn ins Spiel kam, welche — als Inhaber ehemaliger Reichsgebiete — nur gezwungen dem Bunde angehörten. Als beispielsweise der König der Niederlande zu Gunsten seiner Holländer die Schiffahrt auf dem Rheine erschwerte, ja dessen Mündung zum Schaden der deutschen Schiffer verschloß, als vor vier Jahrzehnten der König von Dänemark anfing, gegen deutsche Sprache und Sitte in den Elbherzogthümern zu Felde zu ziehen — da verfuhren beide Monarchen unzweifelhaft wie Reichsfeinde — und dennoch! — erst im Sturmgebrause bewegter Zeiten raffte man sich vorübergehend auf und ließ den Dänen durch Exekutionstruppen an seine Pflichten erinnern! — Aber befriedigende Ergebnisse führte auch diese äußerste Kraftanstrengung nicht herbei.

Wenn Stein darüber grollte, daß den vom deutschen Volke gebrachten Opfern nur mit „Vertröstungen auf die Zukunft“ begegnet worden sei, so überkam auch viele andere patriotisch gesinnte Männer das gleiche Gefühl bitterer Enttäuschung. Mit den später noch entschiedener hervortretenden volksfeindlichen Regierungsgrundsätzen durchaus nicht einverstanden, verlieh Stein seinem Verdrusse bei verschiedenen Gelegenheiten energischen Ausdruck. Daher kam es, daß der edle Reichsfreiherr die ihm gebührende Stellung im Staatsdienste nicht fand, sondern daß er, wie schon erwähnt, verstimmt den Rest seiner Tage auf seinen Gütern in Nassau und Westfalen verbrachte.

Reaktion und Verfolgungszeit. Der Unhold des Rückschritts hatte seine „dunkelmitternächtigen Schwingen“ immer weiter über Deutschland ausbreiten können! Fortgesetzten

Zuflüsterungen gelang es, das Gemüth des Königs Friedrich Wilhelm III., das seit dem Jahre 1806 von so vielen und schweren Erschütterungen heimgesucht worden war, mit der Besorgniß zu erfüllen, es glimme unter der Asche, und der revolutionäre Brand, der in Frankreich nur mühsam gedämpft worden sei, könne leicht auch in Deutschland ausbrechen. Ja, wie wir aus Metternich's Memoiren wissen, sprach dieser dem Könige gegenüber die Befürchtung aus, daß auf den deutschen Universitäten, vornehmlich auf den preußischen, das Volk geradezu zur Revolution erzogen werde. Dem Unwesen der damals schon hervorgetretenen deutschen „Burschenschaft“ könne daher gar nicht rasch genug gesteuert, dem Unfug des Turnwesens nicht entschieden genug ein Ende gemacht werden. Daraus erwuchs nun des Königs Zögern in Bezug auf Verwirklichung der vor dem Kriege gemachten Verheißungen. Natürliche Folge war, daß jetzt wirklich Unzufriedenheit im Volke entstand, und daß die übereifrige Staatspolizei, welche sich bemühte, wohlberechtigte nationale Wünsche niederzuhalten, schließlich auch das Hervortreten unberechtigter Bestrebungen zu denunziren hatte. Diejenigen preußischen Adelshäupter, eine zahlreiche, dem immer schwächer werdenden Ministerium gegenüber an Macht und Geltung stetig gewinnende Hofpartei und eine Zahl von hochgestellten, einflußreichen Beamten, denen schon die Reformen Stein's ein Greuel gewesen waren, fanden nunmehr ihre besten Verbündeten in der Staatskanzlei zu Wien. Die Feinde der Volksfreiheit in und außerhalb Berlins gewannen rasch Fühlung mit einander. Die durch Stein und Hardenberg zeitweilig in den Hintergrund gedrängten Verehrer bureaukratischer Allmacht durften sich in der trüben Bundestagsluft wieder eifrig regen, und so bildete sich in aller Stille eine vielvermögende Rückschrittspartei, welche dem Könige durch ihre Helfer und Helfershelfer ununterbrochen und von den verschiedensten Seiten ausgehend Eindrücke beizubringen wußte, die der Fortentwicklung des Staatswesens im freiheitlichen Sinne nur ungünstig sein konnten.

Zugleich wurde Bedacht darauf genommen, auf Erstarkung des Absolutismus durch Benutzung der Presse hinzuwirken. Friedrich von Ancillon gab eine Schrift über Souveränität und Staatsverfassung heraus, in der er die Forderungen des Volkes als unberechtigt abwies, die Rechte der alten Stände vertheidigte und es als Pflicht und Recht des Herrschers hinstellte, das Volk nach eigenem bestem Ermessen, bei Leibe aber nicht nach einem Pflichten und Rechte begrenzenden Statut, also nach einer Verfassung, zu regieren. Ancillon, der als Prediger und Gelehrter zu Ruf gelangt war, wußte als Erzieher des Kronprinzen seinen Einfluß geltend zu machen. Welcher Art die Eindrücke waren, die seine staatsrechtlichen Darlegungen auf den Letzteren hervorbrachten, sollte die Folgezeit lehren. —

Eine Schrift viel üblerer Art noch, die den Titel „Ueber politische Vereine“ führte, gab der Geheimrath Schmalz heraus. Sie griff in gehässigster Weise die freisinnige patriotische Partei an, behauptete, inmitten derselben sei ein geheimer politischer Bund, der sich auch „Deutscher Bund“ nenne, entstanden, welcher den Zweck verfolge, Throne und Altäre zu stürzen. Die Gesinnungen der edelsten Männer verdächtigend, hieß es in derselben: „Wie vormals die Jacobiner die Menschheit, so spiegeln diese Tugendbündler die Deutschheit vor, um uns der Eide vergessen zu machen, wodurch wir Jeder seinem Fürsten verantwortlich sind. Wenn Jahrtausende aus den Deutschen nicht ein Volk machen konnten, wenn von jeher Sachsen und Reich, Welfen und Waiblinger, Union und Ligue Deutschland zerrissen, so oft solche Art von Einheit zwischen Deutschen versucht worden, so ist doch Geschichte und Pflicht von ihnen gleich gering geachtet worden. Deutschland wird groß und herrlich aufblühen, wenn die Fürsten es echt deutsch mit dem Deutschen Bunde meinen, als mit einer heiligen Eidgenossenschaft, wozu gemeinsames Interesse sie wirklich verbindet. Aber jene Menschen wollen durch den Krieg Deutscher gegen Deutsche Deutschland Eintracht bringen, durch bittern gegenseitigen Haß Einheit der Regierung gründen und durch Mord und Plünderung altdeutsche Zucht und Redlichkeit vermehren.“ — Es sei, hieß es weiter, eine Verblendung, von Führern des Volkes zu reden und zu

behaupten, diese hätten die Volksbegeisterung geweckt. Vielmehr verhalte sich die Sache so, daß das Volk nur dem Befehle seines Königs Gehorsam geleistet habe und zu den Waffen geeilt sei, gerade so, wie man bei Feuerlärm aus Bürgerpflicht zum Löschen der Feuersbrunst eile, weshalb denn auch alle die sogenannten volksthümlichen Gesetze und Freiheitsverheißungen aus den letzten Jahren unverbindlich seien und in ihrer Ausführung und Erfüllung sogar das Staatswohl schädigen würden.

Das war eine Schrift nach dem Herzen der reaktionären Partei, und der Herr Geheimrath Schmalz ward mit Beifallsbezeigungen überschüttet.

Der „Deutsche Bund", von dem Schmalz im Eingange seiner Schrift spricht, war selbstverständlich etwas Anderes als die von den deutschen Fürsten unter gleichem Namen geschlossene Verbindung: es war ein geheimer Verein, der vor der Zeit des Krieges entstanden, bei Ausbruch desselben aber von seinen Begründern als aufgelöst erklärt worden war. Schmalz behauptete nun, wie wir sehen, dieser geheime Bund bestehe noch fort, und seine Tendenz gehe dahin, Throne und Altäre zu zerstören.

Ein Gleiches war schon vor dem Auftreten des Geheimrathes Schmalz von dem Hofrath Janke auf Weisung des Staatsrathes von Bülow, in dessen Bureau Jener arbeitete, behauptet worden. Janke hatte in einer Abhandlung ein Schreckbild von diesem Bunde aufgestellt, und es war den Feinden des Volkes gelungen, diese Abhandlung in die Hände des Königs zu spielen. Mit welchen Empfindungen der König die Janke'schen „Enthüllungen" gelesen haben mag, läßt sich ermessen, wenn man erwägt, daß der Verfasser sich darin u. A. zu folgender Behauptung verstieg: „Der Mitglieder des Bundes Zweck war, im Stillen eine Macht gegen Frankreich zu bilden. Mit der Zeit jedoch bildete sich unter ihnen die Idee der Begründung einer Republik aus, in welcher Freiheit und Gleichheit herrschen und „wahre Rechtswohlfahrt" befördert werden sollte. Menschen aus allen Ständen und Verhältnissen wurden aufgenommen. Jeder gehörte nach der Aufnahme der jungen Republik als freier Bürger an, Eidgenosse genannt." — So der von Bülow instruirte Hofrath. —

„Meine Zeit in Unruhe!" — Wer diesen Weheruf des Königs, insofern er sich auch auf die Zeit nach dem Kriege bezog, zumeist verschuldete, das kann heut keinem ruhigen Beurtheiler jener Zustände zweifelhaft sein. Der König, von früher Zeit an unter dem Eindrucke stehend, daß die politische Bewegung, die in Frankreich ihren Anfang genommen hatte, allem monarchischen Wesen feindlich sei, mußte sich entsetzen ob solcher Enthüllungen, die für wahr zu halten er von dem Polizeiminister von Wittgenstein mit Eifer und Geschick vorbereitet ward. Die Schlange Revolution, lange verkörpert in der Gestalt Napoleon, hatte ihm des Leides so viel zugefügt, und nachdem nun dem Ungethüm das Haupt abgeschlagen war, vermeinte er sie zischeln zu hören im eigenen Lande, und es gelang das böse Werk, in ihm den schmerzlichen Glauben zu erwecken, daß viele der Streiter von 1813 bis 1815, namentlich viele der „Rufer zum Streit", im Grunde genommen nicht für, sondern gegen seinen Thron gekämpft und gewirkt hätten, für dessen Beseitigung die Zeit nach erlangtem Frieden in Aussicht genommen sei! —

Ja, die Schlange zischelte im Lande, und sie war dem Könige näher, als er es vermuthete; sie trieb ihr Wesen in jener heuchlerischen Partei, die die Rolle des Warners spielte, um — für sich Vortheile einzuheimsen. Wahrlich, es gehörte auch vielfach zum Schicksal des Königs Friedrich Wilhelm, „bedient von Sklaven zu sein". Diese Sklaven des Eigennutzes schonten weder das Herz eines von Hause aus so redlichen Königs, noch hatten sie Achtung vor den edelsten berechtigten Empfindungen, Wünschen und Erwartungen eines braven Volkes, das kurz zuvor thatsächlich seine Liebe und Treue dem Könige in so großartiger Weise dargethan hatte.

Die reaktionäre Partei war inzwischen bemüht, dem Pamphlet des Geheimrathes Schmalz die größtmögliche Verbreitung zu geben. Es geschah dies durch Einsendung

von Recensionen an Zeitungen, durch die zugleich neue Beschuldigungen gegen die freisinnige Partei ausgesprochen wurden. So hieß es in der „Spener'schen Zeitung": „Nie haben wenige Blätter wol so wichtige und große Wahrheiten enthalten, wie diese Bemerkungen über die immer und immer sichtbaren Spuren politischer Vereine in Deutschland und das Hochgefährliche und Hochschädliche ihrer Tendenz, die Systeme der Regierung zu leiten und die Staatspest demagogischer Grundsätze über Deutschland zu verbreiten. — Sehr richtig setzten, als im sechzehnten Jahrhundert gleich neuerungs- und revolutionssüchtige Menschen ohne Vaterland und Herd politische Vereine stifteten, Kaiser und Reich durch die Reichs-Exekutions-Ordnung fest, daß diese Menschen, oder, wie sie in den Reichsakten genannt werden, „dieses Gesindel und Vergabderer", sofort zur Haft gebracht und gestraft werden sollten, und daß die Reichsstände diese Vergabderungen, „ehe solches Feuer überhand nehme, ihres besten Vermögens abwenden, trennen und fürkommen sollten". Es scheint beinahe, als wollten unsere politischen Vereine wegen dieses Gesetzes noch in der zehnten Generation an den deutschen Fürsten sich rächen."

So ward das System der Verdächtigungen schamlos erdacht und fortgesetzt und die Beamtenwelt aufgestachelt, mit dem Auge des Mißtrauens umherzuschauen.

Die deutschen Bundesbrüder. Wie verhielt sich aber in Wirklichkeit die Sache mit dem geheimen „Deutschen Bunde"? Der als pädagogischer Schriftsteller weit bekannte Wilh. Harnisch, welcher Mitglied des Bundes war, erzählt in einer nach seinem 1865 erfolgten Tode veröffentlichten Schrift Folgendes über seine Entstehung: „Im Sommer 1810 fesselte ein Nervenfieber Jahn an das Krankenbett. Die Genesung schritt langsam vor, und in dieser stillen Zeit entwickelte er den Freunden, die ihn besuchten, den Gedanken, daß man sich im Geheimen gegen die Feinde des Vaterlandes, die Franzosen und deren Anhänger, zusammenthun und mit vereinter Kraft die Mittel zur Bekämpfung derselben herbeischaffen, namentlich aber die Jugend zum Befreiungswerke heranbilden müsse. Allmählich brachte er diese Gedanken zu Papier und las sie Vertrauten vor. Dieselben standen längst schon in Vieler Herzen, aber jetzt bekamen die Vielen einen gemeinschaftlichen Halt, und jeder suchte den Gedanken in die That umzusetzen. Es bildete sich eine große Fechtbodengesellschaft, welcher Leute aus höheren Ständen, Kaufleute, Künstler, Beamte, Lehrer und Offiziere, angehörten, und die nicht blos Uebung in den Waffen im Auge hatten. Im Frühling 1811 eröffnete Jahn seine Turnanstalt in der Hasenhaide bei Berlin und zu gleicher Zeit ein Schwimminstitut am Unterbaum. Schon vorher aber waren seine engeren Freunde zu der geheimen Gesellschaft zusammengetreten, zu der ihm die Idee auf dem Krankenbette gekommen war. An einem Herbstabend 1810 stand in später Stunde ein Kreis von Männern unter hohen dunklen Bäumen in abgelegener Gegend auf den Höhen bei Berlin, weihte sich im Andenken an frühere Vaterlandsfreunde, die Gut und Blut ihrem Volke und dessen Herrschern gewidmet hatten, der Befreiung des Vaterlandes vom französischen Joche und schlossen so einen „Deutschen Bund". — Nur Haß gegen die Franzosen und ihre Anhänger, wie der Entschluß, Alles für das Vaterland zu thun, vereinigte Alle. Bei dem Gedanken an die Einheit Deutschlands ist es damals Niemand von uns in den Sinn gekommen, an eine Republik oder eine verwandte Staatsform zu denken." Harnisch erzählt darauf noch, daß viele Mitglieder des Deutschen Bundes in die Lützow'sche Freischar eingetreten seien.

Hören wir noch zwei Aussagen über den Deutschen Bund, die (später) vor Gericht durch Eide erhärtet wurden. Der Chef des Generalstabes Graf v. d. Gröben sagte (im Februar 1820) aus: „Im Jahre 1811 machte mich ein junger Offizier mit dem damaligen Lehrer Friesen bekannt, den ich gleich auf den ersten Blick liebgewann. Nachdem wir uns über die Noth der damaligen Zeit ausgesprochen, fragte mich Friesen, ob ich über das, was er mir jetzt mittheilen werde, schweigen würde? Ich gab darauf mein Wort. Hierauf machte er mir bekannt, daß er sich mit einigen Anderen verbunden habe, unter

allen Bedingungen, selbst für den Fall, daß Preußen das unglückliche Schicksal von Spanien erleiden sollte (Entfernung des Königs und des Hohenzollernschen Hauses durch Napoleon), mit Liebe und Treue an dem Könige festzuhalten und Leib und Leben daran zu setzen, das Joch der Franzosen abzuschütteln; daß man aber bis zu jenem Punkte unserer Selbsterhebung Alles anwenden wolle, um das Vertrauen auf die wohlbekannten, im Stillen getroffenen weisen Maßregeln unserer Regierung, welches allerdings seit den unglücklichen Jahren 1806 und 1807 sehr gesunken wäre, durch besonnene, aufmunternde Reden wieder zu beleben, die nicht geübten gebildeten Stände in den Waffen zu üben; daß man aber deshalb über dieses Vernehmen zu ihrem Zusammentritt ein unbedingtes Stillschweigen beobachten müsse, weil die Schritte eines jeden braven Mannes von französischen Spionen beobachtet würden. — Gegen diesen mir vorgelegten Zweck und die einfachen, unschuldigen Mittel konnte ich nicht das Allergeringste einwenden, ja ich freute mich sogar, das wieder zu finden, was ich selbst gefühlt und in mir beschlossen hatte." — Und die gerichtliche Aussage des Hauptmanns der Landwehr Professors Turte lautet: „Ich erinnere mich noch genau, daß in den letzten Tagen vor der Abreise zum Heere, ich glaube am 11. Februar 1813, in Friesen's Zimmer Jahn sagte: „Nun lebt wohl! es ist jetzt Alles aus, thue Jeder seine Schuldigkeit, unser Gelübde ist abgethan!" —



Jahn, Luden, Oken. Zeichnung von L. Burger.

So war die Verbindung geartet, die Schmalz als vaterlandsverrätherisch denunzirte. Treffliche Männer, unter ihnen Schleiermacher, Koppe, F. Rühs, L. Wieland, Krug, erhoben sich, um die Verleumdung zurückzuweisen. Nachdem Schleiermacher in einer Gegenschrift mit den Waffen des Spottes den Denunzianten verdientermaßen gezüchtigt, wendet er sich mit Ernst der Gesammtlage zu, rückweisend auf die Erhabenheit der Zeit, die man eben durchlebt, erinnernd an die Hingabe, in der von Fürst und Volk gewetteifert worden sei, und vergleicht damit das herzlose, verachtungswürdige Gebahren der heuchlerischen Partei, die sich nun hervorgewagt und Unkraut unter den Weizen gesäet habe, um für sich Vortheile zu ernten. „Der König erklärte seine und seines Volkes Sache für Eins und unzertrennlich, und wer hat es nicht gefühlt, daß sie mehr gewesen ist als die flüchtige Aufregung eines erhöhten Augenblicks, deren man sich bald schämt, wenn Ruhe und Besonnenheit zurückkehren! Nach der Rückkehr des so lang Entbehrten wie herzlich Ersehnten soll das Erste, was ihm entgegenkommt, nun jenes Argwohn erregende Natterngezisch sein, und mit höllischer Kunst soll ein verdunkelnder Flor gebreitet werden über

die allgemeine Freude? Statt der herzlichen, im Gefühle großer Thaten und einer großen Zeit innigen Freudigkeit, womit er das große Werk anheben wollte, alle Theile seines Reiches inniger zu verschmelzen, unbeschadet ihrer Eigenthümlichkeit sie mit einem noch kräftigeren, lebendigeren Gefühl der großen Einheit zu beglücken, statt dessen soll das theure Haupt des Königs umwölkt werden durch geheime nagende Sorgen, ob seine großen und weisen Absichten nicht selbstsüchtige und zerstörungssüchtige Feinde haben in seinem Volke? . . . Wir haben in zwei Kriegen dem französischen konskribirten, korrumpirten, knechtischen Kaiserheer ein Heer gegenübergestellt, aus dem Kerne des Volkes gebildet und dessen Tugend und Kraft darstellend, ein Heer, das größtentheils neu und ungeübt, aber wie Minerva aus Jupiters Haupt hervorsprang, ein Heer, das durch Muth, Gehorsam und Zucht sich und das Volk ehrte. Dieses Heer kehrt nun zurück und denkt sich zu freuen der vaterländischen Fluren, der heimischen Liebe und Treue, und das Erste, was es vernimmt, sind Schimpfreden auf das Volk, mit welchem es sich so innig und Eins fühlt!"

Die Schmalzgesellen. So ward des Königs Herz von Mißtrauen und Unwillen gegen seine treuesten Anhänger erfüllt; der Denunziant Schmalz war als einer der Treuesten der Treuen dargestellt worden, der, da er um seiner loyalen Gesinnung willen von den Rottengeistern die boshaftesten Schmähungen zu erdulden habe, durch ein Zeichen der königlichen Huld belohnt zu werden verdiene! — Diese Huld sprach sich denn auch alsbald in der Gestalt eines Ordens aus, den der König dem Geheimrath Schmalz verlieh.

Das war für die freisinnige Partei ein nur zu deutlich redendes Zeichen, daß ihre Gegner sich des Herzens des Königs bemächtigt hatten. Die Patrioten sahen die gute vaterländische Sache auf dem Spiele stehen, und Hardenberg ward von Stein, Humboldt und Anderen beschworen, doch noch in der letzten Stunde Alles daran zu setzen, die Partei, der jenes Werk gelungen, wieder zurückzudrängen. Aber dazu besaß Hardenberg die Kraft nicht mehr, ja, er erhob sich nicht einmal zu einem ernsten Versuche. Es handelte sich um eine hehre Sache, um das Recht und den Frieden eines edlen Volkes, um den Frieden eines edelgesinnten Monarchen, um Wahrung der heiligen Bande, die Thron und Volk umschlungen hielten. Alle hehren vaterländischen Güter aber standen dem Kanzler minder hoch als das Verlangen, seinen Posten zu behalten. Er hielt dafür, daß ihm nichts übrig bleibe, als mit der reaktionären Partei stillschweigend Frieden zu schließen.

Wie anders würde in seiner Stellung ein Mann von echter Königstreue gehandelt haben! Wahrlich, an dem Unglück, das für König und Volk im Anzuge war, trägt außer jener Partei und der feindlichen Partei im Auslande Fürst Hardenberg die größte Schuld. Er hoffte seine Feinde zu versöhnen — sie wurden nur noch kühner und begannen zu erwägen, wie lange ihm noch Frist zu stellen sei. — „Hardenberg hat", äußerte damals Hannes, „eine Schlappe hingenommen, nun wird man ihm eine nach der andern bieten, und er wird eine nach der andern hinnehmen. Um jeden Preis hätte er diesen Streich auf die Gegner zurückschleudern müssen; er wird es bitter bereuen, dies versäumt zu haben!" —

Gegen die „Schmalzgesellen", wie man den Geheimrath Schmalz und seinen Anhang nannte, spann der Kampf sich fort in der Presse. Wie es von Schleiermacher geschehen war, wurden auch von anderen Personen eindringliche Worte gesprochen. Es sei hier an das bekannte Wort Blücher's erinnert: „Der Staat hat keine bessere Konstitution als ich: im Kriege sind wir frisch und gesund, aber im Frieden werden wir lahm." — Die reaktionäre Partei begann zu fürchten, die Weiterführung des Streites möchte, falls ihn etwa der König Schritt für Schritt verfolge, ihrer gewonnenen Geltung Abbruch thun. Dies führte zu dem Entschluß, die Gegner mundtodt zu machen.

In den Polizeiberichten ward nun dem Könige gesagt, daß der antimonarchische Geist, den der treugesinnte Geheimrath Schmalz als solchen gekennzeichnet habe, in Schriften aller Art sein Wesen treibe, daß er den beregten Gegenstand benutze, für seine Sache Propaganda zu machen, und daß die wachsende Agitation in sich erweiternden Kreisen

aufs Aeußerste schädlich wirke. Das Nähere über die Schliche und Wege, die eingeschlagen wurden, den König auch für den neuen Plan zu gewinnen, ist verhüllt geblieben, das Ergebniß jedoch, zu dem die Verleumder es brachten, sagt mehr als Alles. Dieses Ergebniß war eine Kabinets-Ordre (6. Januar 1816), die jede Fortführung des Streites in Druckschriften über den von Schmalz behandelten Gegenstand (politische Vereine) bei Geld-, resp. Gefängnißstrafe untersagte. — Auch der im Sinne des edelsten Patriotismus wirkende, von Görres herausgegebene „Rheinische Merkur" war auf die Liste der Blätter gestellt, die zu beseitigen seien. Zwar nur mit der Feder, aber doch auch, ähnlich wie Fichte, Schleiermacher, Arndt u. A. unter schweren Gefahren, da auch er längere Zeit für den Korsen erreichbar gewesen war, hatte Görres für Preußen und gegen Frankreich gekämpft, und nun er nichts mehr und nichts weniger wollte, als was kurze Zeit vorher verheißen worden war, ward er, wie es anderen redlichen Patrioten geschah, von den Rückschrittsleuten als revolutionärer Brandstifter verdächtigt. Die Censurbestimmungen bestanden noch; aber in der Zeit, in der die Presse dazu gedient hatte, die Volksbegeisterung zu schüren, waren jene Bestimmungen als nicht vorhanden betrachtet worden.

Jetzt nun ward verlangt, dem „Merkur" den Zaum der Censur anzulegen. Görres rechnete darauf, daß Hardenberg, der ihm die besten Zusagen gemacht hatte, ihn schützen werde. Wie mußte es ihn nun mit Staunen und Erbitterung erfüllen, als sein Blatt auf Weisung von Berlin unter strenge Censur gestellt und ihm bedeutet wurde, daß für den Fall der Fortführung desselben in dem bisherigen Geiste seine gänzliche Unterdrückung in Aussicht genommen sei. Für Görres stand damit zugleich die Stelle des Direktors des öffentlichen Unterrichts in der Rheinprovinz auf dem Spiele. Aber durch Lug und Trug wollte er weder die Fortdauer des Blattes sichern, noch sich im Amte erhalten. Er schrieb in unveränderter Weise weiter, und die Folge war, daß der „Merkur" wirklich unterdrückt wurde. Dreimal rief er in Eingaben Hardenberg um Abhülfe an. Dieser fand jedoch, daß er zur Zeit Besseres zu thun habe, als einem tüchtigen und redlichen Patrioten, dessen Wirken er gebilligt hatte, beizustehen, daher auf jene Rufe eine Antwort von ihm nicht erfolgte. Statt, wie auf der Wiener Konferenz zugesagt worden war, „die Presse auf freisinniger Grundlage zu regeln", griff man zu den verhaßtesten Bestimmungen der Censur zurück. Es geschahen nun arge Dinge. Selbst ein Blücher blieb nicht unbehelligt. So ward u. A. in Berlin der Druck eines von Brentano zu Ehren Blücher's verfaßten Gedichtes von dem Staatsrath Ancillon um deswillen untersagt, weil es auf die Melodie „Heil dir im Siegerkranz" gesungen werden sollte, „welche Melodie nur für den König und das königliche Haus bestimmt sei." — Dieser Vorgang gab in greller Weise Kunde von dem in der reaktionären Partei mächtig gewordenen Hasse gegen einen Mann, den man für einen Hauptvertreter der freisinnigen Partei ansah. Auch einem solchen Gebaren gegenüber schwieg Hardenberg.



Friedrich von Ancillon.

Hatte man bisher in liberalen Kreisen an dem guten Willen des Königs, sein gegebenes Wort einzulösen und eine zeitgemäße Verfassung zu verleihen, nicht gezweifelt, vielmehr die Schuld an der bisherigen Verzögerung einzig und allein den Umtrieben der bitter gehaßten Rückschrittspartei beigemessen, so wurden nach den letzterwähnten Vorgängen,

die ja allerdings ganz dazu angethan waren, solche Meinungen zu erwecken, zahlreiche Stimmen laut, welche den König als mit jener Partei im vollständigen Einvernehmen stehend bezeichneten. Freilich mit Unrecht. Man muß allerdings zugeben, daß der König allem Verfassungswesen durchaus nicht sympathisch gegenüberstand. Um dies zu verstehen, wolle man Folgendes in Betracht ziehen. Wol auf keinem Gebiete der Geschichtsschreibung ist schwerer gesündigt worden, als auf dem der Beurtheilung fürstlicher Personen. Fürsten sind in den Augen Vieler gefeiete Personen, denen man mit Tadel um Leibes- und Lebenswillen nicht nahetreten darf. Bei Beurtheilern solcher Art versteht es sich von selbst, daß in einem Konflikt zwischen Fürst und Volk das Volk im Unrechte ist. Diese verkehrte Weise des Urtheils hat zu dem entgegengesetzten, eben so verkehrten Verfahren, zu dem der bedingungslosen Verherrlichung des Volkes auf Kosten der Fürsten, geführt. Festigkeit, Besonnenheit und ungetrübte Achtung vor der Wahrheit vermögen es allein, den das wogende Gebiet der Geschichte durchwandernden Beobachter auf der Bahn zu erhalten, die im Urtheil zwischen Scylla und Charybdis hindurchführt. Der Fürst ist auch nur ein Mensch; aber wenn wir um deswillen Anstand nehmen, ihn nach der in Rom erfundenen und in Byzanz vervollkommneten Methode der Vergöttlichung von vornherein heilig zu sprechen, so wollen wir uns andererseits auch hüten, ihn mit weniger Rücksicht zu beurtheilen, als dies von uns gegenüber anderen höher gestellten Menschen geschieht.

Halten wir diese Bahn bei der Beurtheilung Friedrich Wilhelm's inne, so werden wir leicht oben angegebenen Zweck bezüglich des Erkennens der Ursachen, die in ihm Abneigung gegen das Verfassungswesen erzeugt hatten, erreichen. Als Ludwig's XVI. Haupt fiel, war Friedrich Wilhelm zweiundzwanzig Jahre alt. Wir wissen, wie begeistert die französische Revolution von Anhängern der Freiheit in Deutschland begrüßt ward. Konnte sie gleiche Empfindungen in einem Prinzen, dem Erben eines absoluten Thrones, erzeugen, zumal von dem Beginn der Zeit an, in welcher die Umsturzmänner Frankreichs auch die auswärtigen Throne bedrohten und den Königsmord als Universal-Heilmittel gegen alle gesellschaftlichen Uebel empfahlen? Wahrlich, von einem Inhaber oder Erben eines absoluten Thrones Sympathien für diesen politischen Wettersturm zu verlangen, wäre eine Unbilligkeit gröbster Art. Die Bewegung bedrohte, bezüglich der fürstlichen Personen, Güter, die von jenen — in wie weit mit mehr oder minder Recht, bleibe dahingestellt — als legitimes Erbtheil mit derselben Zuversichtlichkeit betrachtet wurden, mit welcher der Bettler seinen ererbten Bettelstab als ihm von Gottes und Rechts wegen angehöriges Eigenthum ansieht. — In dem Jahrhundert vor Friedrich Wilhelm III., ja, da hatten auch absolute Herrscher mit dem revolutionären Feuer gespielt, sofern es ihnen in Theaterstücken, in staatsphilosophischen Darlegungen oder bei dem Hin und Her geistreicher Tischgespräche von ungefähr in den Wurf gekommen war. Wie anders seit der Zeit, da die Revolution von der Theaterbühne und aus dem fürstlichen Speisesaal auf die Bühne des Lebens getreten war! Seitdem war fortgesetzt ernster in Betracht gezogen worden, welche Wohlthaten das Volk der absoluten Machtfülle zu verdanken gehabt hatte; und wenn auch bei Inhabern und Erben von Thronen die Selbsttäuschung eine große Rolle spielte, ein Thron war vorhanden, an dem Freund und Feind erkennen mußte, daß von ihm seit langer Zeit fast ohne Unterbrechung eine Fülle leiblicher und geistiger Wohlthaten sich niedergesenkt hatte — der Thron der Hohenzollern, dessen Inhaber dermalen Friedrich Wilhelm III. war. — Ward dies von der Mehrheit des Volkes als gerechter Richterspruch der Geschichte angesehen — wie durfte es da verwundern, daß Friedrich Wilhelm in besonders hohem Grade unter der Macht dieses Spruches stand, daß seine Sympathieen dem absoluten Herrscherthume zugewandt blieben, und er nach erstrittenem Frieden solchen Einwirkungen sich leicht zugänglich erwies, die mit dem Schein der Berechtigung auf Abweisung der Betheiligung des Volkes an der Regierung durch verfassungsmäßige Vertretung gerichtet waren.

Antipathie gegen das Verfassungswesen. Aber seine Antipathie gegen das Verfassungswesen bestimmte den König keineswegs, seine dem Volke gegebenen Verheißungen als nicht vorhanden anzusehen; seiner schlichten, streng rechtlichen Denkungsart entsprechend, hielt er sich vielmehr nach wie vor für gebunden, jene Verheißungen zu erfüllen; nur die Entscheidung über das Maß des zu Gewährenden und über den Zeitpunkt, in welchem die Umwandlung des absolutistischen in ein konstitutionelles Regierungssystem ohne Gefährdung des Wohles des Gesammtstaates erfolgen könne, glaubte er ganz und voll seiner freien Entschließung, seiner königlichen Machtvollkommenheit vorbehalten zu müssen. In dieser Hinsicht wollte er nicht gedrängt, nicht „genirt“ sein, und wenn dies dennoch geschah, schritt er mit Strenge und oft selbst mit Härte gegen die ungestümen Dränger und ihren Anhang ein. Wie fern es dem Könige lag, die Verfassungsfrage gänzlich ruhen zu lassen, das zeigte sich offenkundig, als am 20. Mai 1817 der neugebildete Staatsrath eröffnet und aus dessen Mitte alsbald ein Ausschuß von 22 Mitgliedern zur Berathung und Bearbeitung der Verfassungsangelegenheiten gebildet wurde. Friedrich Wilhelm nahm an der Förderung dieser Angelegenheit persönlich den lebhaftesten Antheil, und auf seine Anregung hin beschloß denn auch jener Ausschuß, eine Kommission von drei Männern, Altenstein, Klewitz und Beyme, zunächst in die Provinzen zu entsenden, um sich über die alten ständischen Verfassungen zu orientiren, mit einflußreichen Männern aller Stände in Verbindung zu treten und sich mit ihnen über die Organisation und die Art und Weise der Wirksamkeit der neu zu bildenden Provinzialstände zu berathen.

Die Verfassungsfrage schien also endlich in Fluß gekommen zu sein, die Vaterlandsfreunde schauten mit neuen Hoffnungen in die Zukunft, die Rückschrittspartei schien den Boden unter den Füßen verloren zu haben. Welch ein Segen, wenn der Uebergang des absoluten Staates in den Verfassungsstaat zu jener Zeit sich voll und ganz vollzogen hätte! Wie viel des Leides wäre in diesem Falle dem wohlmeinenden Könige und mehr noch seinem Nachfolger erspart geblieben! Aber gerade in diesem scheinbar so günstigen Augenblick traten Ereignisse ein, die das bereits Gewonnene mit einem Schlage wieder in Frage stellten und die Erreichung des angestrebten Zieles in weite Ferne rückten.

Die Burschenschafter. Das, was Eingangs dieses Abschnittes von der Stimmung und den Bestrebungen der deutschen Jugend im Allgemeinen gesagt wurde, das galt vorzugsweise und vor Allem von der studirenden Jugend an den deutschen Universitäten. Die Jahre der schmachvollen Erniedrigung und die ihnen folgenden der glorreichen Erhebung Deutschlands hatten das deutsche Nationalgefühl in diesen Kreisen mächtig geweckt. Ein freies, einiges Deutschland, das schwebte den an der großen vaterländischen Vergangenheit sich begeisternden Jünglingen als das mit allen Mitteln zu erstrebende Ziel vor, dessen Verwirklichung nach dem großartigen Aufschwunge in den Jahren des Freiheitskampfes nicht lange mehr auf sich warten lassen könne. Wir wissen, wie herbe die mit der ganzen Glut jugendlicher Begeisterung Hoffenden enttäuscht wurden, und wie die Enttäuschung zu bitterer Verstimmung, zu düsterer und unklarer politischer Schwärmerei führte. —

Schon vor den Freiheitskriegen waren von einflußreichen Männern Versuche zu Vereinigungen der Studirenden zu sogenannten „Burschenschaften“ gemacht worden, deren Aufgabe es sein sollte, im Gegensatze zu dem rohen Treiben der damals in ihrer Blüte stehenden und in Spiel und wüsten Gelagen ihre Befriedigung suchenden Landsmannschaften deutsche Gesinnung zu pflegen und sittlichen Ernst zu erwecken. Wie hehr standen jenen Landsmannschaften die neugestifteten Burschenschaften gegenüber, die von der heiligen Lohe der Vaterlandsliebe durchglüht waren! Die Burschenschaften, Verbrüderungen deutscher Studenten aus allen deutschen Staaten, gaben der beweglichen, unternehmungslustigen und thatkräftigen Jugend das, was ihr nicht fehlen darf, wenn sie gedeihen soll: hohe wissenschaftliche und sittliche Ziele. Fleiß, um dem Vaterlande durch Kenntnisse zu nützen, und reiner Wandel gehörten zu den ersten Pflichten der Mitgliedschaft. Der Wahlspruch der Verbindung lautete:

„Gott, Freiheit, Ehre, Vaterland!" Aeußere Erkennungszeichen waren: der deutsche Rock und ein Band mit den Farben Roth, Schwarz, Gold. Wäre nicht durch die oben geschilderten reaktionären Kreise Verleumdung ausgesäet, Mißtrauen und Verfeindung erregt worden, hätte man den Burschenschaften in den Häuptern der freisinnigen Partei Fries, Oken, Luden, Kieser 2c. ihre natürlichen Führer belassen, so möchte das jugendliche Feuer wol in rechten Bahnen geblieben und ihm eine gesegnete Einwirkung auf das Volk gesichert gewesen sein. Als man aber jene allverehrten Lehrer und Führer der Jugend, jene wahrhaften Patrioten zu verdächtigen und zurückzusetzen begann, und als die Schatten dieser Vorgänge die Idealwelt der Jugend verfinsterten, da war es unzweifelhaft vorauszusehen, daß Ausartungen nicht ausbleiben würden.

Nachdem inzwischen die Burschenschaften an den einzelnen Universitäten fortgesetzt an Anhang und Einfluß gewonnen hatten, hielten es im Jahre 1817 die Führer derselben für zeitgemäß, die getrennten Vereinigungen zu einer großen, allgemeinen deutschen Burschenschaft zusammenzufassen und dadurch den Bestrebungen derselben noch mehr Nachdruck zu geben. Die Jenenser Burschenschaft, welche sich als die älteste des größten Ansehens erfreute, nahm die Sache in die Hand. Der 18. Oktober, der vierte Jahrestag der großen Völkerschlacht und in jenem Jahre zugleich das dreihundertjährige Jubelfest der Reformation, wurde zu diesem Zweck ausersehen. Die Doppelfeier der Befreiung von inneren und äußeren Banden sollte verschönert werden „durch die erste freudige und freundschaftliche Zusammenkunft deutscher Burschen", die eben eine feste und innige Verbindung aller Burschenschaften zu gemeinsamem Streben anzubahnen bestimmt war. Demgemäß erging von Jena aus an alle protestantischen Universitäten und vor Allem an die an denselben studirenden Burschenschafter die Aufforderung, an der auf althistorischem Boden, auf der Wartburg, abzuhaltenden Feier des 18. Oktober Theil zu nehmen. Fast alle folgten dem Ruf und entsandten eine größere oder kleinere Anzahl von Kommilitonen, um sie bei der Feier zu vertreten, zu der sich denn auch in der That an 500 Studenten, der Mehrzahl nach natürlich Jenenser, an dem gedachten Tage auf der Wartburg vereinigten; außerdem waren auch eine Zahl älterer Freunde der studirenden Jugend der an sie ergangenen Einladung gefolgt.

Das Fest trug von vornherein einen ernsten religiösen Charakter, und wenn ja hier und da dem Unmuth über die Vereitelung so vieler schöner Hoffnungen in jugendlichem Feuer ein allzu heftiger Ausdruck gegeben wurde, so ließen es Universitätslehrer, die sich an dem Feste betheiligten, an Mahnungen zur Besonnenheit nicht fehlen. „Bewahrt euch vor dem Wahne", sagte Professor Oken in einer Ansprache, „als wäret ihr es, auf denen Deutschlands Sein, Dauer und Ehre beruht. Deutschland beruht auf sich selbst, auf dem Ganzen. Jede Menschenklasse ist ein Glied an dem Leibe, der Staat heißt, zu dessen Erhaltung Jeder blos so viel beiträgt, als ihm sein Standort gestattet. Ihr habt nicht zu überlegen, was im Staat geschehen oder nicht geschehen soll; nur das geziemt euch zu überlegen, wie ihr einst im Staate handeln sollt und wie ihr euch würdig dazu vorbereitet!"

Aber der junge Wein schäumte über. — Gegen den Geheimen Rath Schmalz, der sich durch seine oben geschilderten Denunziationen gründlich verhaßt gemacht hatte, und gegen seine Partisanen, die „Schmalzgesellen", hielt der Student Riemann, dessen Brust mit dem eisernen Kreuze geschmückt war, eine donnernde Rede, die mit den Worten schloß: „Verderben und Haß Allen, die in niedriger, schmuziger Selbstsucht das Gemeinwohl vergessen, die ein knechtisches Leben einem Grabe in freier Erde vorziehen, die lieber im Staube kriechen, als frei und kühn ihre Stimme erheben gegen jegliche Unbill, die, um ihre Erbärmlichkeit und Halbheit zu verbergen, unserer heiligsten Gefühle spotten, Begeisterung und vaterländischen Sinn und Sitten für leere Hirngespinnste, für überspannte Gedanken eines krankhaften Gemüths ausschreien! Ihrer sind noch Viele; möchte bald die Zeit kommen, wo wir sie nicht mehr nennen dürfen!"

Für den Abend hatte eine Zahl von Studenten eine besondere Kundgebung verabredet. Fackeln tragend begaben sie sich in einem Zuge auf den Wartberg, hier einen Kreis um einen Scheiterhaufen bildend, der in Brand gesetzt wurde. Student Maßmann, der Dichter des Liedes: „Ich hab' mich ergeben", erinnerte in einer Rede an die That Luther's vor dem Elsterthore zu Wittenberg. „Höllische Schriften habe er verbrannt — hier solle nun ein Gleiches geschehen!" — Darauf überantwortete er eine Anzahl Broschüren, unter ihnen einige von Schmalz und Janke, den Kodex der Gensdarmerie von Kamptz, die deutsche Geschichte von Kotzebue, sodann ein Werk Ancillon's über Souveränität und Staatswissenschaften den Flammen.



Zug der Turner auf die Wartburg.

Endlich wurden auch noch eine Schnürbrust, wie sie damals vielfach preußische Offiziere trugen, ein österreichischer Korporalstock und ein Haarzopf „Insignien einer sklavischen Zeit" verbrannt. Letzteres zielte auf den Kurfürsten von Hessen, von dem nicht nur alle Gesetze und Verordnungen, sondern auch die meisten der Gebräuche und Trachten der vornapoleonischen Zeit — unter letzteren auch die Tracht des Haarzopfes — wieder eingeführt worden waren. Der Angriff auf den Hessenfürsten würde nicht viel zu besagen gehabt haben, denn sein unwürdiges Gebaren nach der Rückkehr in sein Land hatte ihn zum Gegenstande allgemeinster Mißachtung gemacht; aber es waren von den Festtheilnehmern die Regierungen der beiden mächtigsten Staaten Deutschlands verhöhnt worden, es war durch die Nachahmung der Verbrennung der päpstlichen Bulle zu erkennen gegeben, daß man gewillt sei, den Kampf gegen den Absolutismus aufzunehmen. Ancillon gehörte zu den Verfemten, und der einflußreiche Mann, dessen Schrift mit den Worten:

„Fröhne du fortan dem Fürsten der Hölle!“ nun ins Feuer geschleudert wurde, war früher der Erzieher des Kronprinzen gewesen und zur Zeit dessen vertrauter Freund. Dies Verfahren gegen Ancillon, dessen Grundanschauungen er theilte, war vielleicht die erste empfindliche Kränkung, die der Kronprinz aus dem Lager der liberalen Partei empfing.

Das Theatralische und Aufregende der ganzen Scene befriedigte natürlich die jungen Brauseköpfe in hohem Grade — an das unheilvolle Nachspiel, welches nach Lage der Dinge kommen mußte, dachten die Wenigsten. — Trotz Alledem aber bot das Wartburgfest im Ganzen wenig von dem bedrohlichen Charakter, den später die berüchtigte Untersuchungs-Kommission in der Absicht auswitterte, für die Verirrungen einiger übersprudelnder Köpfe die Blüte der gesammten studirenden Jugend büßen zu lassen.

Einer der bereits früher Verfolgten, Professor Görres, hatte Jahr und Tag vorher schon eindringlich gemahnt, sich ja zu hüten, etwas erst hervorzurufen, was man irrthümlicher Weise als bereits vorhanden ausgebe: demagogisches Wesen! — Jetzt war es da! —

Es begannen sich nunmehr, da infolge jener Vorfälle bei der Wartburgfeier alsbald mit Maßregelungen und strenger polizeilicher Beaufsichtigung gegen die Burschenschafter wie überhaupt gegen die ihres ungebundenen Tones wegen den meisten Regierungen, dem Könige Friedrich Wilhelm sogar persönlich mißliebigen Studenten vorgegangen wurde, innerhalb dieser Kreise Geheimbünde zu bilden....

Noch vor dem Wartburgfeste war von dem in Jena weilenden russischen Staatsrathe Stourdza im Auftrage des Kaisers Alexander eine Schrift herausgegeben worden, worin er, der Fremdling, in der Weise des Geheimrath Schmalz die berechtigten Wünsche und Bestrebungen der deutschen Patrioten als Ausgeburten revolutionärer Gesinnung dargestellt hatte. Jenenser Studenten sandten ihm Forderungen zu, worauf er kläglich betheuerte: „er habe die Schrift auf Befehl Alexander's gedacht, geschrieben und ausgeführt, woraus sich ergebe, daß er nicht der eigentliche Verfasser derselben sei.“ —

Man ließ den erbärmlichen Gesellen laufen, dagegen richtete sich der ganze Ingrimm auf den deutschen Schriftsteller August von Kotzebue, der in seinem literarischen Wochenblatte Stourdza's Schmähschrift auf das deutsche Volk verherrlicht hatte, und dem zu gleicher Zeit nachgesagt ward, daß er dem Kaiser Alexander von Rußland Berichte über die politischen Verhältnisse in Deutschland einsende und dafür einen Gehalt bezöge. Einige in unrechte Hände gelangte Berichte, der Oeffentlichkeit übergeben, stellten es außer Zweifel, daß Staatsrath von Kotzebue, der in Rührstücken so eifrig die Tugend verherrlicht hatte, für Geld Schergen- und Spionirdienste zum Schaden seines eigenen Volkes verrichtete!

Zu einer der Verbindungen der Burschenschafter, welche sich die Vereinigung der „Unbedingten“ nannte, gehörte der in Jena studirende Karl Sand aus Wunsiedel, ein wackerer, sittlich unbescholtener Jüngling. Ihm erschien es zum Heile des Vaterlandes unerläßlich, den Verräthern durch ein Gericht, ausgeübt an einem der Ihrigen, ein Halt zuzurufen. Er begab sich nach Mannheim, dem damaligen Aufenthaltsorte Kotzebue's, verschaffte sich Zugang zu ihm und stieß ihm mit den Worten: „Hier, du Verräther des Vaterlandes!“ den Dolch ins Herz. Darauf brachte er sich selbst einen Stich in die Brust bei und eilte auf die Straße mit dem Rufe: „Hoch lebe mein Vaterland!“ Dann kniete er nieder und stieß sich mit den Worten: „Ich danke dir, Gott, für diesen Sieg!“ zum zweiten Male den Dolch in die Brust, ohne sich jedoch tödlich zu treffen. Im Gefängnisse geheilt, ward er — fünfviertel Jahre nach begangener That — mit dem Schwerte hingerichtet. Er starb freudigen Muthes.

Der schlimme Eindruck, den die That Sand's bei den Regierungen und in den ihnen nahestehenden Kreisen gemacht hatte, wurde noch erhöht, als kurze Zeit darauf eine zweite That ähnlicher Art die Gemüther in Aufregung versetzte, die, wenngleich mit jener nicht oder wenigstens nur sehr entfernt im Zusammenhange stehend, doch den Schein einer weitverzweigten gefährlichen Verschwörung zu erwecken nur zu geeignet war.

Von einem jungen Apotheker, **Karl Löhning**, wurde nämlich am 1. Juli 1819 in Schwalbach ein Mordversuch auf den ebenso wie Kotzebue allgemein verhaßten russischen Staatsrath **Ibell** ausgeführt. Derselbe schlug glücklicherweise fehl; Karl Löhning gab sich im Gefängniß selbst den Tod. In ganz Deutschland, auch in den freisinnigsten Kreisen, erregten die in unseliger Verblendung begangenen Thaten Sand's und Löhning's wo nicht Unwillen, so doch tiefes Bedauern. Nur ganz vereinzelt wurden Stimmen laut, wie die des Turnvaters Jahn, der dieselben, diesmal leider unter Verkennung der thatsächlichen Verhältnisse, mit den berühmtesten Freiheitsthaten der Geschichte, mit Cäsar's und Geßler's Ermordung in Vergleich stellte — der wackere Freiheitsmann hat die freimüthige Aeußerung seiner Ansicht mit schwerer Kerkerhaft büßen müssen.



Verbrennung der Schnürbrust und des Zopfes am 18. Oktober 1817.

Aber auch schon Kundgebungen wohlberechtigten Bedauerns für die beiden Unglücklichen erregten bei den Regierungen den Verdacht revolutionärer Gesinnung und führten zu Maßregelungen und Verfolgungen ihrer Urheber. Der bereits mehrfach genannte Görres, welcher den Ausspruch gethan hatte, ganz Deutschland mißbillige zwar jene Thaten, aber es billige die Motive derselben, konnte sich nur durch schleunige Flucht nach Straßburg der ihm drohenden Verhaftung entziehen; der Professor der Theologie an der Universität zu Berlin, **de Wette**, hatte einen Trostbrief an die Mutter des unglücklichen Sand geschickt: er wurde in ungnädigster Form seines Amtes entsetzt. Auch die beiden **Welcker**, Professoren in Bonn, hatten unter den aus gleichen Gründen entspringenden Verdächtigungen und Verfolgungen schwer zu leiden.

„In Berlin", erzählt **Varnhagen von Ense**, der, obgleich ein Vertrauter des Staatskanzlers Fürsten Hardenberg, selbst zeitweilig zur Untersuchung gezogen worden war,

„fühlte man sich auf unsicherem, unterhöhltem Boden; überall sah man altdeutsche Tracht, die Turner und Burschenschafter waren im ganzen Lande ausgebreitet, man wußte, daß es geheime Vereine gab, und glaubte sie mächtig und furchtbar. Was hindert, fragten die Aengstlichen, daß plötzlich hundert Mörder aufgeboten werden, sobald die geheimen Oberen den Befehl geben?" — „Doch", berichtet Varnhagen weiter, „als die Besinnung allmählich zurückkehrte, war sie begleitet von den Gefühlen des Hasses, der Rache, von dem Eifer, Alles niederzutreten, was mit solchen Thaten auch nur im Entferntesten zusammenhing."

Die Demagogenhetze. Damit begann eine traurige Zeit, die der Verfolgung der sogenannten „Demagogen". Den Regierern, vornehmlich aber den Dunkelmännern in den deutschen Landen, bangte vor demselben Geiste, der unser theures Vaterland erst wenige Jahre vorher aus den Banden der Fremdherrschaft erlöst hatte. Aber man drangsalirte nicht nur die leicht entzündbare junge Welt — bewährten, hochverdienten Männern erging es nicht besser; sie wurden den Staatenlenkern erst lästig, darauf verdächtig. Alles, was im bürgerlichen Leben, in Handel und Wandel und auf den Gebieten der wissenschaftlichen Forschung nach Freiheit verlangte, ward für gefährlich gehalten und verfemt. Auf Grund niedriger Angebereien erfolgte eine Menge Verhaftungen. Mit den Studirenden litten und duldeten Jahrzehnte lang eine große Anzahl ausgezeichneter Universitätslehrer, darunter die redlichsten und besten Männer der Wissenschaft.

„Es war ein Irrthum", äußerte der edle Schleiermacher von der Kanzel herab zu seiner Gemeinde, „als wir hofften, nach dem Frieden behaglich ausruhen zu können; jetzt ist eine Zeit gekommen, wo nicht selten sogar schuldlose Männer verfolgt werden, nicht nur um ihrer Handlungen willen, sondern auch, weil man bei ihnen böse Absichten und Entwürfe voraussetzt. Der tapfere Christ aber soll nicht müde werden und trotz Gefahr und Verfolgung der Tugend und Wahrheit treu bleiben." — Eines der am meisten bedauerten Opfer jener unheilvollen Zeit war der wackere, zuverlässige Arndt. — Sein Gönner und Freund, der Reichsfreiherr vom Stein, ließ sich, wie uns bekannt, nicht selten zu ungestümer Heftigkeit hinreißen, wenn seine großartigen Entwürfe zu Gunsten der Einheit und Größe Deutschlands unerwarteten Widerstand fanden. Da war es Arndt's Mäßigung, welcher er allein eine besänftigende Einwirkung gestattete. Und dieser besonnene Mann, im Jahre 1818 erst in einer seine Verdienste hervorhebenden Zuschrift des Staatskanzlers Hardenberg zum Professor in Bonn ernannt, ward — heut erscheint es kaum glaublich — bereits zwei Jahre später wegen seiner der Freiheit und den Rechten des Volkes zugewandten Gesinnung in Untersuchung gezogen und Jahre lang verfolgt. Mehrere Stellen im vierten Bande seines Werkes „Geist der Zeit" wurden angezogen, um die gefährliche Denkungsart des Verfassers darzuthun. Man klagte den Ehrenmann der Theilnahme an geheimen Gesellschaften an, und obgleich während einer achtzehnmonatlichen Untersuchung nicht der geringste Beweis für die erhobenen Anschuldigungen erbracht ward, blieb es doch bei seiner Entsetzung vom Amte. Mit männlicher Würde ließ der Gekränkte alle Unbill über sich ergehen; aber der Schmerz über die erzwungene Unthätigkeit in den fruchtbarsten Mannesjahren lähmte und zerbröckelte in ihm die bisher so rastlos schaffende Kraft.

Auch der treue Freund der Burschenschafter, der wackere Jahn, war den Rückschrittsmännern von jeher ein Dorn im Auge. Derselbe übte in den Jahren 1816 bis 1818 über die Herzen der Jugend eine außerordentliche Gewalt; die Studirenden sahen zu ihm empor wie zu einem Hort und Helden. Auf dem Turnplatze brach Groß und Klein in Jubel aus, sobald er nur von fern erblickt ward. Mit Andacht hingen die Knaben und Jünglinge an seinen Lippen, wenn er, an Vorgänge aus der deutschen Geschichte anknüpfend, erhebende Worte an sie richtete. Zwei Winter hindurch hielt er in Berlin Vorträge über deutsches Volksthum, die häufig durch stürmischen Beifall unterbrochen wurden. Man brachte ihm Ständchen und Lebehochs, die Universitäten Jena und Kiel ehrten ihn durch Doktordiplome,

das Ministerium unterstützte seine Bestrebungen. Angezogen durch seinen Ruf, strömten wandernde Turner — die Turnfahrten, welche gleichzeitig mit dem Turnen aufgekommen waren, standen damals in voller Blüte — von allen Enden dem Berliner Turnplatze zu. Dieses freie Gebaren der deutschen Jugend, welche ihre Kräfte fühlte und sie gebrauchen gelernt hatte, verdroß die Feinde lebensfrischer Regungen.

Aber noch größeren Anstoß nahmen die Dunkelmänner an dem Thun Jahn's und seiner Schüler, nachdem Sand seine unglückliche That vollbracht. Daran sollte der selbstständige oder — wie man damals sagte — der unbändige Geist, der sich in der deutschen Jugend rege, schuld sein und die Wurzel allen Uebels im Turnwesen stecken. Als nun im Herbst 1818 Klagen über das Treiben einiger schlesischer Turnlehrer in Berlin einliefen, hießen die Minister die Gelegenheit willkommen, und es ward das Schließen der Turnplätze und die Entfernung des einen mißliebigen Lehrers angeordnet. Die edle Turnerei mußte nun, so gut wie geächtet, aus den Schulen in einzelne Gärten und Anstalten flüchten; Turnvater Jahn aber wurde bald darauf den „gefährlichen Subjekten" beigezählt. Zwar erwiesen sich die gegen ihn gerichteten Anklagen als falsch, dennoch wurde der eine Zeit lang sogar in Ketten gelegte Volksmann erst sechs Jahre nach seiner Einkerkerung freigesprochen. Zum Genusse seiner Freiheit gelangte er dadurch freilich nicht, wol aber hatte er, wie er 1844 schmerzerfüllt klagte, hinlänglich Muße gefunden, unter der Aufsicht einer argwöhnischen Polizei „die schwere und harte Kunst zu üben, sich selbst um seine Zeit zu betrügen". Seines Lebens ist dieser getreue Vorkämpfer für Deutschlands Ehre nie wieder so recht froh geworden.

Aus jenen Zeiten schöner, aber schon in ihrer Blüte vernichteter Jugendhoffnungen stammt das so lange hochgehaltene Sinnbild deutscher Einheit, die schwarz-roth-goldene Fahne, die irrthümlicher Weise für das Banner unserer ehemaligen deutschen Kaiser galt. Ihre Farben sind aber niemals Reichsfarben gewesen. — Staatsgefährlich waren die Jugendträume, die sich an dieses Banner knüpften, durchaus nicht, so wenig wie die von Studirenden, jungen Beamten und Künstlern geschlossenen geheimen Verbindungen. Mögen auch einzelne der jungen Leute Berührungen mit liberalen Männern des nachbarlichen Frankreich nicht gemieden haben, Verbrüderte der Verschwörer im Auslande, etwa der Carbonari in Italien, waren sie sicherlich nicht; am allerwenigsten ist an eine so nahe Verbindung mit fremden Geheimbünden zu denken, um die von reaktionärer Seite mit Eifer verbreitete Behauptung als begründet erscheinen zu lassen: die jugendlichen Schwärmer trügen sich mit dem Plane, einen Zusammensturz aller staatlichen Verhältnisse herbeizuführen. Aber Fürst Metternich und seine Helfershelfer thaten, als glaubten sie an dergleichen Verdächtigungen.

Die Teplitzer Konferenzen und Karlsbader Beschlüsse. Unmittelbar nach dem Attentate Löhning's, noch im Juli des Jahres 1819, begab sich Metternich nach dem bekannten Badeort Teplitz in Böhmen, wo sich damals König Friedrich Wilhelm und zugleich mit ihm sein Staatskanzler Fürst Hardenberg zum Kurgebrauch aufhielten. Hatte schon die That Sand's bei Beiden die schwersten Bedenken und Befürchtungen für die Zukunft aufsteigen lassen, so hatte jenes zweite Attentat, das, wie gesagt, als mit dem ersten in engem Zusammenhang stehend betrachtet wurde, dieselben aufs Höchste gesteigert, und der leitende Minister Oesterreichs begegnete daher keinen Schwierigkeiten, fand vielmehr williges Gehör, als er dem König Vorschläge bezüglich eines gegen die „demagogischen Umtriebe" gerichteten gemeinsamen energischen Vorgehens von Bundes wegen unterbreitete. Zur gemeinsamen Berathung über die in diesem Sinne einzuleitenden Schritte wurden alsbald durch ein preußisch-österreichisches Einladungsschreiben die deutschen Mittelstaaten aufgefordert, eine in Karlsbad abzuhaltende Konferenz zu beschicken, die denn auch bereits im August desselben Jahres daselbst eröffnet ward. Hierbei trat nun, was den Eingeweihten schon längst kein Geheimniß mehr war, mit voller Deutlichkeit zu Tage, daß es Metternich mehr als um die Bekämpfung jener freiheitlichen Regungen in den Kreisen der deutschen Jugend um ein Einschreiten gegen die „konstitutionellen Anwandlungen" der Regierungen

der einzelnen kleinen Bundesstaaten zu thun war, indem er befürchtete, es möchte, falls die Fürsten jener Lande letzteren Verfassungen verliehen, das von ihnen gegebene „böse Beispiel“ bei den Mittelstaaten, ja wol gar in Preußen ansteckend wirken. Die an Unklarheit allerdings nichts zu wünschen übrig lassende Fassung des Artikels 10 der Bundesakte: daß alle Staaten des Bundes ständische Verfassungen erhalten sollten, mußte den Vorwand dazu bieten. Die Ministerkonferenz wurde aufgefordert, diesem Artikel, der doch nicht so ohne Weiteres gestrichen werden konnte — was Metternich freilich wol am liebsten gesehen hätte — eine authentische Auslegung zu geben. Daß diese Auslegung in streng monarchischem Sinne erfolgte, bedarf in Hinweis auf die obwaltenden Verhältnisse keiner besonderen Bekräftigung; indessen wurde darin doch nicht so viel erreicht, wie Metternich gewünscht haben mochte. Dagegen einigte sich die Konferenz über strenge, gegen die Universitäten, gegen die Presse und vor Allem gegen die sogenannten „demagogischen Umtriebe“ gerichtete Maßnahmen. Die Lehrfreiheit der Universitäten sollte wesentlich beschränkt, die Burschenschaften und zugleich die Turnvereine sollten aufgelöst, alle Universitäten von besonderen Regierungsbeamten, Kuratoren, überwacht und beaufsichtigt werden. Die kurze Zeit aufgehoben gewesene oder wenigstens sehr milde gehandhabte Censur sollte wieder eingeführt und verschärft und endlich, um der allerdings nur in der Phantasie der Herren Minister vorhandenen großen Verschwörung auf die Spur zu kommen, eine „Central-Untersuchungsbehörde“ mit dem Sitze in Mainz eingesetzt werden. — So weit die Beschlüsse der Karlsbader Konferenz, die, kaum gefaßt, von dem durch Schreckensberichte aus dem In- und Auslande eingeschüchterten und ängstlich gemachten Bundesrath alsbald bestätigt wurden und in ihrer mit sonst bei den Geschäften des Bundesrathes ungewohnter Eile betriebenen Ausführung zu jenen beklagenswerthen Vorgängen und Zuständen führten, die wir in den wesentlichsten Zügen bereits oben dem Leser vorgeführt haben.

Uebelwollende aller Schattirungen gewannen nun freie Bahn. Wer irgend einem gut angeschriebenen Herrn nicht gefiel, den brauchte man nur von einem einflußreichen Spione, deren es genug gab, verdächtigen zu lassen, und nur zu bald fand sich ein Grund, den Mißliebigen hinter Schloß und Riegel zu bringen. Die Geschichte dieser Verfolgungen, welche länger als drei Jahrzehnte — wenn auch später nicht mehr mit der alten Gehässigkeit — fortgesetzt wurden, füllt viele Seiten in den Geschichtsbüchern unseres Jahrhunderts.

Tüchtige Jünglinge in großer Zahl büßten in jahrelanger Haft die rasch zerronnenen Träume ihrer Vergangenheit und sie verloren Jugend, Gesundheit und frischen Lebensmuth. Viele wackere Männer wurden dem erwählten Berufe entrissen, gefangen gehalten, oder sie aßen landesflüchtig während eines guten Theiles ihres Lebens das bittere Brot der Verbannung. Jedes freie Wort ward verpönt, weiterhin die Censur noch mehr verschärft, die Preßfreiheit selbst da unterdrückt, wo man sie bisher noch geduldet hatte.

Die Reaktion, die in solcher Weise innerhalb der Einzelstaaten des Bundes in vollen Gang kam, suchte nun der österreichische Staatskanzler auch in die Politik des Bundes einzuführen; der Einfluß der beiden Großstaaten sollte erweitert, gewisse diesen letzteren nach der Bundesakte zustehende Befugnisse sollten beseitigt, oder doch beschränkt werden. Aber hier stieß Metternich auf unerwartete Schwierigkeiten. Zwar sah Preußen, das infolge seiner Machtstellung von den österreichischen Reaktionsgelüsten nichts zu fürchten hatte, in voller Ruhe den nach wie vor vor Allem gegen die konstitutionellen oder konstitutioneller Gesinnungen verdächtigen Regierungen gerichteten Bestrebungen Metternich's zu; allein von Seiten der Mittelstaaten erhob sich lebhafter Widerstand, der, von dem König Wilhelm von Württemberg geleitet, durch dessen nahe verwandtschaftliche Beziehungen zu dem russischen Zaren erhöhten Nachdruck erhielt; denn auch den Kaiser Alexander begann allgemach der überwiegende Einfluß des österreichischen Staatskanzlers zu beunruhigen, und er ergriff daher gern die Gelegenheit, durch einen nicht mißzuverstehenden Wink demselben zu verstehen zu geben, daß er eine ernstliche Antastung der Selbständigkeit der

deutschen Mittelstaaten nicht dulden wolle. Das Selbstgefühl der mittelstaatlichen Regierungen wurde natürlich durch die erfolgreiche Einmischung des Zaren zu ihren Gunsten beträchtlich gehoben und machte sich auf den nunmehr behufs gemeinschaftlicher Revision der Bundesverfassung anberaumten Wiener Konferenzen aufs Nachdrücklichste geltend, um so nachdrücklicher, weil die Haltung der beiden Großstaaten ihnen die dankbare Rolle als Vorkämpfer für eine freiere Gestaltung der deutschen Verhältnisse zu spielen erlaubte.



Friedrich Wilhelm III. in Berathung mit den Staatskanzlern Metternich und Hardenberg, sowie den Ministern Wittgenstein und Bernstorff. Zeichnung von Ludwig Burger.

Der Zustimmung und moralischen Unterstützung aller freisinnigen Kreise sicher, die über die ihren Bestrebungen zu Grunde liegenden partikularistischen Gelüste hinwegsahen, erschienen nun gerade die Mittel- und Kleinstaaten als die Repräsentanten des reinen Deutschland, im Gegensatz zu den mit fremden Elementen versetzten beiden Großstaaten. Wie wenig letztere Behauptung in Bezug auf Preußen der Wirklichkeit entsprach, ist bekannt.

Die Wiener Schlußakte. Unter dem 15. Mai 1820 erschien als Ergebniß der neuen Konferenzen die sogenannte Wiener Schlußakte. Die Befugnisse des Bundesrathes als Exekutivbehörde wurden, ganz nach dem Wunsche Metternich's, allerdings erheblich beschränkt, aber zugleich ward den Mittel- und selbst den Kleinstaaten die Genugthuung, daß ihre Befugnisse nicht nur aufs Neue feierlich anerkannt, sondern sogar nicht unbeträchtlich erweitert wurden. Der die Verfassungsfrage der Einzelstaaten betreffende Art. 13 der Bundesakte, der sich nicht hatte beseitigen lassen, wurde dahin erläutert, daß die zu verleihenden Verfassungen weder die Souveränität des Landesherrn antasten, noch Bestimmungen enthalten dürften, die gegen das für alle Theile verbindliche Bundesgesetz verstießen.

Das führt uns zu der preußischen Verfassungsfrage zurück, deren Entwicklung wir in dem Augenblick aus dem Auge ließen, als die Attentate Sand's und Löhning's den Verfassungsfeinden ein Agitationsmittel an die Hand gaben, wie sie es wirksamer sich kaum hätten wünschen können. In der That schien es unmittelbar nach jenen Vorfällen eine Zeit lang, als solle in jener Frage ein vollständiger Stillstand eintreten; denn die im Verfassungsausschuß sitzenden aufrichtig liberalen Männer, wie Wilhelm von Humboldt, der Kriegsminister von Boyen und der Großkanzler von Beyme, die zeitweilig nahe daran gewesen waren, die Oberhand zu gewinnen, vermochten jetzt gegen den sich überall mächtig regenden Geist des Rückschritts, weil sie an dem Staatskanzler von Hardenberg den Rückhalt verloren hatten, nicht mehr mit Erfolg anzukämpfen. Die gleichsam hinter ihrem Rücken gefaßten Karlsbader Beschlüsse verleideten ihnen vollends ihre Stellung, und müde der nutzlosen Arbeit und der Anfeindungen, welcher sie sich ausgesetzt sahen, nahmen sie mit dem Ende des Jahres 1819 ihre Entlassung. Das Schicksal der Verfassung schien damit besiegelt.

Um so mehr überraschte es daher, als durch eine offizielle Kundgebung der Ansicht entgegengetreten wurde, als sei die Aufgabe des Verfassungsausschusses überhaupt als beendigt anzusehen. Diese Kundgebung erhielt noch größeres Gewicht, als der König am 17. Januar 1820 die in späteren Jahren vielfach angezogene Verordnung ergehen ließ, daß hinfort nur mit Bewilligung der zu bildenden Reichsstände neue Staatsschulden aufgenommen werden dürften. In der That begannen denn auch von Neuem die Arbeiten des Verfassungsausschusses, an denen sich Hardenberg mit lebhaftem Eifer betheiligte. Aber die Zeit dieses Staatsmannes, der sich selbst durch seine haltlose Politik während der letztverflossenen Jahre um Ansehen und Einfluß gebracht hatte, war um; die neuen Entwürfe, die er dem Verfassungsausschuß vorlegte, erschienen der inzwischen allmächtig gewordenen Reaktionspartei als zu freisinnig, und da dieser, allerdings nicht in ihrer extremsten Richtung, auch der Kronprinz, der spätere König Friedrich Wilhelm IV., beigezählt werden durfte, hielt es nicht schwer, ihren Wünschen Geltung zu verschaffen. Unter einem geeigneten Vorwande wurde dem Staatskanzler die ganze Angelegenheit aus der Hand genommen, eine neue, wesentlich reaktionäre Verfassungskommission mit beschränkter Vollmacht — dieselbe erstreckte sich nur auf die Ausarbeitung von Entwürfen zu Provinzialverfassungen der einzelnen Provinzen — gebildet, und aus dem Schoße derselben gingen denn auch nach verhältnißmäßig kurzer Zeit die einzelnen Provinzialverfassungen hervor, mit deren im Jahre 1823 und 1824 erfolgter Verleihung die preußische Verfassungsfrage vorläufig ihren Abschluß erreichte.

Hardenberg's Tod. Fürst Hardenberg erlebte das Zustandekommen dieser Verfassungen nicht mehr; schwer verstimmt durch die erlittene Zurücksetzung und zudem mehr und mehr von körperlichen Leiden geplagt, verbrachte er die letzten freudlosen Tage seines Lebens in Genua, wo er am 26. Novbr. 1822 starb. Es liegt etwas Tragisches in dem Vorgange, daß es diesem Manne, welcher im Beginne seiner Laufbahn für sein Vaterland Großes und Unvergängliches geleistet hatte, nicht vergönnt war, in gleich ruhmvoller Weise sein Leben zu beschließen. — Dem äußeren Fall war bei dem Fürsten-Staatskanzler das Hinschwinden des sittlichen Haltes vorangegangen, den er in dem Maße verloren hatte, in welchem er in Sinnlichkeit und Genußsucht gesunken war.



Schloß Brühl bei Köln.

Die neuen Provinzen. — Die Provinzialstände und ihre Thätigkeit.

Ehe wir näher auf das Wesen und die Wirksamkeit der also zu Stande gekommenen Provinzialverfassungen eingehen, haben wir, zumal in Hinsicht auf den in Verwaltungsfragen noch heute vielfach hervorgehobenen Unterschied zwischen den alten und den sogenannten neuen Provinzen des preußischen Staates, die damals herrschenden und maßgebenden politischen und sozialen Verhältnisse der Provinzen, namentlich der neu erworbenen, in Betracht zu ziehen.

Man würde sich sehr täuschen, wenn man glauben wollte, daß die der Erhebung des deutschen Volkes auf dem Fuße folgende Erschlaffung und Versunkenheit unserer Nation einzig doch nur Folge der Unzufriedenheit über die Behandlung der Kernfragen des damaligen öffentlichen Lebens seitens der Regierung, oder Folge des Verdrusses über so manche schwer zu beseitigende Mißstände gewesen sei. Das Volk in seiner großen Mehrheit war gewiß nicht viel anders als seine Regierer: es krankte noch immer an den früheren Zuständen, die durch die Revolutionszeit und die ihr nachfolgende Napoleonische Epoche nur zum Theil hatten hinweggeräumt werden können. Noch immer bestand der Unsegen der Viel- und Kleinstaaterei und das widerwärtige Schalten des Polizeistaates; die Bevorzugung des Adels war nur auf dem Papiere beseitigt, und ebenso wurde noch immer die freie Entfaltung von Handel und Verkehr durch das Vorwalten der verderblichsten Ansichten auf diesem Gebiete gehindert und gehemmt. Freilich hatten aber alle diese Uebelstände schon seit Jahrzehnten, zum Theil seit Jahrhunderten und zwar unter stillschweigender Duldung der Staatsbürger bestanden. Andererseits befände man sich aber doch vollständig auf dem Irrwege, wenn man glauben wollte, daß der beschränkte und nur auf die nächsten häuslichen und lokalen Interessen gerichtete Blick hauptsächlich in den kleinen Staaten seinen Boden gehabt habe — eher möchte das Gegentheil der Fall sein. Gerade in den kleinen Staaten hatte die Napoleonische Gewaltherrschaft manche wohlthätige Wandlungen

zur Folge gehabt; die Geltendmachung engherziger Anschauungen, das Hegen und Pflegen kleinlicher Kirchthurmsinteressen war in den größeren deutschen Staaten zu jener Zeit kaum weniger, ja vielleicht mehr noch vorherrschend als in den kleineren. Wollen wir einem Wort des Fürsten Bismarck volle Giltigkeit zugestehen, so wäre ja nirgends der Partikularismus tiefer eingewurzelt als gerade in Preußen. Aber in den Jahren nach den Befreiungskriegen ist von den damaligen Liberalen alle Schuld an dem eingetretenen Stillstand in der Weiterentwicklung unseres nationalen Lebens auf die Regierungen gewälzt worden, deren Mitverschuldung sich freilich nicht leugnen läßt.

Stadt und Land. Das Volk in Preußen hatte sich so mannhaft und tapfer bewährt, ihm war man geneigt, das Verdienst hinsichtlich der großen Errungenschaften allein oder doch in erster Reihe zuzuschreiben. In Wirklichkeit aber stand es doch etwas anders. Allerdings zeigten sich unsere deutschen Regierungen vielfach entmuthigt, weil sie sich, unter dem Einflusse des Bundestages oder vielmehr der diesen mehr oder weniger beherrschenden deutschen Vormacht, Oesterreichs, stehend, außer Stande fühlten, das nothwendige Gute einzuführen und das Böse zu verhindern; ja sie waren selbst eine Zeit lang bereit, manche freiheitliche Zugeständnisse zu machen, und jedenfalls haben sie sich nicht erst zum konstitutionellen Prinzip bekehrt, als dies zum Losungswort der gebildeten und fortgeschritteneren Kreise geworden war, denen in erster Linie doch die Vortheile der vollzogenen großen Umwandlungen zugefallen wären. Aber gerade die einfach bürgerlichen Kreise konnten sich auf lange hinaus noch nicht von dem alten Zunftzopf und Schlendrian losreißen, und die große Menge in Stadt und Land klammerte sich krampfhaft an das Althergebrachte an — just wie die Väter. Das Volk geberdete sich noch partikularistischer als die Regierungen, und wenn es angegangen wäre, würde jeder Einzelne, um einen treffenden Ausdruck Karl Braun's zu gebrauchen, sich am liebsten seinen eigenen König gehalten haben unter der Bedingung, daß dieser bei ihm seine Reitstiefel oder seine Uniformstücke machen lasse. So kam es, daß nicht nur Stadt gegen Stadt, Provinz gegen Provinz und Ländchen gegen Ländchen Front machte, sondern daß sich auch Stadt und Land streng von einander abschlossen und in dieser Abgeschlossenheit eines das andere zu übervortheilen suchte. Es geschah gewissermaßen „auf allgemeines Verlangen", daß nicht nur „zum Schutz der nationalen Arbeit" Deutschland lange Zeit hindurch wie mit einer chinesischen Mauer umschlossen, sondern sogar „zum Schutz der lokalen Interessen" innerhalb seiner eigenen Grenzen von einer Unzahl kleinerer „chinesischer Mauern" durchzogen wurde.

Damals galt den Zünftigen schon die Hausnähterei fast als Verbrechen; das Waschen außer dem Hause wurde mit scheelen Augen angesehen, und ließ sich gar irgend ein Kleinstädter in der benachbarten größeren Residenz einen Rock machen, so war er der Feme seiner Mitbürger sicherlich verfallen. Wie würden erst die braven Kleinbürger erschrocken sein, wenn sie das klappernde Getöse der zahllosen Nähmaschinen hätten ahnen können, welche fünfzig Jahre später fast in allen deutschen Häusern sich eingebürgert haben! Bei solcher Kleinlichkeit und Engherzigkeit der Ansichten herrschte natürlich in diesen Kreisen ein entsetzliches Pfahlbürgerthum. Innerhalb der eigenen Kommune spielte so ein einigermaßen wohlhabender Schneider, zumal wenn er etwa gar Stadtverordneter war oder den Ehrgeiz hatte, es werden zu wollen, eine gar gewichtige Rolle und machte durch kleinliche Nörgeleien den Vätern der Stadt das Leben nach Möglichkeit sauer; aber damit hatte sein Interesse, seine wirklich aufrichtige Antheilnahme an den öffentlichen Vorgängen auch ihr Ende. Wollte man Worte für Thaten gelten lassen, so war der deutsche Kleinbürger und Handwerker jener Zeit allerdings ein ausgemachter Demokrat, so daß man sich nicht darüber wundern darf, daß ein Jahrzehnt später die ganze Polizeimacht auf Weg und Steg, daß Stadt und Dorf den „gefährlich" gewordenen Handwerksburschen nachspürten, welche, wenngleich vom Geist der Zeit angekränkelt, jedenfalls für weit gefährlicher gehalten wurden, als sie es waren. Vieles, was heute Wirklichkeit ist, Gewerbefreiheit und Freizügigkeit

und sonstige werthvolle wirthschaftliche Güter, war während der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts noch nicht einmal in der Theorie vorhanden. Die überkommene Ausschließlichkeit der Zünfte, die kastenartige Gliederung der Handels- und Gewerksverbände führte zu gegenseitiger Anfeindung und Verfolgung und wurde den davon Betroffenen durch den überall herrschenden Polizeidruck noch empfindlicher, so daß man es schließlich für das Beste hielt, sich stillschweigend mit dem Unabänderlichen abzufinden. Daß in den allerdings nicht sehr zahlreichen Nachbarstaaten, wo Freizügigkeit, Gewerbefreiheit, richtige politische und wirthschaftliche Anschauungen seit längerer oder kürzerer Zeit Platz gegriffen, die Werthschätzung dieser Güter, trotz aller mit ihnen verbunden gewesenen Umgestaltungen und jähen Umwälzungen, sich behaupten konnte — sich dessen zu erinnern, fiel selten Einem ein.



Ansicht von Danzig.

In Frankreich, das während eines halben Jahrhunderts wol zwanzigmal seine Verfassung und fünfmal seine Dynastie gewechselt hatte, waren unter allen jenen Wandlungen die Grundsätze der Gewerbefreiheit und der Freizügigkeit unangetastet geblieben. Damit daß die Deutschen allein für unreif erachtet wurden, dieselben freiheitlichen Einrichtungen, welche allen aufstrebenden Staaten zum Segen gereichten, zu ertragen, daß seitens der Regierungen und der Regierten noch Jahrzehnte lang an diesem Wahne festgehalten werden konnte — haben sich die deutschen Staatsbürger und ihre Regierungen gegenseitig sozusagen das ärgste Armuthszeugniß ausgestellt. Leider war freilich unter den damals am Ruder stehenden deutschen Staatsmännern von freiheitlicher Richtung nicht einer klug, entschlossen und mächtig genug, um die Nation, wenn nöthig, selbst gegen ihren eigenen Willen, auf volkswirthschaftlich heilbringende Pfade zu leiten. Mit welchen Schwierigkeiten es verbunden war, gerade auf diesem Gebiete den ersten Schritt zu thun, das zeigt

deutlicher als alles Andere die in einem der nächsten Abschnitte zu behandelnde Geschichte der Gründung des deutschen Zollvereins, die Preußen, allerdings nicht ausschließlich aus rein wirthschaftlichem Interesse, in die Hand genommen hatte, die es aber erst nach unendlichen Mühen, nach Ueberwindung scheinbar unübersteiglicher Schwierigkeiten zu gedeihlichem Ausgang zu führen vermochte.

Dies vorauszuschicken, schien uns zur rechten Würdigung der Zustände im gesammten deutschen Staatsleben, vornehmlich aber auch zum Verständniß der in den neu erworbenen Provinzen obwaltenden Verhältnisse unerläßlich. Werfen wir nunmehr einen Blick auf jede einzelne dieser noch heute sogenannten „neuen Provinzen".

Preußens Entschädigungen. Durch den Wiener Kongreß war Preußen als Entschädigung für die verlorenen Provinzen und die im Befreiungskriege gemachten außerordentlichen Anstrengungen die Hälfte des Königreichs Sachsen, des Großherzogthums Posen nebst der Stadt Danzig, zu den früheren westfälischen Besitzungen mehrere neue, zu dem ehemaligen Königreich Westfalen gehörige, ferner das Großherzogthum Berg, das Herzogthum Jülich, der größere Theil der ehemals kurkölnischen und kurtrierischen Lande, Schwedisch-Pommern sammt Rügen und endlich der Rückempfang des Fürstenthums Neuenburg zugesprochen worden. Aus der Mannichfaltigkeit dieses Länderzuwachses und der so verschiedenartigen Lebensgewohnheiten, Ansprüche und Bedürfnisse ihrer Bevölkerungen macht sich einerseits die vorsichtig-unsichere Haltung der Regierung, andererseits die in den ersten Jahren nach 1815 bei jeglicher Gelegenheit hervortretende Abneigung und Mißstimmung ihrer Bewohner erklärlich. Es kam in letzter Beziehung noch hinzu, daß es sich um einen Uebergang von Bewohnerschaften handelte, die mit ihren bisherigen Verhältnissen gerade nicht unzufrieden gewesen waren.

Konnte es doch auch bezüglich der Charaktereigenheiten der Bewohner der alten und der neuen Provinzen kaum größere Gegensätze geben! Fassen wir nur einmal den Charakter der gemüthlichen, an Ordnung und Zucht gewöhnten Sachsen und Thüringer ins Auge, und dann wieder dort am Rhein der leichtlebigen, an das patriarchalische Walten des Krummstabes gewöhnten Rheinländer, denken wir weiterhin an die Bewohner der Ostseeküste, welche bisher das schwedische Regiment keineswegs als eine aufgedrungene Fremdherrschaft empfunden hatten, und erinnern wir uns endlich an die tief eingewurzelte Abneigung der Polen gegen alles deutsche Leben und Wollen! In der heute gut preußischen Stadt Danzig sprach man noch lange nach 1815 von dem tyrannischen Joche, welches der verhaßte Preuße der ehemaligen selbständigen Hansestadt auferlegt habe! —

Die wichtigste und in ihrer Eigenart und eigenartigen Zusammensetzung bemerkenswertheste unter den neuen Provinzen ist die Rheinprovinz, daher wollen wir dieser zuerst unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

Die Rheinprovinz. Das Grenzland Rheinpreußen wird im Süden, auf der rechten Seite des vaterländischen Stromes, von den Ausläufern des Westerwaldes, wozu auch das Siebengebirge gehört, auf der linken Seite desselben von dem Hunsrück durchzogen; weiter gen Norden wird es von dem rauhen und öden Eifelgebirge, der hohen Veen und einem Seitenzuge der Ardennen durchschnitten. — Während die Bewohner der Eifel und des Sauerlandes unter Schweiß und Mühe dem Boden kaum die nothwendigsten Lebensbedürfnisse abzuringen vermögen, sind die Thäler des Rheins, der Mosel und der Nahe überaus fruchtbar. Hier reift in Fülle die Traube und gedeiht prächtiges Obst, und wo Wein und süße Frucht nicht gebaut und gezogen werden, zeugen wogende Korn- und Weizenfelder von dem Segen und Reichthum des Bodens.

Kann es da Wunder nehmen, wenn sich der Rheinländer dem Lebensgenusse leichter und fröhlicher hingiebt als etwa der schwerfällige Bewohner von Pommern? Das fröhliche Rheinland ist so recht die Stätte, wo Gesangs- und Volksfeste gedeihen. Wie sehr auch, um nur ein Beispiel anzuführen, die Karnevalsbelustigungen an anderen Orten, namentlich

in neuerer Zeit, zu Ehren gekommen — unerreicht steht der Kölner Karneval da, vielleicht der in seiner Art großartigste in ganz Europa! — Wer die herrliche Reise von Bingen nach Köln ausgeführt, wer an Bord des schnell dahineilenden Dampfbootes das sagenreiche Rheinthal mit seinen Ruinen, Schlössern, alten Kirchen und Baudenkmälern, mit seinen Weingeländen und den heiteren Bewohnern der Rheinufer geschaut hat, den wird man auf den wesentlichen Unterschied nicht hinzuweisen brauchen, der sich zwischen der hier lebenden Bevölkerung und den Bewohnern Posens sowie der Marken auf den ersten Blick kundgiebt. Fleiß und Betriebsamkeit des Volkes finden hier, von einzelnen kleineren Landstrichen abgesehen, allerorten in seltenem Maße ihre Rechnung.



Karneval in Köln.

Reich ist das Land an Mineralien aller Art und besonders an „schwarzem Golde“, der werthvollen Steinkohle, während von dreißig und einigen Mineralquellen, welche dem Boden entspringen, ein guter Theil sich eines europäischen Rufes erfreut. Industrie und Fabrikthätigkeit hatten sich zum Theil bereits damals zu hoher Blüte entwickelt, namentlich die Baumwollengarn- und Zeugfabrikation im Wupperthale, die Seidenspinnerei und Weberei in Krefeld und Umgegend, die Tuchfabrikation im Aachener Bezirk. Hochberühmt sind die Klingen-, Eisen- und Stahlwaaren von Solingen und Remscheid, die Leinwandweberei der Gladbacher Gegend, die Lederfabrikation zu Malmedy und Vith, die Nadelfabrikation zu Aachen, Burtscheid und Stolberg.

Zur Zeit des Uebergangs der Rheinlande an Preußen ernährten die Schiffahrt und die Fischerei viel mehr Menschen als heute. Damals durchfurchten noch nicht Hunderte von Dampfbooten den vaterländischen Strom; als Reisegelegenheit diente das sogenannte „Marktschiff“, das wöchentlich zwei oder drei Mal von Mainz nach Köln fuhr, und zahllose

Kahn- und Bootführer besorgten den Uferverkehr. Eine Menge Flöße fuhren — selbst von der Donau und vom Main her — hinab nach den Niederlanden und lieferten ein gut bezahltes Bauholz, vorzüglich aber ein gesuchtes Schiffbaumaterial; — die Rheinschiffahrt würde noch von viel größerem Belang gewesen sein, wenn nicht Zölle und lokale Erschwerungen ihrer Entwicklung im Wege gestanden hätten; machten doch die Zollbeamten und die Flußpolizei von Baden, Bayern, Hessen und Preußen dem geplagten Schiffer das Leben nach Möglichkeit sauer.

Unter den Provinzen der preußischen Monarchie ist die Rheinprovinz die westlichste und umfaßt ein Gebiet von 487 Quadratmeilen. Da sie bereits im Jahre 1815 gegen 2,300,000 Einwohner ernährte, so ist sie mit Recht immer den am besten bevölkerten Theilen des Königreiches beigezählt worden. In der Hauptsache setzt sie sich zusammen aus den Gebieten, über welche früher die geistlichen Kurfürsten von Köln und Trier herrschten, ferner aus eingetauschten Ländereien nassau-oranischer Fürsten sowie einer Anzahl Standesherrschaften, so Neuwied, Fürstenberg, Aremberg, Wittgenstein, Solms, Wildenburg ꝛc., den Gebieten der Reichsstädte Wetzlar und Aachen, Bezirken von Limburg und Theilen vormals französischer Departements (Rhein-Mosel, Wesel, des Forêts und Saar); Jülich, Kleve und Berg und einige Herrschaften, wie Homburg, Neustadt, Gimborn, befanden sich schon vor 1806 im Besitze von Preußen.

Als im Jahre 1806 der Rheinbund gestiftet wurde, waren auf Napoleon's Gebot aus vom ehemaligen Reichsgebiet abgetrennten rheinländisch-westfälischen Gebieten zwei neue Herrschaften, das Großherzogthum Berg und das Königreich Westfalen, gebildet und dem Rheinbunde zugesellt worden. Die schnell wechselnden Schicksale des letztgenannten Staates, des ephemeren Westfalens, sind dem Leser in der Hauptsache bekannt; es erübrigt also nur, vorübergehend auch einen Blick auf die Zustände des andern für kurze Zeit französisch-deutschen Fürstenthums zu werfen, über welches Murat, der Schwager Napoleon's, als Joachim Großherzog von Berg herrschte oder auch nicht herrschte, da der berühmte Reitergeneral sich während der Kriegsperiode fast ununterbrochen im Gefolge des Weltenstürmers befand und an seiner Stelle ihm meist durch seinen Herrn und Gebieter oktroyirte Beamte schalten und walten ließ.

Schon zu jener Zeit, als Bayern dort zeitweilig Fuß gefaßt hatte, war Düsseldorf Regierungssitz gewesen, von wo aus Kurfürst Maximilian Joseph nach bayerisch-gemüthlicher Weise seine niederrheinischen Lande regiert hatte. Nachdem der Imperator den Kurfürsten wegen dessen Verdienste um Aufrichtung der Napoleonischen Herrschaft in Deutschland zum König von Bayern befördert und mit ansehnlich vergrößertem Landbesitz ausgestattet hatte, waren gegen Arrondirungen in Süddeutschland die niederrheinisch-bayerischen Besitzungen an das Großherzogthum Berg gelangt. Dasselbe erstreckte sich nun, nachdem es außerdem durch die nassau-oranischen Grafschaften Siegen, Dillenburg, Diez und Hadamar, sowie durch die dazwischen liegenden reichsritterschaftlichen Gebiete vergrößert worden war, von der Ems und Ruhr den Rhein entlang bis zur Sieg und Lahn.

Mainz, Köln und Bonn nebst den zugehörigen Gebieten waren von vornherein unmittelbar zu Frankreich geschlagen worden, während andere Städte, wie Koblenz und Düsseldorf, Hauptorte des Großherzogthums Berg bildeten. Kassel war, wie wir wissen, die Hauptstadt des Königreichs Westfalen, Frankfurt gehörte dem in Aschaffenburg residirenden Fürsten Primas von Dalberg, dem Stimmführer Napoleon's im Rheinbunde.

Nach der Erhebung Murat's zum König von Neapel wurde, wie bekannt, das Großherzogthum Berg im Jahre 1810 zugleich mit anderen Gebietstheilen, unter ihnen nicht unbeträchtliche Stücke des Königreichs Westfalen, dem französischen Kaiserreiche einverleibt.

Wiewol gerade in den Rheinlanden am meisten das Wort gehört wurde: „unter dem Krummstabe ist gut wohnen“, wiewol auch im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts von Seiten verständiger und aufgeklärter Kirchenfürsten manches Löbliche zum Besten ihrer Unterthanen

geschehen war, so lag hier doch noch viel mittelalterlicher Staub, Schutt und Moder aufgehäuft, dessen Hinwegräumung Napoleon nach der Einverleibung jener Gebiete in Frankreich mit gewohnter Energie in Angriff nahm. Alle Frohnden, Zehnten und sonstige Feudalabgaben wurden unentgeltlich aufgehoben und durch eine gerecht vertheilte Grundsteuer ersetzt; eine Menge von unnützen und schädlichen Privilegien kam in Wegfall, die Leibeigenschaft, das Lehnswesen wurden beseitigt. Durch die am 1. Januar 1810 erfolgte Einführung des nachmals immer mehr gewürdigten Napoleonischen Gesetzbuches, des „Code Napoléon", war die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens verfügt worden — es hatte freilich die Verfügung zunächst nur auf dem Papiere Geltung. Die Civilehe aber wurde sofort eingeführt, religiöse Duldung zum Gesetz erhoben. Ebenso waren die Klöster, die geistlichen und Ritterorden aufgelöst und die Ausübung politischer, bürgerlicher und wirthschaftlicher Rechte unabhängig gemacht worden von dem konfessionellen Bekenntniß.*)



Blick nach Düsseldorf vom Hofgarten aus.

Das Losungswort der früheren kleinstaatlichen Willkürwirthschaft: „Schlägst du meinen Juden, so schlag' ich deinen Juden", war gar bald in Mißkredit gerathen; Monopole und sonstige Hemmnisse in Handel und Wandel waren verschwunden; die Schlagbäume, welche bislang alle paar Stunden dem freien Verkehr den Weg versperrten, sanken nieder, sobald die kaiserlichen Behörden ins Amt traten; mit dem Anschluß der Rheinlande an Frankreich erreichten mit einem Male alle die bisherigen Zollplackereien ihre Endschaft.

Infolge der Entschiedenheit, mit welcher die Napoleonischen Beamten die Ausrottung langjähriger kleinstaatlicher Uebelstände sich angelegen sein ließen, fehlte es, zumal neben dem vielen Guten auch manches Schlechte und Drückende eingeführt wurde, dem neuen Regiment nicht an Widersachern aller Art. Viel böses Blut machte die strenge Durchführung der Edikte des Franzosenkaisers in Betreff der Kontinentalsperre, noch mehr Verdruß aber erregte die ganz unleidliche französische Spionirwirthschaft, vornehmlich das Treiben

*) Es war der „Code Napoléon" jedoch nicht allenthalben zur Geltung gekommen; in den ostrheinischen Landestheilen des Regierungsbezirks Koblenz galt das deutsche Recht, in Theilen des Regierungsbezirks Düsseldorf das preußische Landrecht.

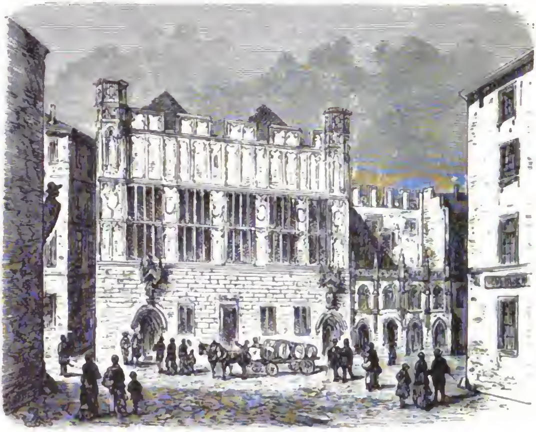
der französischen Postbeamten, welche an Stelle der Thurn und Taxis'schen Beamten getreten waren und nun ungescheut die verhaßten Polizeischergen des Imperators in ihrem Getriebe unterstützten. Am schlechtesten bei all diesen Wandlungen waren die zum größten Theil in österreichische Dienste getretenen Mitglieder des rheinisch-westfälischen Adels davongekommen; sie wußten ein Liedchen zu singen von der Willkürherrschaft Napoleon's, dessen Vertreter zudem in der Wahl ihrer Behelfe durchaus unbedenklich und nicht im mindesten skrupulös waren.

Gebaren der Napoleonischen Präfekten. Trotz alledem aber blieb es eine ausgemachte Sache, daß infolge des allerdings straffen und wol auch mehr oder weniger willkürlichen, aber im Großen und Ganzen doch wohlthätigen Schaltens der Sendboten des kaiserlichen Willens die Bewohner der französischen Rheinlande in materieller Hinsicht in vieler Beziehung emporgekommen waren. Zeigte ja einmal einer der auf dem Throne belassenen oder neu zum Throne beförderten Rheinbundsfürsten Neigung, der Weisung des Oberherrn zuwider und nach seinem eigenen Belieben zu verfahren, so wußte der Protektor des Rheinbundes gar bald ein deutliches Wort zu sprechen und seinen Anordnungen flugs Nachachtung und Gehorsam zu verschaffen. War man nun auch in den Rheinlanden mit manchen von den neuen Einrichtungen recht sehr unzufrieden, so wußte man doch andererseits die erlangte Verkehrsfreiheit, welche überall als eine große Wohlthat empfunden wurde, sehr wohl zu schätzen; noch lange Zeit danach versicherten die Leute, die Weinproduzenten hätten niemals bessere Geschäfte gemacht, nie höhere Preise erzielt als während des Napoleonischen Regimes, da ihnen für das edle Erzeugniß ihrer Weinberge ein großer und zahlungsfähiger Markt eröffnet gewesen sei.

Die französischen Präfekten hatten es sich, soweit das mit den nicht enden wollenden Forderungen ihres Herrn und Gebieters vereinbar war, angelegen sein lassen, allerorten den Wohlstand der Bevölkerung zu heben, und zugleich gewannen die Rheinländer, des Druckes der Feudal- und Priesterherrschaft entledigt, bald ein gewisses Selbstbewußtsein. Die Zeiten waren dahin, in denen die Unterthanen „in Demuth erstarben", wenn sie ihren Namen unter irgend eine Eingabe oder Vorstellung setzten. Die französischen Präfekten ertheilten, wenn auch meist kurz angebunden, einem Jeden die nachgesuchte Audienz just auch in demselben Sälchen, wo früher der „Prinz von Oranje" oder irgend ein anderer Duodezfürst die „alleruntherthänigste Aufwartung seiner treugehorsamst ersterbenden Beamten und Unterthanen" entgegengenommen hatte. Wenn Napoleon seine Leute gut bezahlte und ihnen sonsthin in vielen Dingen freie Hand ließ, so erwartete er dagegen von ihnen tüchtige Leistungen und in allen wesentlichen Dingen den pünktlichsten Gehorsam, und so kam es, daß die Kürze und Sicherheit des französischen Geschäftsganges bald auch die Widerstrebendsten mit manchen Härten desselben versöhnte.

Der Uebergang der Rheinprovinz unter das preußische Scepter vollzog sich daher nicht so leicht wie jener der meisten übrigen neugewonnenen Landestheile. Wir haben schon in Vorstehendem erwähnt, aus welch mannichfachen Herrschaften und Elementen das werthvolle Grenzland Preußens nach Westen zu sich zusammenfügte. Wenn heute diese Provinz unter denjenigen Landen, die sich mit Recht einer gut deutschen Gesinnung rühmen, mit obenan steht, so war das in den ersten Jahren nach dem zweiten Pariser Frieden sicherlich nicht der Fall. Mochte es auch immerhin noch eine gute Anzahl Nassauer, Kölner, Kurtrierer, Westfalen, Sauerländer 2c. geben, die, wie es 1808 vielfach hieß, „lieber türkisch als französisch" sein wollten, so war damit doch keineswegs eine deutsche Gesinnung ausgesprochen. Gewiß sehnte sich der größte Theil der Einwohnerschaft der westlichen Mark, der von Jülich, Kleve und Berg mehr nach der Wiederkehr der Oranier, als nach der Einkehr der preußischen Herrschaft. Die Bewohner rühmten sich wol, holländisch oder nassauisch oder etwas Aehnliches zu sein, — ihrer deutschen Herkunft waren die allerwenigsten eingedenk.

Nicht viel besser stand es in anderen Gauen der Rheinprovinz; auch hier wäre jedes andere Regiment freudiger begrüßt worden, als das überaus unpopuläre, ja gefürchtete Preußens, wenngleich sich keineswegs behaupten läßt, daß die Leute etwa während der kurzen Zeit französischer Herrschaft gute Franzosen geworden wären. Denn so wenig sich die französischen Präfekten die Mühe hatten verdrießen lassen, die nöthig werdenden wohlgemeinten und in der Hauptsache zudem segensreichen Neuerungen dem Volke mit der Zeit genehm zu machen, so war ihnen dies keineswegs überall gelungen. Trotz aller aufgewandten gütlichen und gewaltthätigen Mittel war der Zopf des Herkommens schwer zu entfernen gewesen; es hatte das Unterste zu oberst gekehrt werden müssen, um die Rheinländer mit Frankreich in einigermaßen ersprießliche Beziehungen zu bringen und der Ueberzeugung bei ihnen Eingang zu verschaffen, daß ein ungehinderter Verkehr mit einem großen Verbrauchsgebiet den Wohlstand rascher und nachhaltiger zu fördern geeignet sei, als die Gunst eines geistlichen Hofes und die Macht des Krummstabes dies vermocht hatte.



Der Gürzenich in Köln.

Kölner Zustände. Nicht mit Unrecht hieß zu Anfang unseres Jahrhunderts der Rhein die „Pfaffengasse Deutschlands“; ließ sich doch mit einem gewissen Stolze sogar Köln das „deutsche Rom“ nennen. In Wirklichkeit war diese Stadt damals eine Art Paradies der Priester und der Bettler, aber — wie ein zeitgenössischer Memoirenschreiber sagt — die „Hölle der Menschen“. — Von 150,000 Einwohnern, die Köln im Mittelalter zählte, war es unter dem Krummstab auf 40,000 herabgekommen. Noch zur Zeit des Ueberganges des kurkölnischen Gebiets an Frankreich zählte man daselbst 58 wohlbesetzte und reich dotirte Klöster, nämlich 17 Männer- und 41 Frauenklöster. Vor der Franzosenzeit durfte dort kein Jude übernachten, und es war kein Protestant vor Mißhandlungen sicher. Wenn es früher sprichwörtlich hieß, „reich wie ein Kölner Tuchmacher“, so hatte dort die ehemals so blühende Industrie längst aufgehört, es gab dort keinen selbstbewußten Gewerbstand mehr. Unter den 40,000 Einwohnern der Stadt befanden sich nicht weniger als 12,000, welche der Almosen bedürftig oder als Bettler bekannt waren.

Ein Umblick in der einst so ansehnlichen Stadt bot Unerwartetes und Abschreckendes in Hülle und Fülle. Die Gassen waren schmuzig und verrottet, die verfallenen Stadtmauern schlossen eine Menge unbewohnte Steintrümmer ein. Dazwischen breiteten sich Kohl- und Weingärten aus, untermischt von Hütten aus Lehm und Stroh, wie man sie nicht schlechter auf dem unwirthlichen Westerwalde fand. In diesen, durch Misthaufen und Pfützen unterbrochenen Straßen trieb sich ein frecher Pöbel umher, dessen Unwissenheit und Rohheit sprichwörtlich geworden war. Dieses Volk, das sich noch immer selbstbewußt auf seine Eigenschaft als „Kölner“ etwas zugute that, wußte nichts davon, durch welche Umstände die Vaterstadt so herabgekommen, wußte nicht, daß es hauptsächlich die fortwährenden Streitigkeiten und Uneinigkeiten zwischen dem Stadtregiment und den Erzbischöfen und späterhin der religiöse Fanatismus gewesen waren, die das stetige Herabsinken der einst so blühenden Stadt verschuldet hatten.

Was in dieser Beziehung von Köln galt, das galt in gewissem Sinne für einen großen Theil der Rheinprovinz überhaupt. Eine Art Verlotterung des Lebens war in den Rheinlanden eine allgemein bemerkbare Erscheinung. War doch das patriarchalische Regiment der ehemals reichsunmittelbaren Fürsten wie der zahllosen kleineren Grafen und Herren nicht um ein Jota besser als das Treiben der geistlichen Großen, ja nicht selten noch viel schlimmer, denn beispielsweise unter den Kurfürsten von Mainz gab es in der That manchen erleuchteten und mit aufrichtiger Theilnahme für das geistige und leibliche Wohl seiner Unterthanen sorgenden Herrn.

Ganz andern Schlages als das Gros der mit dem Eintritt der französischen Herrschaft meist alsbald ihrer Stellungen und Würden enthobenen Beamten der kleineren und größeren rheinisch-westfälischen Potentaten von 1804 waren die kaiserlichen Präfekten und deren Gefolge von Präfekturbeamten. Es waren zum Theil wirklich erleuchtete und welterfahrene Männer, welche namens des französischen Imperators während der Dauer der französischen Herrschaft das Regiment in den annektirten Landen zu führen hatten. Karl Braun, der bekannte Verfasser der „Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei“, theilt uns in einem seiner Essays, welchem wir in der vorstehenden Schilderung im Wesentlichen gefolgt sind, einige besonders bemerkenswerthe Stellen aus dem Erlasse eines solchen Beamten aus der Zeit der Fremdherrschaft mit. Es heißt darin unter Anderm:

„Neben der Unbeschränktheit bei Erzeugung und Verfeinerung der Produkte ist Leichtigkeit des Verkehrs und Freiheit des Handels, sowol im Innern als mit dem Auslande, ein nothwendiges Erforderniß, wenn Industrie, Gewerbfleiß und Wohlstand gedeihen sollen, zugleich aber auch das natürlichste, wirksamste und bleibendste Mittel, sie zu befördern... Es ist unrichtig, wenn man glaubt, es sei für den Staat vortheilhaft, Sachen dann noch selbst oder im Inlande zu verfertigen, wenn man sie im Auslande wohlfeiler kaufen kann. Die Mehrkosten, welche die eigene Verfertigung verursacht, sind rein verloren und hätten, wären sie auf ein anderes Gewerbe angelegt, reichhaltigen Gewinn bringen können. Es ist eine schiefe Ansicht, man müsse in solchem Falle das Geld im Lande zu behalten suchen und lieber nicht kaufen. Hat der Staat Produkte, die er ablassen kann, so kann er sich auch Gold und Silber kaufen und es münzen lassen. — Es ist nicht gerade nothwendig, den Handel zu begünstigen, er muß nur nicht erschwert werden. — Der Regierungen Augenmerk muß also vor Allem dahin gehen, die Gewerbe- und Handelsfreiheit soviel als möglich zu befördern und darauf Bedacht zu nehmen, daß die verschiedenen Beschränkungen, denen sie noch unterworfen ist, abgeschafft werden.“ — Viele dieser Beamten sind in den Rheinlanden lange in gutem Andenken verblieben.

Wiederkehr der Kleinstaaten- und Polizeiwirthschaft. Die Mehrzahl der Kleinstaaten in Deutschland war im Jahre 1815 in ihrer früheren Pracht und Herrlichkeit wiederhergestellt worden. Die Potentaten hatten nun nichts Eiligeres zu thun, als selbst die tüchtigsten und brauchbarsten der bisherigen „Diener der Fremdherrschaft“ zu entlassen

und an allen ihren Grenzen die kaum entfernten Schlagbäume und Zollschranken wieder aufzurichten; doch waren ihre Haus- und Landesfarben das äußerlich sichtbare Zeichen ihrer wiedererlangten Souveränität, deren Zurschautragen unter dem Rheinbundsprotektor ihnen ausdrücklich versagt geblieben war.

Jetzt freuten sie sich, des gestrengen Herrn und Gebieters wieder ledig zu sein. — Aber neben manchem leider verkannten Guten hatte ihnen Napoleon auch eine böse Erbschaft hinterlassen: die künstlich gepflegte Treibhauspflanze einer lebensunfähigen Industrie. Um die englischen Waaren und Erzeugnisse wirklich nachhaltig vom Kontinent zu verdrängen, hatte man Einheimische zur Errichtung von Fabriken, welche jene Erzeugnisse ersetzen sollten, ermuthigt. Als nun aber mit der Aufhebung der Kontinentalsperre die so lange künstlich oder gewaltsam zurückgehaltenen englischen Waaren das europäische Festland förmlich überfluteten und wegen der leicht erklärlichen Aufhäufung großer Vorräthe fast unter dem Werthe losgeschlagen wurden, da vermochte die kaum ins Leben getretene einheimische Industrie dieser Sturmflut nicht zu widerstehen. Die Fabrikation war nie recht lebensfähig gewesen und stürzte nun, als man ihr die künstlichen Stützen entzog, deren sie sich auf Kosten des Staates und der Konsumenten erfreut hatte, zum größten Theile zusammen. Dazu trat noch die von den zurückkehrenden oder des bisherigen Zwanges entledigten Landesherren alsbald in Angriff genommene Wiederherstellung einer Menge polizeilicher, zünftlerischer und sonstiger Erschwerungen auf dem Gebiete des handwerklichen Erwerbs wie der industriellen Arbeit, und die natürliche Folge war rasch überhandnehmende Verarmung, so daß sich Viele, die den Zusammenhang nicht begriffen, die Rückkehr Napoleon's und der Kriegszeiten geradezu herbeisehnten.

Die drückenden Folgen der Mißernten im Jahre 1817 und 1818 vergrößerten das allgemeine Unbehagen; an sich schon schlimm, wurde die Lage durch die Unterbindung des Verkehrs noch außerordentlich verschlimmert. An der östlichen Grenze Deutschlands kostete das Korn nicht die Hälfte von Dem, was man am Rhein dafür bezahlte. Zwar that die preußische Regierung ihr Möglichstes, um durch umfangreiche Aufkäufe von Ostseegetreide die Noth in den neuerworbenen westlichen Landestheilen zu mildern und sich damit zugleich etwas mehr Sympathien bei der dortigen Bevölkerung zu erwerben; aber diese Staatshülfe konnte doch, zumal die Regierung von allen Seiten mit Anforderungen bestürmt wurde, nur einem verschwindenden Bruchtheil der Nothleidenden zugute kommen. Die Unzuträglichkeiten der Kleinstaaterei und die Schädlichkeit des Systems der staatlichen und lokalen Absperrung traten hier so recht deutlich zu Tage. Ueberfluß und Mangel vermochten sich nicht einmal im Innern Deutschlands auszugleichen; der freie Verkehr der Rheinbundszeit war dahin — der Zollverein sollte erst zwei Jahrzehnte später ins Leben treten. So saßen denn die Rheinländer hinter ihren Schlagbäumen und nagten am Hungertuche. Ein Franzose machte damals die allerdings grausame, aber im Wesentlichen das Richtige treffende Bemerkung: „Die Deutschen sitzen in kleinen Kasten mit eisernen Gittern wie die Menageriethiere; sie können nicht mit einander verkehren, sondern nur einander hören, wenn sie vor Hunger sich gegenseitig anbrüllen."

Eine wohlgeleitete Presse, die, mit den heimischen Verhältnissen vertraut, in maßvoller Weise die ganze Größe der Drangsal darlegen und Vorschläge zur Abhülfe hätte machen können, gab es nicht; wenn ja einmal irgendwo ein freies Wort gesprochen wurde, so vermochten es die überängstlichen, schwarzsehenden und überall staatsfeindliche Regungen witternden Regierungsbeamten nicht einmal zu ertragen. In welcher Weise der in den Rheinlanden damals hochverehrte rheinische Patriot J. J. Görres in Koblenz davon betroffen wurde, haben wir oben bereits kurz angedeutet. Als dieser in dem von ihm herausgegebenen „Rheinischen Merkur" verschiedene Mißgriffe des Gouvernements und die gedrückte Stimmung der rheinländischen Bevölkerung in allerdings unliebsamer Weise zur Sprache gebracht hatte, war er der Regierung wie so viele Andere als Demagoge

verdächtig geworden, und seine im Jahre 1820 erschienene Schrift: „Deutschland und die Revolution“ bot den geeigneten Anlaß, mit polizeilicher Verfolgung gegen ihn vorzugehen. Daß Görres sich der drohenden Kerkerhaft durch schleunige Flucht nach Straßburg zu entziehen wußte, wurde bereits erwähnt. Von dort wandte er sich später nach der Schweiz und weiterhin nach München, wo er, der frühere Gegner des Katholizismus und glühende Verherrlicher der französischen Revolution, sich in einen eifrigen Schleppträger der ultramontanen Geistlichkeit verwandelte und als Herausgeber der „Historisch-politischen Blätter“ zu bedenklichem Rufe gelangte.

Kein Wunder, wenn im Hinblick auf die dargelegten Verhältnisse die leichter erregbaren als zu beschwichtigenden Rheinländer trotz aller auch ihnen von der französischen Herrschaft nicht ersparten Opfer sich bald fast allgemein nach derselben zurücksehnten. Doch war das nicht anders in der Rheinpfalz, wo in vielen bisher französisch gewesenen Städtchen sogar in den dreißiger Jahren noch mehr französisch als deutsch gesprochen ward. Verdrossen sahen sie nur die Schattenseiten des neuen Regiments; unter dem Eindruck dieser verschlossen sie sich der Würdigung dessen, was es Gutes bereits bewirkt hatte und noch zu vollbringen im Begriff stand, und nur widerwillig ließen sie die Maßnahmen der Einverleibung in ein ihnen von vornherein unsympathisches Staatsgefüge über sich ergehen. Dazu kam, daß gerade in der ersten Zeit nach Besitznahme der neuen Provinz preußischerseits Mißgriffe unterliefen, die, anfänglich entschuldbar und fast unvermeidlich, leider wenige Jahre später durch neue und größere wieder in unliebsame Erinnerung gebracht wurden. Vor Allem war die später eintretende Verfolgung der besten Männer des Landes, sobald sie in den Geruch entschiedener Freisinnigkeit gelangten oder durch Unabhängigkeitssinn verdächtig erschienen, nicht dazu angethan, die ohnehin widerstrebenden Elemente der Bevölkerung mit dem neuen Regiment auszusöhnen. —


J. J. Görres.

Noch manches Jahrzehnt sollte darüber hingehen, ehe sich die Rheinländer in die neuen Zustände hineinfinden konnten. Eine so andauernde Widerwilligkeit, an der ja zu einem Theile auch die ersten unangenehmen Eindrücke schuld sein mochten, wird erklärlich, wenn wir uns der außerordentlichen Verschiedenheit des Landes in Bezug auf Lage, Bodenbeschaffenheit, Nachbarschaft und geschichtliche Entwicklung, in Bezug auf Leben, Charakter und Beschäftigungsweise seiner Bewohner gegenüber den Zuständen in den Stammprovinzen des preußischen Herrscherhauses erinnern, wo zudem der Protestantismus herrschte, während in den Rheinlanden die Mehrzahl der Bewohner sich zum Katholizismus bekannte.

Noch in der Regierungszeit Friedrich Wilhelm's IV. zeigte sich die Rheinprovinz vielfach recht ungefügig und unbequem; namentlich wurde gerade von hier aus immer lauter und dringender der Ruf nach endlicher Herstellung verfassungsmäßiger Zustände erhoben und auf Erfüllung der gegebenen Zusage hinsichtlich der Gewährung von Volksrechten gedrungen. Andererseits ist aber auch nicht zu verkennen, daß vorzugsweise in der Rheinprovinz die meisten Schwierigkeiten zu Tage getreten waren, als man nach 1815 die Lösung der Verfassungsfrage in Angriff zu nehmen beabsichtigte. —

Rascher und unter geringeren Schwierigkeiten ging die Einverleibung der übrigen neugewonnenen Landestheile und ihre feste Einfügung in den preußischen Staatsorganismus von statten.

Provinz Sachsen. — Der Preußen zugesprochene Theil des Königreichs Sachsen betrug 367 ½ Quadratmeilen mit 864,000 Einwohnern. Schon während der Kriegsstürme des Jahres 1815 waren hier preußischerseits manche Verbesserungen im Innern vorgenommen worden. Die folgende Friedenszeit wurde von Friedrich Wilhelm benutzt, der neuen Provinz alle Wohlthaten einer guten, wohlgeordneten und wohlwollenden Verwaltung und jede Unterstützung zur Hebung ihres Wohlstandes zutheil werden zu lassen. Da hier besonders starke provinzielle Eigenthümlichkeiten nicht zu überwinden waren, so bequemten sich die Bewohner den preußischen Einrichtungen leichter an und gingen viel schneller und vollständiger als die Rheinländer in den Gesammtstaat Preußen auf.

Provinz Pommern. Auch die Bewohner des ehemaligen Schwedisch-Pommern und der Insel Rügen fanden sich um so rascher in die neuen Verhältnisse, als sie mit ihren preußisch-pommerschen Nachbarn immer im innigsten Verkehr gestanden und seit Jahrhunderten mit ihnen so manche Stürme, Freud' und Leid durchlebt hatten.



Bewohner der Provinz Sachsen.

Provinz Posen. Anderes nehmen wir wahr, wenn wir unsere Blicke auf Posen richten, das früher einen Theil von Großpolen bildete. Bei der ersten Theilung Polens 1772 gelangte der sogenannte Netze-Distrikt, bei der zweiten 1793 der übrige Theil von Posen an Preußen; dieser und der ganze südliche von der Weichsel bis Warschau sich hinziehende, bei der dritten Theilung Polens von Preußen erworbene Landstrich wurde „Südpreußen" genannt. Seit 1807 zu dem Herzogthum Warschau gehörig, fiel Posen auf Grund der Kongreßakte wieder an Preußen zurück.

Die Provinz hat einen Flächeninhalt von 536 Quadratmeilen und zählte im Jahre 1815 etwa 1,125,000 Einwohner. Das Land ist im Allgemeinen eben, zum Theil fruchtbar, vornehmlich an beiden Seiten der Warthe, im Netze- und Obrabruche. Der Boden liefert Getreide, Hülsenfrüchte und Flachs, die beträchtlichen Waldungen Holz in Menge. Die Industrie lag in den ersten Jahrzehnten nach der Besitzergreifung des Landes vollständig im Argen und war über die ersten schwachen Anfänge ihrer Entwicklung kaum hinaus. — Am widerhaarigsten unter den Bewohnern zeigte sich der zahlreiche Adel, dessen kleinster Theil reich und dessen größter durch üble Wirthschaft verkommen und verarmt war. Wie viel auch hier durch Preußen zur Hebung des Verkehrs und zur Förderung der Volksbildung geschehen ist, so geringe Anerkennung hat die preußische Verwaltung gerade in diesem Theile des Königreiches geerntet; doch würde man sich sehr täuschen, wenn man glauben wollte, daß die große Masse des Volkes sich unmittelbar nach dem Uebergang des Landes an Preußen so ablehnend verhalten hätte, wie dies heut zu Tage

infolge des üblen Einflusses des katholischen Klerus der Fall ist. — Damals empfing die gleiche Gastlichkeit den polnisch-, wie den deutschredenden Nachbar; und wenn sich Veranlassung bot, eine Hochzeit oder eine sonstige Feierlichkeit im Hause des Polen mit zu begehen, so nahm der deutsche Stadtbürger oder Gutsherr oder ländliche Nachbar gern und zumeist auch als gern gesehener Gast daran Theil; auch haben sich die polnischen Regimenter in Schleswig-Holstein wie in Böhmen und Frankreich an Tapferkeit und Zuverlässigkeit ihren deutschen Waffenbrüdern durchaus ebenbürtig erwiesen.

Wenn nun, wir wiederholen es, die Spannung zwischen Polen und Deutschen in den ersten Jahrzehnten keineswegs in der gegenwärtigen Schroffheit bestand, die Polen aber dennoch ungeneigt sich zeigten, so ganz in den preußischen Staat aufzugehen, vielmehr fortfuhren, die derzeitigen Zustände als abänderliche zu betrachten, so liegt dies in der Geschichte und in dem Charakter dieses Volkes nicht weniger als in den obwaltenden Verhältnissen begründet.



Flissen und Dschimken auf der Weichsel.

Rußland war damals noch nicht in dem Maße abgeschlossen, wie es heute der Fall ist, und die Bewohner der preußisch-polnischen und russisch-polnischen Landestheile standen mit einander in lebhaftem, ziemlich ungehindertem Verkehr. Das benachbarte, unter dem russischen Scepter stehende Königreich Polen erfreute sich aber bereits seit 1818 einer Art Landesvertretung, es besaß eine selbständige Verwaltung, die vollkommene Unabhängigkeit seiner Gerichte war ausgesprochen worden, und ein Vicekönig führte an Stelle des Zaren das Regiment im Lande. Freilich fand Alexander I. infolge der sich stetig steigernden Forderungen der mit dem Gewährten bald nicht mehr zufriedenen Polen schon nach wenigen Jahren Anlaß, die gemachten Bewilligungen zu bereuen, doch bestand immerhin die verliehene Verfassung bis zur Mitte des dritten Jahrzehnts ziemlich unangetastet fort, während in Preußen die Verheißungen von Kalisch fortgesetzt unerfüllt blieben. Kein Wunder also, wenn die polnischen Bewohner der Provinz Posen nach Warschau hin ihre Blicke gerichtet hielten und den Stammesbrüdern unter russischem Scepter größere Sympathien zuwendeten als der preußischen Bureaukratie.

So sah es in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts in den neugewonnenen Provinzen des preußischen Staates aus. Werfen wir nun noch einen flüchtigen Blick auf die Zustände, die sich unmittelbar nach den verheerenden Kriegsjahren in den preußischen Stammlanden herausgebildet hatten.

Wol die größten Opfer bei Abschüttelung der Fremdherrschaft hatte die Provinz Preußen gebracht. Und doch erholte man sich hier trotzdem verhältnißmäßig rascher als anderswo von den Bedrängnissen der Kriegsjahre. Hier stand der schöpferische und unermüdlich thätige Minister von Schön an der Spitze der Verwaltung.



Polnische Bauernhochzeit.

Die Erfahrungen, die er schon als jüngerer Beamter in der Provinz gemacht hatte, standen dem landeskundigen Staatsmann wegeebnend zur Seite, und es gelang ihm, die während des letzten Jahrzehnts völlig ausgesogenen und verarmten Landestheile zu einer Kulturhöhe empor zu bringen, deren bis heute die Landesbewohner eingedenk geblieben sind, und welche, in Anbetracht des meist unfruchtbaren Bodens des Landes, für andere Provinzen ein nachahmungswürdiges Beispiel darstellte.

Auch in dem viel heimgesuchten Schlesien waren Wunden genug zu heilen. Die beim Beginn der Revolutionskriege eben in gedeihlichem Aufblühen begriffen gewesene Gewerbeindustrie, vornehmlich die Garnspinnerei und Leinwandweberei, vermochte sich nur mühsam wieder zu erholen, ebenso die Verarbeitung der Wolle sowie der Betrieb des Bergbaues; auch Viehzucht und Ackerbau lagen in dem erschöpften Land vielfach danieder. Doch waren, hauptsächlich wol infolge der reichen natürlichen Hülfsquellen des größeren Theiles der Provinz und unter dem Einfluß einer wohlgeordneten Verwaltung, welche der unter dem früheren Minister von Hoym üppig emporgewucherten Korruption

gründlich ein Ende gemacht hatte, die hier herrschenden Zustände noch verhältnißmäßig erträglich zu nennen. Ein frischerer Sinn und ein richtiges Verständniß für die in den Tagen der Noth angebahnten Reformen hatten sich zunächst erst in Breslau zu regen begonnen, wo auch ein regeres Geistesleben Platz gegriffen und die Pflege von Kunst und Wissenschaft in dem gebildeten Bürgerstande, namentlich in den Patrizierfamilien der Provinzialhauptstadt, eine Stätte gefunden hatte. Im Uebrigen lebte, wie der Bürger nur zu seinesgleichen hielt, auch der Landadel ziemlich abgeschlossen für sich, nicht zum Vortheil seiner Entwicklung, da in dem engen Kreise, in welchem er sich bewegte, sein Gesichtskreis nur zu häufig ein beschränkter blieb.

Der Bauernstand war in seiner großen Mehrheit stumpfsinnig und schwerfällig und keineswegs sich allseitig der Vortheile bewußt, die ihm aus der Befreiung von der früheren Erbunterthänigkeit erwachsen mußten. Doch hatte — eine Erscheinung, die seit der Einführung der neuen, jedes waffenfähige Landeskind zum Militärdienst heranziehenden preußischen Wehrverfassung je länger je mehr zu Tage trat — bei einem großen Theile gerade der Landbevölkerung die im Heeresdienste durchgemachte strenge Schule bereits ihren wohlthätigen Einfluß zu äußern begonnen; gar Manchen hatte sie aus seiner Trägheit aufgerüttelt und durch die Erweckung der schlummernden Geisteskräfte ein neues, belebendes Element unter die bisher in stumpfer Gleichgültigkeit dahin lebende große Masse des Landvolkes gebracht.

Der Leser, welcher der vorstehenden Schilderung der Zustände und Stimmungen in den neugewonnenen Provinzen mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, wird nunmehr in der Lage sein, selbst zu ermessen, welche Schwierigkeiten sich der Ausarbeitung und Verleihung einer einheitlichen, den verschiedenartigen Ansprüchen aller Theile des preußischen Staates entsprechenden Reichsverfassung entgegenstellten; er wird, wenn er zudem den Charakter des Königs Friedrich Wilhelm III. und seine fast peinliche Gewissenhaftigkeit, nichts zu thun, von dessen wohlthätigem Erfolg für seine Staaten er nicht auf das Allerbestimmteste überzeugt war, in Betracht zieht, es begreiflich finden, wenn dieser unter dem Einfluß einer immer entschiedener zur Geltung gelangenden Rückschrittspartei wieder und immer wieder vor dem entscheidenden Schritte zurückschreckte und die endliche Erfüllung seines Versprechens, an welches er sich gleichwol bis an sein Lebensende gebunden hielt, schließlich seinem Nachfolger auf dem Throne überließ. Es soll damit allerdings keineswegs gesagt werden, daß die Ueberwindung aller jener Schwierigkeiten, die sich der Verleihung einer einheitlichen Reichsverfassung entgegenstellten, unmöglich gewesen wäre.

Zieht man noch in Betracht, welche Mühe man fortgesetzt von außenher aufwandte, das Verfassungswerk zu hintertreiben und seine Förderer zu verdächtigen, wie man von Wien aus sich in den unziemlichsten Ausdrücken gegen die wortgetreuen Fürsten erging, was Alles dem Könige hinterbracht wurde — Gentz durfte es wagen, von dem verehrungswürdigen Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar als dem „Oberburschen von Weimar" zu sprechen, auch das Thun des Königs Wilhelm von Württemberg ward in Wien stark beargwöhnt —, so wird man Friedrich Wilhelm's Zögern, seine gegebene Zusage zu erfüllen, um so eher begreiflich finden. Metternich selbst schürte gelegentlich persönlicher Unterredungen mit dem Könige die in dessen Seele glimmenden Verdachtsfunken zu Flammen an. Es ward demselben mit Feinheit auseinander gesetzt, wohin die Verfassungsfreunde, Revolutionäre und Demagogen steuerten, daß aber sicherlich die Vereinigung Deutschlands in „einen einzigen, nicht in seine Bestandtheile getrennten Körper" — das Ziel und die Grundlage der Verbrüderung der deutschen Umsturzmänner — die Fürstenmacht in ihren Grundfesten erschüttern müsse. Wenn es Metternich nach und nach gelungen war, sich des ganzen Denkens und Trachtens des Kaisers Alexander zu bemächtigen, darf es da Wunder nehmen, daß König Friedrich Wilhelm ebenfalls bereitwilliger sein Ohr den Vorstellungen eines Mannes öffnete, der sich rühmen durfte,

„ganz Europa zu regieren"? Der König kann freilich trotzdem nicht von der Mitschuld an dem Nichtzustandekommen der Verfassung, an der Nichterfüllung seiner Zusage freigesprochen werden. Leider fuhr er fort, seinem Volke zu mißtrauen und den Schwarzsehern unter den Diplomaten und seinem Hofadel mehr Glauben zu schenken, als es für des Landes Zukunft heilsam war. Er räumte ein zu großes Gewicht den unberechtigten Ansprüchen einer Partei ein, die mit der Verweisung auf altes Herkommen ein gewisses Anrecht auf Bevorzugung begründen zu können glaubte.

Immerhin war, wie die Verhältnisse lagen, zögernde Vorsicht bei der Verleihung einer Verfassung für den Gesammtstaat Preußen gerechtfertigt; denn der Staat, welcher seiner Mission, die Einheit Deutschlands zu begründen, nachkommen wollte, mußte vor Allem selbst ein geschlossenes Staatsganze bilden. Für die verschiedenen Staatsglieder, für Altmärker und Sachsen, Westfalen und Rheinländer, Schlesier und Polen gab es zunächst nur einen einigenden Mittelpunkt — das Königthum der Hohenzollern. Eine gemeinsame Volksvertretung konnte an den großen Aufgaben des Staats erst dann erfolgreich mitwirken, wenn durch eine einheitliche, zielbewußte Verwaltung und auf dem Wege der Volkserziehung die Pfade geebnet waren. Aber jene durchaus angemessene Vorsicht artete in diesem Falle in schädliche Schwäche aus, und in dieser Schwäche, nicht in einem bewußten Zurücktreten des Königs, welcher — wir müssen es immer wiederholen — von vornherein mit dem ernsten Willen, sein Versprechen einzulösen, erfüllt war, liegt dessen Verschulden. Die Rückschrittspartei, welche einen kaum zu überschätzenden Rückhalt an dem Leiter der österreichischen (und bis zu einem gewissen Punkte der europäischen) Politik hatte, verstand es die Schwäche des Königs nur zu wohl zu benutzen und auszubeuten, und so war es gekommen, daß Preußen statt der verheißenen einheitlichen Reichsverfassung nur Provinzialverfassungen — und auch diese nur mit sehr beschränktem Wirkungskreis — für die einzelnen Provinzen erhielt, daß Preußen noch ein volles Vierteljahrhundert unfertige und nach keiner Seite hin völlig befriedigende Zustände sich gefallen lassen mußte, bis endlich unter Stürmen und Unruhen das Jahr 1848 die Erfüllung Dessen brachte, was bei entschiedenem Wollen in Ruhe und Frieden und in angemessenerer Form schon viele Jahre früher dem preußischen Volke hätte gewährt werden können und müssen.



Oberschlesische Trachten.

Die Provinzialverfassung.

Wir haben das Zustandekommen der Provinzialverfassung bis zum Augenblick ihrer Veröffentlichung und formellen Einführung verfolgt, wir haben auch der lebhaften Antheilnahme des Kronprinzen, des späteren Königs Friedrich Wilhelm IV., an der Ausarbeitung derselben gedacht. Es erübrigt nur noch, einen Blick auf ihre wesentlichsten Bestimmungen sowie auf ihre Wirksamkeit, die nach dem oben Gesagten allerdings nur eine sehr beschränkte und geringfügige sein konnte, zu werfen.

Die Verleihung der Provinzialverfassung für die Mark Brandenburg, die Niederlausitz, die Provinzen Preußen und Pommern sammt Rügen erfolgte, nach den vorgängigen allgemeinen Gesetzen vom 5. Juni und den besonderen Bestimmungen vom 1. Juli, am Geburtstage des Königs, am 3. August 1823; am 27. März 1824 wurde sie dann auch für die übrigen Landestheile, für Schlesien, Glatz und die Oberlausitz, für die Rheinprovinz sowie für die Provinzen Sachsen, Posen und Westfalen veröffentlicht und eingeführt. Die verordneten Provinzialstände setzten sich zusammen aus drei Ständen, nur in Schlesien, Sachsen, Westfalen und der Rheinprovinz aus vier Ständen, und zwar bei drei Ständen aus den Standesherren (Fürsten und Herren und Ritterschaft), den Städten und dem bäuerlichen Stande, wogegen bei vier Ständen sich Standesherren und Ritterschaft getrennt hielten. Die Wahl zu diesen Provinzialständen erfolgte auf sechs Jahre, mit der Bestimmung, daß alle drei Jahre die Hälfte der Gewählten ausscheiden sollte. Bei dem Bauernstande war die Wahl eine indirekte. Die Provinziallandtage sollten alle zwei Jahre einberufen werden, insofern hinreichende Veranlassung dazu vorlag. Der Vorsitzende jedes Provinziallandtages war der Landtagsmarschall, der gleich seinem Stellvertreter von dem Monarchen aus den Abgeordneten des ersten Standes für die Zeit vom Beginn des Landtages bis zu der Eröffnung des nächstfolgenden ernannt wurde. Die Mittelsperson zwischen dem König und den Ständen war der königliche Landtagskommissarius. Die Mitglieder und Abgeordneten aller Stände einer Provinz verhandelten über die ihnen vorgelegten Gegenstände gemeinschaftlich. In solchen Fällen aber, wo die Interessen der Stände einander gegenüber traten, fand eine Sonderung in Theile statt, sobald zwei Drittheile der Stimmen eines Standes, welcher sich durch den Beschluß der Mehrheit verletzt glaubte, darauf drang. Es verhandelte dann die Versammlung nicht mehr in ihrer Gesammtheit, sondern nach einzelnen Kurien. — Die Abgeordneten erhielten Reiseentschädigung und Diäten.

Die Provinzialstände, welche das gesetzmäßige Organ zur Kundgebung der Wünsche und Bedürfnisse der verschiedenen Stände in jeder Provinz bildeten, hinterließen hinsichtlich ihrer Wirksamkeit, die schon von den Zeitgenossen als sehr gering angeschlagen wurde, kaum Nennenswerthes in der Erinnerung des nachfolgenden Geschlechts. Sie konnten sich auch schon um deswillen des rechten Vertrauens im Lande nicht erfreuen, weil die Sitzungen nicht öffentlich waren, und weil Das, was aus ihren Verhandlungen durch den Druck bekannt gemacht wurde, der Oberaufsicht des königlichen Landtagskommissarius unterlag. Auch Das, was die zur Berathung wichtiger Regierungsvorlagen von dem Landtagsmarschall, sowie für die Geschäfte der laufenden Verwaltung von dem Landtage selbst bestellten Ausschüsse zu Stande brachten, genügte nicht, um das Institut der Provinzialstände populärer zu machen und in besseren Kredit zu bringen. — Dabei bestanden in der Altmark, der Kur- und Neumark laut Verordnung (vom 17. August 1825), in der Niederlausitz (vom 18. November 1826), in der Oberlausitz (laut Provinziallandtagsabschied vom 2. Juni 1827), in Pommern (vom 17. August 1825) besondere Kommunallandtage, welche, ähnlich wie die Provinziallandtage zusammengesetzt, alljährlich in Sachen der Kommunalangelegenheiten beriethen, namentlich die Geschäfte der Landarmen-, Taubstummen-

und Irrenanstalten, des Feuerversicherungs-, des Grund-Steuer- und Schuldenwesens wahrzunehmen und — unter gewissen Beschränkungen — auch selbst zu verwalten hatten.

Weiterhin wurden in einzelnen landräthlichen Kreisen der Monarchie in den Jahren 1825—1828 Kreisstände eingeführt. Hierbei war jeder Besitzer einer Standesherrschaft oder eines landtagsfähigen Ritterguts des Kreises zur Stimmenabgabe berechtigt; die Städte und Landgemeinden aber waren auf dem Kreistage durch Deputirte vertreten. Vorsitzender der Versammlung war der Landrath, welcher die Kreisstände wenigstens einmal im Jahre zusammenzuberufen hatte, wogegen die Kreisstände Antheil nahmen an den Wahlen der Landrathsamtskandidaten, was in einzelnen Kreisen durch die Rittergutsbesitzer allein, in anderen Landestheilen durch die gesammten Kreisstände bewirkt wurde. Die Wählbarkeit znm Landrathsamt war vom Besitze eines gewissen Grundeigenthums abhängig. In den östlichen Provinzen konnten nur Rittergutsbesitzer dazu gewählt werden, während in Westfalen und den Rheinlanden sich die Wahl auch auf andere notable und geschäftskundige ländliche Grundbesitzer richten konnte.

Aus der Reihe der drei vorgeschlagenen Kandidaten ernannte der König jedesmal einen. — Den Kreisversammlungen war endlich die Wahl der Kreisdeputirten, der Amtsgehülfen und Stellvertreter des Landraths übertragen worden, welche gleichfalls aus Grundbesitzern zu erküren waren und außerdem in ihren Aemtern von der Regierung bestätigt werden mußten. Auch die Kreistagsbeschlüsse wurden veröffentlicht, doch bedurften sie zu ihrer Durchführung in der Regel der Genehmigung der Regierung. Die Kreisstände waren bei allen auf die Kreisbedürfnisse sich beziehenden Abgaben, Leistungen und Naturaldiensten zu hören. Dieselben prüften ferner die Rechnungsvorlagen über alle hierzu verwendeten Gelder, wählten die zur Verwaltung der Kreiskommunalangelegenheiten erforderlichen Beamten u. s. w.

Die Gemeindeverfassung für die preußische Monarchie trat erst in den sechziger Jahren ins Leben. — Die Wahrnehmung der Interessen der Städte erfolgte durch den resp. die Bürgermeister oder den theils besoldeten, theils unbesoldeten Magistrat und die die Thätigkeit derselben in allen wichtigeren Angelegenheiten kontrolirende Stadtverordnetenversammlung. Auch hier war die Wahl auf sechs Jahre giltig; alle zwei Jahre hatte ein Drittheil der Mitglieder auszuscheiden, und die Ausscheidenden waren durch neue Wahlen zu ersetzen. Die Stadtverordneten beschlossen über alle Gemeindeangelegenheiten, soweit dieselben nicht ausschließlich dem Magistrat oder dem Bürgermeister überwiesen waren.

Damals bestand noch hinsichtlich der Verfassung der Landgemeinden die Einrichtung, daß die Rittergüter zur Bildung von selbständigen, den Gemeinden gleich zu achtenden Gutsbezirken berechtigt waren. In den östlichen Provinzen und in Westfalen nahm der Gemeindevorsteher, Schulze, Amtmann oder Dorfrichter, die ländlichen Angelegenheiten wahr unter Mitwirkung einer Gemeindeversammlung, deren Mitglieder gleichfalls auf sechs Jahre gewählt wurden.

Man sieht hieraus, daß es an Interessenvertretung der Stände und selbst an einer allgemeinen Vertretung der Provinzialinteressen im Grunde nicht gefehlt hat. Aber im Großen und Ganzen waren Land und Leute an Selbstverwaltung ihrer Angelegenheiten noch zu wenig gewöhnt; das Interesse, welches den gegenwärtig bestehenden Landtagen entgegen gebracht wird, fehlte in höchst bedauerlicher, aber sehr wohl erklärlicher Weise den Provinziallandtagen, so daß sich auf deren Wirksamkeit bedeutungsvollere Rückblicke nicht thun lassen. Ausschlaggebendes vermochten diese schon wegen ihrer beschränkten Befugnisse und ihres eingeengten Geschäftsganges nicht zu leisten. Im Allgemeinen gelangten sie überhaupt über den schon betonten Gesichtspunkt der Interessenvertretung nicht hinaus, und daß es dabei — zumal mit Rücksicht auf die höchst ungleichmäßige Vertheilung der Stimmen und die einseitige Bevorzugung des grundbesitzenden Adelsstandes — an scharfen

Gegensätzen nicht gefehlt hat, bedarf kaum der Erwähnung. Das Vorwiegen des Adels in den Provinziallandtagen war in der That so übermäßig stark, daß schließlich die freisinnigeren bürgerlichen und auch die bäuerlichen Kreise, der vergeblichen Arbeit müde, sich mehr und mehr der Theilnahme an den unerquicklichen Verhandlungen enthielten und in der Erwartung einer besseren Zeit, welche auch ihnen volle Genugthuung widerfahren lassen werde, der bei geschlossenem Auftreten ohnehin stets den Ausschlag gebenden Adelsvertretung nur zu viel freies Spiel ließen.

Trotz der Vorenthaltung einer allgemeinen Reichsverfassung blieb die preußische Staatsverwaltung — Dank der Energie und Tüchtigkeit ihrer hervorragendsten Leiter, die, wenngleich in Verfassungsfragen reaktionär gesinnt, doch um die materielle Hebung des Landes und seiner Bewohner mit eifriger Sorge erfüllt waren — an Leistungsfähigkeit hinter den konstitutionell regierten Staaten in Mittel-, Süd- und Westdeutschland nicht zurück, was wir bereits mehrfach hervorhoben. Im Gegentheil, gerade in letzteren, wo Verfassungskämpfe und kleinliche Streitigkeiten zwischen den Regierungen und den Landesvertretungen sich an der Tagesordnung hielten, fanden manche Verbesserungen, die in Preußen — freilich ohne der Regierung von Seiten der in gerechtem Unmuth verharrenden Bevölkerung großen Dank einzutragen — mit regem Eifer in Angriff genommen wurden, langsamer oder gar nicht Eingang.

Jene durch die mangelnde Gewohnheit der Handhabung konstitutioneller Rechte erklärlichen und entschuldbaren unfruchtbaren Verfassungsstreitigkeiten und Konflikte in den mittel- und süddeutschen Staaten gaben denn auch den Verächtern der konstitutionellen Staatsform nur zu bald scheinbar begründeten Anlaß, dieselbe als einen lästigen und unnützen „Luxus oder Prunk des modernen Staatslebens“ zu bezeichnen, als „ein dem Volke überlassenes politisches Spielzeug“, das man höchstens „als Sicherheitsventil zur Ablenkung von Mißvergnügen aller Art“ gelten lassen dürfe. So viel aber steht, wie die Folgezeit lehrte, fest, daß Diejenigen schließlich Recht behielten, welche immer wieder darauf zurückkamen, daß das Volk nun einmal jenen „Prunk“ durchaus nicht entbehren wolle, daß es denselben keineswegs als eine Last ansähe, und daß für eine Einrichtung, welche von den Bayern, Schwaben, Badensern, Sachsen, Hessen und Thüringern ertragen und gern ertragen wurde, wahrlich auch der deutsche Michel am Rhein, in der Mark, Pommern, Schlesien und Preußen nicht zu schwach sein werde. In parlamentarischen Kämpfen, meinten die Verfassungsfreunde, werde er zuverlässig auch seine Vollkraft darthun; habe sich der preußische Staatsbürger tüchtig und würdig zum Ertragen einer Wehrverfassung gezeigt, welche den Unterthanen fortwährend außerordentliche Opfer auferlege, so dürfte er wol auch als werth und reif zur Uebung der Pflichten und Rechte verfassungsmäßiger Zustände anzusehen sein.

Daß nach der Verleihung der Provinzialverfassungen noch ein volles Vierteljahrhundert dahinging, ehe dem preußischen Volke in seiner Gesammtheit das Erstrebte zutheil wurde, ist weiter oben bereits angedeutet worden. Es war eine schwere Zeit für die Freiheitsfreunde, und Mancher von ihnen hat während derselben, an der Möglichkeit des Erfolges verzagend, auf die Erfüllung seiner Hoffnungen verzichtet, Mancher ist unter den unausgesetzten Verdächtigungen und Verfolgungen der Fahne untreu geworden, die er als Jüngling in Begeisterung hoch gehalten hatte. Aber Viele haben auch im Jahre 1848 als gereifte Männer wieder in erster Reihe gestanden; sie bildeten den festen Kern und Mittelpunkt, um welchen sich die zahlreichen Gleichgesinnten der jüngeren Generation scharten, sie waren es, welche der entscheidenden Bewegung jenes Jahres den idealen Charakter wahrten.



Alexander von Humboldt. Karl Ritter. Berthold Georg Niebuhr.
Georg Wilhelm Friedrich Hegel. Friedrich Karl von Savigny.

Wiederaufblühen von Kunst und Wissenschaft unter Friedrich Wilhelm III.

Zu Beginn der Friedenszeit nach 1815 sangen noch laut aus stolz geschwellter Brust die Freiheitsdichter, deren Weisen unsere Krieger in den Kampf begleitet hatten; begeistert durch die Thaten des Volkes in Waffen, durch die mit bewunderungswürdigem Heldenmuth erfochtenen Siege über den Cäsar des Jahrhunderts erwarteten sie das Eintreten einer neuen Aera herrlichster Geistesblüten unseres Volkes, welches endlich nach langer Erniedrigung im Kampfe um die Freiheit sich selbst wiedergefunden. Der Höhepunkt des zweiten klassischen Zeitalters der deutschen Dichtkunst war damals bereits vorüber. Schiller war todt, der ihm geistesverwandte und Großes verheißende Theodor Körner war auf dem Felde der Ehre gefallen, der alternde Goethe besaß nicht mehr jene Fülle genialer poetischer Schaffenskraft, der wir seine Meisterwerke, die Zierden der deutschen, zugleich Muster für alle Literaturen, zu danken haben; aber noch schwelgte das nachgeborene Geschlecht im Hochgenuß der ihm in den letzten Jahrzehnten überkommenen literarischen Schätze. Gelang es auch den poesiereichen Strebern des zweiten Decenniums, auf kurze Frist das vorwiegende Interesse von den unvergänglichen Schöpfungen unserer Dichterfürsten abzulenken und ihren eigenen Produktionen zuzuwenden, so währte doch die Bevorzugung der „romantischen Schule“, auf deren Wirken und Treiben wir an anderer Stelle eingehender zurückkommen, nur bis

zu den Tagen der Ernüchterung, die leider nur zu bald als Folge der unbefriedigenden Gestaltung der politischen Zustände in unserem Vaterlande an die Stelle des durch den Freiheitskampf geweckten begeisterungsvollen Aufschwunges trat.

Dem deutschen Schriftenthum war gerade Dasjenige zu statten gekommen, was man, nur dem äußeren Scheine folgend, als ein nationales Unglück zu betrachten geneigt war; wirklich ist es auch von mancher Seite als ein solches hingestellt worden. Wir meinen das kühle und ablehnende Verhalten Friedrich's II. gegenüber dem Aufleuchten des Genius der deutschen Dichtkunst, dessen Einwirkung während der Regierung des großen Königs bereits Geist und Herz aller gebildeten Kreise des deutschen Volkes bewegte. Aber gerade dieser königlichen Ungunst verdankt, wie neuerdings einer unserer vornehmsten Historiker dargelegt hat, unser Schriftenthum seine freiheitliche Entfaltung. Die Gleichgiltigkeit jenes ruhmreichen Königs gegen die deutsche Literatur ist freilich auch neben Anderem die Ursache gewesen, daß es unseren Geistesheroen so schwer fiel, den preußischen Staat und sein Volk entsprechend zu würdigen und zu verstehen. Von Goethe wissen wir aus seinem bekannten, auch von uns citirten Ausspruch, daß er die segensreiche Einwirkung der Großthaten des preußischen Volkes unter seinem einzigen König auf die Erweckung einer höheren, edleren Richtung im deutschen Schriftenthum erkannte.

Der Kultus des Schönen und Erhabenen hatte längst auch in Preußen begonnen, ja auch hier war ihm, wie im übrigen Deutschland, von auserlesenen Kreisen zeitweilig mehr Theilnahme und Pflege zugewendet worden, als den vaterländischen Interessen.

Wie unter Friedrich dem Großen, der bald nach dem Schlusse des Siebenjährigen Krieges die Welt durch großartige Pracht- und Nützlichkeitsbauten überraschte, so brach auch unter Friedrich Wilhelm III., trotz der Verlegenheiten und Schwierigkeiten nach der alle Kräfte des Staates nahezu aufzehrenden Kriegsperiode, für die Künste und ihre Meister, für die Wissenschaft und ihre Vertreter 1815 eine bessere Zeit an. Mit der allmählichen Hebung des Wohlstandes im Lande begann schon bald nach dem Frieden ein gewisser gewerblicher Wetteifer sich zu zeigen, welcher, von Jahr zu Jahr reger werdend, nach dem Inslebentreten des Zollvereins die preußische Hauptstadt binnen wenigen Jahrzehnten zu einem Weltindustrieplatz erhob. Nachdem die Ordnung und Regelung des Finanzwesens in erleuchtetem Geiste gelungen und des Königs haushälterisches Beispiel in Hinsicht auf Beschränkung der Ansprüche an das Leben allseitig gute Früchte getragen, erweiterte sich mit dem wiederkehrenden Wohlstande allgemach auch der Gesichtskreis des Bürgers; er stellte größere Anforderungen an das Leben, und an Stelle der bisherigen Bedürfnißlosigkeit durften Komfort und Luxus und vor Allem die jene befördernden und veredelnden schönen Künste ihr Haupt wieder erheben.

Die Tonkunst ist in unserer Zeit die am meisten populär gewordene Kunst; sie ist als die jüngste der Neuzeit vielleicht die größte Errungenschaft seit den schönen Tagen der Kunstblüte Griechenlands. — Die Musik auf dem Theater, oder die Oper und das Singspiel, wie man sie heute kennt, ist im Grunde ein Kind des achtzehnten Jahrhunderts, und wir haben einzelne Phasen der Entwicklung des Theaters in dieser Richtung bereits früher kennen gelernt. Schon im vorigen Jahrhundert hatten die kunstliebenden Kreise, namentlich einzelne Höfe, die Musik in ihren verschiedenen Kunstformen, vor Allem als Oper, begünstigt; es war jedoch fast ohne Ausnahme die italienische Musik, die sich dieser Gunst erfreute, der diese Pflege zugute kam. Erst nachdem eine ganze Reihe hervorragender, zum Theil unübertroffener deutscher Tonmeister, voran Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven, nebenbei auch Winter und Weigl, die deutsche Tonkunst auf dem Theater zu hohen Ehren gebracht hatten, bildete sich auch in der Folgezeit die deutsche Musik und die deutsche Oper durch Karl Maria von Weber's volksthümliche Weisen, durch Spohr's Anmuth und Gediegenheit und weiterhin durch die preiswürdigen Leistungen von Meistern wie Marschner, Kreutzer, Lortzing und Mendelssohn nach den verschiedensten

Seiten hin aus. In der Zeit aber, von welcher wir hier vorzugsweise sprechen, lebte vor Allem der Name Spontini's, der damals als Generalmusikdirektor in Berlin den Taktstock schwang, in dem Munde aller Musikkenner und Musikfreunde. Keine seiner späteren Opern, wie „Ferdinand Cortez", „Nurmahal" ꝛc., hat freilich den Erfolg seiner ersten, schon im ersten Decennium dieses Jahrhunderts entstandenen großen Oper „Die Vestalin" überholt; fast alle sind heute vergessen, aber seiner Zeit erfreute er sich viele Jahre hindurch einer außerordentlichen Beliebtheit, ja er galt Vielen als erste Größe. Erst im dritten Jahrzehnt verdrängten Weber's melodiöse und liederreiche Werke, „Freischütz", „Oberon" und später „Euryanthe", die bis dahin zu sehr begünstigte Muse Spontini's aus dem Vordergrund der Bühne, und sie trat gänzlich zurück, als Rossini durch seinen „Barbier von Sevilla" und „Wilhelm Tell", Bellini durch seine einschmeichelnden Opernweisen in „Romeo und Julia", vornehmlich aber durch seine „Norma" die Gunst der Zuhörer gewann, als Meyerbeer's imposante Opern und glänzende Ausstattungsstücke sowie Auber's reizvolle, den nationalen Freiheitsdrang anspornende „Stumme von Portici" die musikalische Welt elektrisirten.



Gasparo Spontini.

Die Hausmusik. Zu der Zeit, als unsere großen Dichter und Sänger den gleichzeitig wirkenden Musikern, oft Künstlern ersten Ranges, kaum vorübergehende Beachtung zutheil werden ließen, war die Musik schon die liebste Hausgenossin gerade jener Kreise, in denen die feinere ästhetische Bildung noch nicht Eingang gefunden hatte, und nicht wenige Künstler von Bedeutung haben in der Hausmusik den ersten Grund zu ihrer Größe gelegt. Wie Wenige denken doch, wenn sie die Werke Klopstock's, Lessing's, Goethe's, Herder's, Schiller's zur Hand nehmen, an die für die Kultur- und Kunstgeschichte so hohe Bedeutung der fast gleichzeitig wirkenden Tondichter!

In derselben Zeit, in der die Geister vorzugsweise nach Hellas und Rom schweiften, um sich in den Blütenhallen klassischer Dichtkunst zu ergehen, in derselben Zeit schufen der Großmeister der geistlichen Musik, Johann Sebastian Bach, und der Meister der weltlichen Musik, Josef Haydn, ihre unvergänglichen Werke und erweckten und nährten durch dieselben in den weitesten Kreisen den Sinn für und die Freude an der Musik, deren Pflege, wenn diese sich von Einseitigkeit und Ausschließlichkeit frei hält, auf Kultur und Gesittung der Völker den heilsamsten Einfluß übt und allezeit üben wird.

Im Gegensatz zur Bühne, wo das sinnberauschende Zusammenspiel des Gesangs und des Orchesters seine Stätte findet, ist auf dem Gebiete der Hausmusik vor Allem das Klavier dasjenige Instrument, dessen Klänge sozusagen die musikalische Umgangssprache repräsentiren. Schon in der Zeit, die wir hier betrachten, war es das Lieblingsinstrument der musikliebenden Kreise geworden, nur hier und da machten ihm ausnahmsweise wol auch Violine und Cello, Flöte und Guitarre den Rang noch streitig.

Die Kulturgeschichte kennt keine Epoche, in welcher die Musik in gleichem Umfange, wie es in unserer Zeit der Fall ist, das häusliche Leben sowie die Oeffentlichkeit beherrscht hätte. Seit Jahrzehnten wird die Musik fast ausnahmslos in jeder gebildeten Familie eifrig, oft übereifrig gepflegt, ja sie beeinträchtigt nur zu häufig die Beschäftigung mit der schönen Literatur und beherrscht fast ausschließlich diejenigen Kreise, in denen die feinere ästhetische Bildung noch nicht Eingang gefunden hat. Die Musik, namentlich die Hausmusik, ist, zumal seit der Wiederbelebung des Volksgesanges, so recht eigentlich die Domäne der höherstrebenden bürgerlichen, weniger der vornehmen Kreise.

Das Theater. Je weniger die Hausmusik von der vornehmen Gesellschaft gepflegt ward, um so mehr wendete sich das Interesse der Hofkreise, überhaupt der höheren Gesellschaft, dem Theater zu. — Auch für die Schauspielkunst war im vorigen Jahrhundert in Preußen eine neue Aera angebrochen, seitdem die wandernden Theater sich zum Theil in ständige Hof- und städtische Theater verwandelt hatten. Große Fortschritte sind seitdem, Dank der Wirksamkeit Schröder's in Hamburg, Dalberg's in Mannheim, Goethe's und Schiller's in Weimar, Iffland's und Brühl's in Berlin, Klingemann's in Hannover, Tieck's in Dresden, Immermann's in Düsseldorf, gemacht worden. — Bereits im vorigen Jahrhundert begann die bahnbrechende Wirksamkeit August Wilhelm Iffland's, welcher als Direktor des Nationaltheaters schon 1796 nach Berlin berufen und dort als Generaldirektor der königlichen Schauspiele am 22. Dezember 1814 verstorben ist. Seine Leistungen in dieser seiner Eigenschaft, sowie als Theaterdichter, vornehmlich als Sittenmaler, sind unvergessen. Ihm wird eine große Menschenkenntniß und mit Recht eine bis in die geringfügigsten Umstände gehende Bekanntschaft mit den Erfordernissen des Theaters nachgerühmt. Er war es auch, welcher den großen Ludwig Devrient nach Berlin zog, ohne denselben als Nebenbuhler seines Ruhmes zu fürchten, und uneigennützig genug war, ihn zugleich als Denjenigen zu bezeichnen, welcher ihn dereinst zu ersetzen vermöchte. Seitdem gehörte Ludwig Devrient der Berliner Bühne an und blieb sein Leben lang der gefeierte Liebling des Publikums. Leider aber war ihm, der in seiner genialen Ungebundenheit auf die Schonung seines Körpers zu wenig Bedacht nahm, ein früher Tod beschieden — er starb am 30. Dezember 1832. Auch der Nachfolger Iffland's in der Oberleitung der königlichen Theater, Graf Karl Paul Brühl, entwickelte als Theaterintendant eine so ernste, selbst das Kleinste nicht ausschließende Thätigkeit, daß zum guten Theil mit auf seine Direktionszeit die hohe Stellung des Schauspiels in Berlin zurückzuführen ist.

Vorwiegend wurden auf der Berliner Bühne natürlich die unsterblichen Meisterwerke unserer deutschen wie der hervorragendsten ausländischen Klassiker aufgeführt; es standen die Dramen Goethe's, Schiller's und Lessing's, daneben die eben damals durch die vorzügliche Uebersetzung von Schlegel und Tieck dem deutschen Volke zugängig gemachten Dramen und historischen Schauspiele des großen Briten Shakespeare, ferner die Lustspiele Molière's, die romantischen Schauspiele Calderon's und Moreto's in erster Linie auf dem Repertoire. Aber auch den zum Theil recht bedeutenden dramatischen Leistungen der gleichzeitig lebenden Theaterdichter wurde die verdiente Berücksichtigung zutheil; unter diesen Letzteren waren es, außer dem bereits oben erwähnten August Wilhelm Iffland, Kotzebue, Heinrich v. Kleist, Houwald, Zacharias Werner, Müllner, Raupach, auch Auffenberg, Ferdinand Raimund, Bauernfeld und die Birch-Pfeiffer, denen die Gunst des Publikums zugewandt war und lange Zeit zugewandt blieb.

Der König erwies sich als ein Freund des Theaters und er begünstigte Schauspiel und Oper gleichmäßig. Allerdings fehlte es ihm, wie für die Kunst überhaupt, so auch für die höhere Schauspielkunst und die Kunst dramatischer Dichtung an der rechten Begeisterung; aber andererseits wußte er den großen Einfluß einer gut geleiteten mustergiltigen Bühne in der Hauptstadt und als Schmuck derselben das Ballet sehr wohl zu schätzen,



Meister der deutschen Schauspielkunst.

und er ließ es sich deshalb angelegen sein, die tüchtigsten und hervorragendsten Kräfte auf diesem Gebiete nach Berlin zu ziehen und dauernd an die Hofbühne zu fesseln. Er stellte, soweit die zeitweilig sehr beschränkten Mittel des Staates es gestatteten, den Leitern des hauptstädtischen Theaterwesens bereitwillig diejenigen Summen zur Verfügung, welche erforderlich waren, dasselbe auf der Höhe der Zeit zu erhalten.

Seit Berlin seine Anziehungskraft in immer steigendem Maße auf das emporstrebende Geschlecht der Künstler zu äußern begann, mehrten sich die Talente ersten und zweiten Ranges, welche in der preußischen Residenz Ehren und Vortheile zu finden erwarteten, und denen eine schaulustige Menge von Kunstkennern und Kunstfreunden von Nah und Fern im Opern- wie im Schauspielhaus reichen Beifall zujauchzte.

Mit freudigem Stolze nannte der Berliner, wenn die Wiener ihr Hofburgtheater und dessen glänzende Repräsentanten rühmten, aus der Reihe der vornehmsten Darsteller Berlins: Ludwig Angely, Fritz Beckmann, Franz Hoppé, Moritz Rott, Karl Seydelmann, Wilh. Stich, A. W. Hesse, Joseph Wagner, Theodor Döring, Ludwig Dessoir, die Schauspielerfamilie Unzelmann (Ferd. u. Karl Wolfgang, sowie Auguste und Bertha Unzelmann) u. A.; unter den ausgezeichneten Schauspielerinnen waren es: Karoline Bauer, Charlotte Birch(-Pfeiffer), Minona Frieb-Blumauer, Henriette Collet, Auguste Crelinger, Charlotte von Hagn, Karoline Jäger, Bertha Stich, Friederike Werdy u. A., sodann die viel beliebten Sänger: K. Ad. Bader, H. Blumauer, Fr. Eunicke, die Familie Formes, J. G. Grünbaum, Franz Jäger, Aug. Kindermann, Ed. Mantius, die dramatischen Sängerinnen: Karoline Bercht, Henriette Bertha Carl, Amalie Hänel, Auguste Krüger, Rahel Rietz, Pauline von Schätzel, Johanna Schulz, Henriette Sontag, Karoline Seidler, sowie die Familie Wranitzki, endlich die Familien Elßler und Taglioni, aus welchen die berühmtesten Solotänzerinnen unseres Jahrhunderts (Fanny und Therese Elßler sowie die beiden Marien Taglioni) hervorgingen, denen einer der gepriesensten Dichter unserer Zeit nachrühmte, sie hätten durch den Tanz die Musik mit dem Aether vermählt.

Um dieselbe Zeit kleidete sich die preußische Landeshauptstadt Berlin auch äußerlich in ein stattlicheres Gewand. Von der Meisterhand einer Zahl hochbegabter Bildhauer und Baumeister entworfen und gefertigt, entstanden zum Schmuck der Residenz zahlreiche Prachtbauten und eine Reihe von Denkmälern zur Erinnerung an die Großthaten der Männer, deren Namen für alle Zeiten in den preußischen Geschichtsbüchern verzeichnet stehen. — Hier nun scheint es am Platze, der Entwicklung des Kunstlebens dieser Epoche in Deutschland und namentlich in Preußen besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Malerei. Seit Winckelmann durch seine Hinweisungen auf die mustergiltigen Erzeugnisse der Kunst des klassischen Alterthums und Lessing durch seine scharfsinnigen kritischen Untersuchungen ein neues Verständniß, vorzugsweise auf dem Gebiete der alle Zeit unübertroffenen griechischen Kunst, angebahnt hatten, machte sich erst leise und allmählich, bald aber mit urkräftiger Gewalt in allen Kreisen der Künstlerschaft eine verjüngende Strömung bemerkbar, die schnell auch verwandten Richtungen neues, vielverheißendes Leben verlieh.

Noch vor Ablauf des vorigen Jahrhunderts hatte der Schleswiger Asmus Carstens durch seine gewaltigen Kompositionen dargethan, daß er dem Studium der Kunstschöpfungen der Vergangenheit nicht vergebens obgelegen, und seine Nachfolger J. A. Koch, Reinhart, Schick, Wächter und Andere trugen, indem sie die gleichen Bahnen einschlugen, zur Wiederbelebung der arg verkümmerten Malerei in Deutschland das Ihrige bei. Zugleich hatte um den Anfang unseres Jahrhunderts in Rom eine neue Aera für die Bildhauerei begonnen, als Canova, Meister Bertel Thorwaldsen und weiterhin Dannecker u. A. den Lorber um ihre Schläfen winden durften. — In Rom war es, wo damals ein kunstsinniger deutscher Fürstensohn, Kronprinz Ludwig von Bayern, in diesen Kreis hochbegabter

Künstler eintrat, deren Schaffen eine neue, glänzende Kunstepoche einleitete. Zurückgekehrt in die Heimat, erwarb sich der feinsinnige Wittelsbacher Ludwig nach seiner (1825) erfolgten Thronbesteigung als einer der hervorragendsten Förderer der Kunst den Namen des „Künstlerkönigs“. Unter ihm ward München der Mittelpunkt einer neuen Kunstperiode in Deutschland; unter seinem Schutze entfalteten sich Bildhauerei, Malerei und Baukunst zur schönsten Blüte. König Ludwig I. von Bayern ist in der That als der Schöpfer des neuen München anzusehen. Seine geläuterten Kunstanschauungen wurden maßgebend bei der Reorganisation der Akademie der Künste, sowie bei Errichtung jener Prachtbauten, welche das heutige München schmücken, so bei der Allerheiligen- und der Ludwigskirche, der Basilika, der Bibliothek, dem Universitätsgebäude, der alten und neuen Pinakothek, der Aukirche, auch der Walhalla bei Regensburg u. s. w. Er verstand es wie Wenige, zur Ausführung aller dieser Prachtbauten die rechten Leute heranzuziehen.



Das Schauspielhaus in Berlin.

Vom Könige selbst angeregt und in ihren Bestrebungen gefördert, leisteten hier in freudigem Wettstreit wahrhaft Großes und Unvergängliches die Architekten: Leo von Klenze, Friedrich von Gärtner, Josef Daniel Ohlmüller, Ludwig Lange &c., die Bildhauer Ludwig Schwanthaler, Max Widnmann, Friedr. Brugger, Johann Halbig u. A. m., unter den Malern vor Allem Karl Rottmann, die beiden Heß, Peter von Cornelius, Wilh. von Kaulbach, Ludw. Schnorr von Carolsfeld und Moritz Schwind.

In Preußen hatte das Kunstleben am Hofe einen eigentlichen Mittelpunkt nicht gefunden. Einmal war es mit den materiellen Mitteln knapp bestellt, daher Friedrich Wilhelm III. den Kunstbestrebungen, die im Drange der Zeiten ohnehin nur geringe Pflege hätten finden können, keine bedeutende Unterstützung zuzuwenden vermochte; fürs Andere wiesen ihn weder Neigung, noch Charakter und Lebensanschauungen auf dieselben hin. Er war sich überdies der Unzulänglichkeit des eigenen Urtheils in Kunstfragen zu sehr bewußt, als daß er sich hätte zu dem Versuche veranlaßt sehen sollen, in der anregenden

Weise, wie es von dem König Ludwig von Bayern zu rühmen war, mit der Künstlerschaft zu verkehren, die bereits auch in Berlin eine große Zahl namhafter, ja hervorragender Vertreter zählte. Gleichwol aber brachte der König wie der Schauspielkunst so auch den bildenden Künsten ernste Werthschätzung entgegen und ließ es sich angelegen sein, die Kunstthätigkeit in der Hauptstadt nach Kräften zu fördern. Im hellsten Lichte zeigte sich die königliche Fürsorge bei der Gründung der Berliner Kunstmuseen, die wir alsbald näher zu besprechen haben werden.

Der hervorragendste und bedeutendste unter den zu Anfang unseres Jahrhunderts in Berlin wirkenden Künstlern war der Bildhauer und nachmalige Direktor der Akademie der Künste Joh. Gottfried Schadow. Um ihn, als um ihren natürlichen Mittelpunkt, scharte sich die Künstlerschaft der Hauptstadt, wie auch aus seiner Schule eine Zahl hochbedeutender, zum Theil noch heute wirkender Künstler hervorgegangen ist. Unter seinen bekanntesten und hervorragendsten Werken seien nur genannt die meisterhaft ausgeführten Statuen Zieten's und des „alten Dessauer" in Berlin, Friedrich's des Großen in Stettin, Tauentzien's in Breslau, Luther's in Wittenberg. Das Viergespann auf dem Brandenburger Thor zu Berlin ist gleichfalls sein Werk; es wurde von ihm modellirt und von dem Kupferschmied Jurg in Potsdam in Kupfer getrieben. Des älteren Schadow Einfluß auf die Kunstrichtung jener Zeit kann gar nicht hoch genug angeschlagen werden; war er doch einer der Ersten, die es wagten, dem manierirten Idealismus des achtzehnten Jahrhunderts eine kräftige, mit edlem Stil verbundene Charakterdarstellung entgegenzusetzen. — In gleichem Geiste wirkte sein Sohn, der Historienmaler Friedr. Wilh. von Schadow — der in Rom unter Cornelius, Overbeck und Führich seine Studien gemacht hatte — als Direktor der Kunstakademie zu Düsseldorf, wo sich bald die fähigsten Schüler um ihn sammelten. Er ist als Gründer der Düsseldorfer Kunstschule anzusehen. Unter seiner Leitung bildeten sich Meister wie: Lessing, Hübner, Sohn, Hildebrandt, Schirmer, Prayer, Schrödter, Reinick, Stilke, Daege, Rethel, Kretzschmer und viele Andere. — Christian Rauch ist der Meister, welcher zu Berlin in würdigster Weise in Johann Gottfried Schadow's Fußstapfen trat. Auch er hatte aus dem nie versiegenden Born der Kunstheimat Rom jene Begeisterung geschöpft, welche ihn zu unsterblichen Leistungen befähigte. Indem er die Kunstaufgabe seiner Zeit von der idealen Seite erfaßte, wußte er mit der schönen Formgebung zugleich die höchste Naturwahrheit zu verbinden. Eines seiner gepriesensten Werke ist das Denkmal zur Erinnerung an Preußens unvergeßliche Königin Luise im Mausoleum zu Charlottenburg; höchsten Liebreiz athmend liegt die Marmorgestalt der Königin neben ihrem Gatten auf einem Ruhebett, wie im Schlummer. Weitere Meisterwerke schuf Rauch in den Jahren 1815—1822 in den Standbildern der



Johann Gottfried Schadow.

Feldherren Scharnhorst und Bülow; auch das Kolossalbild des Fürsten Blücher, welches 1827 in Breslau enthüllt wurde, ist sein Werk. Seinen Antheil hatte Rauch auch an den zwölf Statuen, welche, in Eisen gegossen, das Nationaldenkmal auf dem Kreuzberge bei Berlin schmücken. Außerdem entstammen seinem Atelier eine ganze Reihe wundervoller Gebilde, unter denen die Viktorien aus Marmor für die Walhalla bei Regensburg mit obenan stehen. Sein berühmtestes Werk, die Reiterstatue Friedrich's des Großen unter den Linden zu Berlin, krönt dieses thätige und von wunderbaren Erfolgen begleitete Künstlerleben.

Unter Denjenigen, welche neben den genannten Künstlern auf einem andern Gebiete, dem der Baukunst, dazu beitrugen, Berlin allmählich zu einem bedeutsamen Mittelpunkt des Kunstlebens in Preußen zu machen, ragt hervor Karl Friedrich Schinkel, der in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts, namentlich seit seiner Ernennung zum Generaldirektor der königlichen Bauten, in der preußischen Hauptstadt eine tiefeingreifende und unvergeßliche Wirksamkeit entfaltete. Seinen Ruf begründete dieser geniale Architekt und hervorragende Zeichner durch das Gebäude der neuen Königswache in Berlin, das neue Schauspielhaus daselbst, ferner durch die neue Schloßbrücke und viele andere Bauten. Zahlreiche, theils von ihm selbst, theils nach seinen Entwürfen erbaute Schlösser, Landhäuser, Kirchen und öffentliche Gebäude verkünden noch heute auch außerhalb Berlins das Lob des Meisters, dem im Jahre 1855 auf dem nach ihm benannten Platze in der Hauptstadt ein wohlverdientes Denkmal errichtet wurde.



Friedrich Wilhelm von Schadow-Godenhaus.

Wenn auch Friedrich Wilhelm nicht den ausgesprochenen Sinn für Architektur besaß, wie sein in dieser Richtung außerordentlich begabter Sohn und Nachfolger, so blieb es doch immerhin bedeutsam, daß gerade in der Periode, als die Nachwehen vieljähriger Bedrängnisse noch lange nicht überwunden waren, durch jenen Monarchen die Errichtung einer großen Anzahl denkwürdiger Bauten und Kunstwerke geplant, begünstigt und gefördert wurde. Dabei ist freilich zu bedauern, daß der größte Theil der Ideen und Pläne zu hervorragenden Werken des genialen Schinkel in den Mappen dieses unermüdlichen Meisters liegen, und daß unter denselben gerade hoch bedeutsame Entwürfe unausgeführt blieben. Aber der von ihm ausgestreute Same ging nicht verloren.

Vom Hofe gefördert, regte sich unter den Zeitgenossen und Schülern Schinkel's: W. Stier, H. Strack, Aug. Stüler, J. H. Fr. Hitzig, K. Th. Ottmer, Ernst Zwirner u. A., sowie unter den Mitbewerbern eines G. Schadow und Chr. Rauch: August Kiß, Friedr. Drake, Fr. Tieck, Ludw. Wichmann, A. Wolff, E. Wolff, Schievelbein u. A. ein fröhlicher Wettstreit. — Viel Tüchtiges, ja Glänzendes ging aus den Ateliers der Maler K. F. L. Becker, K. Beckmann, K. Begas, Blechen, A. Brendel,

E. Daege, L. Elsholz, Gropius, A. Henning, v. Klöber, W. Krause, K. Krüger, Kretzschmer, Th. Metz, W. Schirmer, K. W. Wach, C. Wichmann und vieler Anderer hervor.

Den Berliner Kunstmuseen widmen wir am Schluß dieses Abschnittes einen kurzen Bericht. Die Errichtung derselben war — neben der Gründung der Universität — die bedeutendste schöpferische Friedensthat Friedrich Wilhelm's III. Die Kunstsammlungen, bereits vom Großen Kurfürsten begonnen, von dem prunkliebenden König Friedrich I. sorgsam gepflegt und erweitert, dann wieder unter seinem Sohne, dem sparsamen Soldatenkönig Friedrich Wilhem I., arg vernachlässigt — ein großer Theil der Münzsammlung wurde auf seinen Befehl eingeschmolzen, ein Dutzend werthvolle Büsten gegen eine Anzahl „langer Kerle" vertauscht — hatten unter Friedrich dem Großen einen neuen, ungeahnten Aufschwung genommen. Mit bedeutendem Kostenaufwande hatte der große König viele werthvolle Neuerwerbungen gemacht, auch bereits zur Aufnahme der bedeutend vermehrten Gemäldesammlung den großen Prachtsaal der Gemäldegalerie in Sanssouci einrichten lassen. Auch von Friedrich Wilhelm II. waren die Sammlungen beträchtlich vermehrt worden. Dieselben hatten bereits einen solchen Umfang erreicht, daß Friedrich Wilhelm III. vom Beginn seiner Regierung an mit dem Plane umging, alles Vorhandene ordnen und in einem großen allgemeinen Kunstmuseum vereinigen zu lassen. Die unglücklichen Kriegsjahre verhinderten die Ausführung dieses Planes, aber kaum war der Friede geschlossen, als man ihn sofort von Neuem ernstlich ins Auge faßte. Während durch zahlreiche werthvolle Erwerbungen die Sammlungen wiederum beträchtlich vermehrt wurden, beschäftigte man sich zugleich mit Projekten zum Bau eines Museums am Lustgarten. Wiederum war es Wilhelm von Humboldt, der sich um das endliche Zustandekommen desselben besonders verdient machte, neben ihm Bunsen und der Konsul Bertholdi in Rom, sodann der Professor Niebuhr und Schinkel. Letzterem wurde dann auch nach Hinwegräumung mannichfacher Schwierigkeiten der Bau übertragen, der während der Jahre 1824—1828 vollendet wurde; im Sommer 1830 konnte das Museum eröffnet werden. Die Entwürfe zu den Wandgemälden, welche, unter Cornelius' Leitung al fresco ausgeführt, die Vorhalle dieses Prachtbaues schmücken, hatte noch Schinkel gefertigt. Doch hatten die Kunstsammlungen bereits einen außerordentlichen Umfang erreicht: allein aus den königlichen Schlössern konnten auf Veranlassung des Königs etwa 1200 Gemälde und gegen 400 antike Skulpturen in das Museum übergeführt werden, und da fortgesetzt neue hinzuströmten, so fehlte es bald an Raum für ihre Aufstellung. Noch unter Friedrich Wilhelm III. traten daher Pläne zum Bau des „Neuen Museums" ins Leben. Unter seinem Nachfolger wurde dasselbe von Schadow und Stüler ausgeführt. Seit Erweiterung des alten Kunsttempels und dessen Ausbau — das mit den berühmten



Christian Daniel Rauch.

und in ihrer Art fast unvergleichlichen Wandgemälden von Kaulbach geschmückte Treppenhaus gehört zu den epochemachenden Kunstschöpfungen unserer Zeit — wird das Schinkel'sche Museum meist das „Alte", der von Stüler herrührende Neubau das „Neue Museum" genannt. Aber auch dieses Gebäude erwies sich bald als zu eng, und so entstand unter Kaiser Wilhelm I. in der Nachbarschaft des Museums, und wie dieses von dem Architekten Heinrich Strack in klassischem Stil erbaut, die „Nationalgalerie", mit der Bestimmung, die Werke neuerer Meister aufzunehmen, während die älteren Gemälde und Skulpturen, vor Allem die überaus reichhaltige Sammlung der Gipsabgüsse, in dem Doppelbau des Museums verblieben. Für die kunstgewerblichen und einen Theil der ethnographischen Sammlungen wurde ein besonderer Bau, das „Gewerbemuseum", ausgeführt; das prachtvolle, außerordentlich reich ausgestattete Gebäude ist vor Kurzem seiner Bestimmung übergeben worden. Mögen nun auch die Museen einzelner anderer Länder noch reichere Kunstschätze besitzen, so ist doch sicherlich nirgends in gleich kurzer Zeit so Großes auf diesem Gebiete erreicht worden wie in Preußen, „und" — so heißt es in einem Bericht über das im Jahre 1880 in einfach würdiger Weise gefeierte fünfzigjährige Jubiläum des Berliner (Alten) Museums — „die Nation kann fürwahr stolz sein auf das, was die hohenzollernschen Fürsten und eine glänzende Reihe hervorragender wissenschaftlicher und Kunst-Größen auch in dieser Beziehung zum Ruhme des Vaterlandes und zur Hebung seiner Kultur geschaffen haben."



Victoria von Rauch.

Die Universitäten. Die Eigenart der deutschen Universitäten beruht im Innern in der glücklichen Vereinigung von Fach- (Berufs-) Hochschule und Akademie, nach außen aber in der Vermittlung der Gegensätze zwischen einer staatlichen Einrichtung und einer selbständigen Korporation. Die gewährleistete Lehrfreiheit gestattet den Universitätslehrern, über ihren Berufskreis hinaus den Wissenschaften zu leben und dieselben zu lehren. Im Hinblick auf die Verbindung, in welcher durch das Bindeglied der philosophischen sämmtliche Fakultäten mit einander stehen, zeigt die deutsche Universität den Charakter einer gesammtwissenschaftlichen Hochschule.

Während noch im vorigen Jahrhundert die deutschen Universitäten ganz selbständige Körperschaften bildeten und mit allerlei Privilegien ausgestattet waren, haben sie heute zum größten Theil die letzteren eingebüßt und sind in den Organismus der Unterrichts- und Bildungsanstalten des Staates eingereiht worden. Als solche stehen sie auch unter der Oberaufsicht und Leitung des Staates.

Gegenwärtig hat der Staat, wie vordem die Kirche, triftige Gründe, die Universitäten in das Bereich der Staatszwecke hineinzuziehen; einerseits weil sie die Vorschulen für Heranbildung eines tüchtig geschulten Beamtenstandes sind, andererseits weil man, den großen Einfluß der Wissenschaften auf das gesammte öffentliche Leben wohl beachtend, verhüten wollte, daß jener Einfluß sich, etwa unter der Aegide der Kirche, zu einer einseitigen, den Staatszwecken entgegengesetzten feindlichen Richtung geltend mache. Erfordert doch die Rücksicht auf die Gesammtwohlfahrt gebieterisch, dafür zu sorgen, daß die Universitäten nicht als Mittel zu Parteizwecken mißbraucht werden, wie es in Frankreich und Belgien leider der Fall ist. Daher werden die deutschen Universitäten größtentheils vom Staate erhalten. Ohne eine solche Unterstützung würden auch, bei den heute an sie gestellten hohen Anforderungen, die meisten Universitäten, trotz der zu ihren Gunsten bestehenden ansehnlichen Stiftungen, kaum bestehen können. — In allen deutschen Staaten ist das Recht der Universitäten auf freie Forschung und Lehre, also Lehr- und Lernfreiheit, durch die Verfassungen garantirt, wodurch allein jeder wissenschaftlichen Richtung und Ueberzeugung freie Bahn geöffnet ist. Die deutschen Professoren sind hinsichtlich ihrer Lehrthätigkeit und Unterrichtsmethode keinem Vorgesetzten verantwortlich, ihre wissenschaftliche und schriftstellerische Thätigkeit außerhalb ihres Lehrberufes ist keiner Aufsicht und Bevormundung unterworfen; dagegen sind sie an die organischen Statuten und Einrichtungen gebunden, auf welche sich das Entstehen und Bestehen der einzelnen Hochschulen gründet.



Karl Friedrich Schinkel.

Als Preußen seine Befreiung vom französischen Joche vorbereitete, bewies seine Regierung durch Gründung der **Berliner Hochschule** im Jahre 1810 (Vergl. II. S. 472) die richtige Schätzung geistig belebender Elemente. Während der höchsten Nothlage hat wol kaum jemals ein anderer Staat erfolgreicher eine Läuterung aus dem tiefsten Innern heraus unternommen. Das Sorgenkind einer drangvollen Zeit hat die an dasselbe geknüpften Hoffnungen erfüllt, Dank der oben angeführten, den deutschen Universitäten gestatteten Selbständigkeit, der Lehr- und Lernfreiheit, welch' letztere den Studirenden die freie Wahl der Universität und der Vorlesungen überläßt, und außerdem auch der akademischen Freiheit, der Zulassung eines gewissen zwanglosen geselligen Zusammenlebens der Studenten.

Bereits im Jahre 1817 war die Vereinigung der sehr gesunkenen Universität zu Wittenberg mit der rasch wieder aufgeblühten Hochschule zu **Halle** a/S. vor sich gegangen. Auch dem wissenschaftlichen und dem neu erwachten Kunstleben der Rheinprovinz hatte man Rechnung getragen durch Gründung der Universität zu **Bonn** im Jahre 1818 sowie durch Förderung des Strebens **Wilhelm von Schadow's**, unter dessen Leitung die **Malerakademie** zu **Düsseldorf** zu erfreulichem Gedeihen sich entfaltete.

Neben vielen Anderen haben besonders drei Geistesheroen unseres Jahrhunderts, ein Jeder in seiner Weise, an der Verwirklichung der an die Gründung der Berliner Hochschule geknüpften Hoffnungen eifrig und erfolgreich mitgearbeitet — wir meinen die hervorragenden drei Zierden der Berliner Universität: D. F. Schleiermacher, F. K. v. Savigny und B. G. Niebuhr, zu denen sich später noch G. W. Fr. Hegel gesellte.

Wenn unter den Koryphäen der Wissenschaft und der deutschen Gelehrsamkeit zu Berlin Alexander von Humboldt gewissermaßen der ganzen Welt angehört — nennen ihn doch die Franzosen den Ihrigen und zählen ihn ihren vorzüglichsten Prosaikern bei — so kam Schleiermacher's Wirken, dessen wir eingehender an verschiedenen Orten dieses Werkes bereits gedacht, hauptsächlich seinem Vaterland zugute. Sein Einfluß als Lehrer an der Berliner Hochschule kann nicht hoch genug geschätzt werden. Er hat nicht allein durch Lehre und Schrift eine neue Entwicklungsphase der Theologie eingeleitet, indem alle bedeutenden Theologen unserer Zeit durch seine Gedankenschule gegangen sind und von ihm „den Stoß zu einer ewigen Bewegung des Geistes" empfangen haben; er hat auch mittelbar auf die ganze gebildete protestantische Welt und auf die kirchlichen Bestrebungen im Einzelnen eine höchst wohlthätige Einwirkung ausgeübt, deren Früchte mehr und mehr hervortreten und ihrer Reife entgegengehen. Von nicht zu übersehender Bedeutung war dabei der Umstand, daß der große Kirchenlehrer die Stadt, welche die protestantische Hauptstadt des künftigen Deutschlands werden sollte, durch seine Wirksamkeit zum geistigen Ausgangspunkt aller fortschreitenden kirchlichen Bestrebungen erhob.

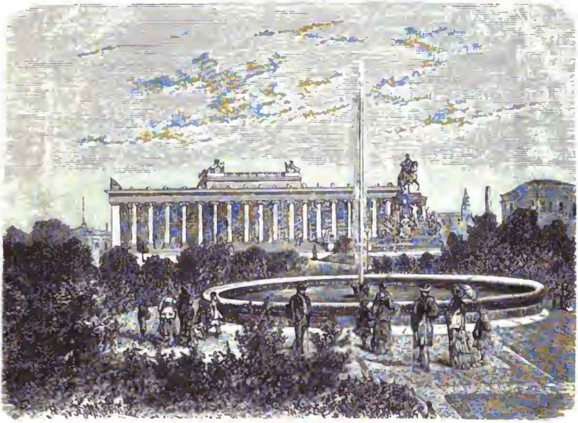

Friedrich August Stüler.

Stand er auf dem Katheder, vor sich die aus allen Gauen Deutschlands zuströmende Jugend, so sah sich seine Zuhörerschaft von der großen Art seines Denkens und Glaubens unwillkürlich gefesselt, und mit Andacht folgte sie dem tiefsinnigen Forscher durch alle Gebiete des Geistes. Der Glanz und Ruhm der Universität zu Berlin war nicht zum kleinsten Theil sein Verdienst; hatte er doch auch vor Allem ihre Gründung befürwortet und dazu beigetragen, daß sie ein Herd der deutschen, der befreienden Wissenschaft wurde. — Nicht weniger Großes verdankte die neue Universität der anregenden Wirksamkeit Barthold Georg Niebuhr's, dessen römisches Geschichtswerk von geradezu bahnbrechender Bedeutung geworden ist. Ebenso gebührt diesem tiefgelehrten, freilich gegen Ende seines Lebens nicht mit der Zeit fortgeschrittenen Manne das Zugeständniß eines guten Antheils an dem Gedeihen der Universität zu Bonn, schon durch seine Vorlesungen über klassische Alterthumswissenschaft. Er hat durch dieselben weit über die Grenzen Deutschlands hinaus zur Vertiefung dieses Studiums hingeleitet.

Ebenso hoch ist die nach einer anderen Richtung hin gleichfalls epochemachende Thätigkeit Friedrich Karl v. Savigny's, des Hauptes der historischen Rechtsschule, anzuschlagen. Im Jahre 1803 war sein treffliches Werk: „Das Recht des Besitzes" erschienen, und

der Ruf, welchen er sich durch dasselbe erworben hatte, führte ihn als einen der ersten Gelehrten von Bedeutung im Jahre 1810 an die neu errichtete Hochschule zu Berlin. Schon im folgenden Jahre trat ihm in Karl Friedr. Eichhorn ein würdiger Genosse zur Seite, der Savigny's wissenschaftliche Bestrebungen insofern theilte, als er dessen historische Methode auch auf das germanische Recht anwandte und hierdurch das Wirken des gelehrten Erforschers und Kenners des römischen Rechts als Lehrer des deutschen Rechts in hervorragender Weise ergänzte.

Es war im Jahre 1814, als Anton Justus Thibaut, derselbe geistreiche Rechtslehrer, welcher Savigny's gediegenes und berühmtes Werk „Das Recht des Besitzes" sofort als Meisterwerk begrüßt hatte, mit patriotischem Eifer die Abfassung eines bürgerlichen Gesetzbuches für ganz Deutschland forderte.



Das (Schinkel'sche) Alte Museum in Berlin.

Gegen dieses Verlangen richtete sich nun Savigny mit seiner berühmten und oft genannten Schrift: „Vom Beruf unserer Zeit zur Gesetzgebung", in welcher er unserer Zeit diesen Beruf durchaus abspricht. Im folgenden Jahre erschien sein hochbedeutendes Werk: „Das römische Recht im Mittelalter"; ihm folgte später sein Hauptwerk: „Das System des heutigen römischen Rechts". Das Werk ist unvollendet; es war bis zum achten Bande fortgeführt, als der berühmte Rechtslehrer am 25. Oktober 1861 im dreiundachtzigsten Lebensjahre in Berlin verstarb.

Seit 1817 Mitglied des Staatsrathes und seit 1819 Mitglied des Revisionshofes für die Provinzen des rheinischen Rechts, gelangte Savigny unter Friedrich Wilhelm IV., zu dessen Lehrern er gehört hatte, in Bezug auf die Gesetzgebungsaufgaben zu maßgebendem Einfluß. Jedoch ist seine Stellung, namentlich als Minister der Gesetzgebungsabtheilung, keine beneidenswerthe gewesen. Savigny's Bedeutung lag überwiegend auf rein wissenschaftlichem Gebiet; in seiner gesetzgeberischen und politischen Thätigkeit hatte er vielfache Anfechtungen zu erfahren. Die liberale Zeitströmung trat immer mächtiger und offener hervor und stellte Anforderungen an die Gesetzgebung, die Savigny weder erfüllen konnte noch wollte. Es darf deshalb nicht Wunder nehmen, wenn seinen gesetzgeberischen

Leistungen große Erfolge nicht nachgerühmt werden können. Die Bewegung des Jahres 1848 drängte ihn bald nachher ganz aus dem öffentlichen Leben zurück.

In wissenschaftlicher Beziehung bedeutete der Name Savigny die wissenschaftliche Reaktion gegen den Rationalismus des neunzehnten Jahrhunderts, und in dieser Beziehung ist sein Andenken unvergänglich. „Man kann gegenwärtig juristisch kaum noch anders denken, als auf dem Boden, den Savigny geebnet hat.“

Eine andere überaus einflußreiche Berühmtheit unter den Gelehrten der Berliner Universität war der am 27. Aug. 1770 zu Stuttgart geborene Georg Wilh. Friedr. Hegel. Von Haus aus Theologe, bildete doch seit 1800 die Philosophie, welche damals nach kurzer Herrschaft des Kant'schen Kritizismus einem Umschwunge entgegeneilte, den Inbegriff seines Denkens und den Hauptgegenstand seiner Arbeiten. Sein „System der Wissenschaft“ entwickelte er erst in Jena zur Klarheit; es machte, als es 1807 erschien, infolge seiner frischen und anregenden Darstellung berechtigtes Aufsehen. In Nürnberg entstand seine „Wissenschaft der Logik“ und in Heidelberg (1817) seine „Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften“. Seit 1818 lehrte er an Fichte's Stelle an der Hochschule zu Berlin. Von da ab begann seine Philosophie in Deutschland, namentlich in Preußen, zu größerer Bedeutung zu gelangen, und eine Menge Zuhörer strömten ihm zu. Begünstigt durch den Minister von Altenstein, sah er mit Befriedigung, wie seine Anhänger sich einer Anzahl akademischer Lehrstühle in Preußen bemächtigten. — Hegel stand im Mittelpunkte einer weit verbreiteten Schule als hochgefeierter Lehrer, und er war gerade mit einer neuen Ausgabe seiner „Logik“ beschäftigt, als er — im November 1831 — plötzlich der Cholera erlag.



D. F. Schleiermacher.

Wie es Kant, Fichte, Schelling gethan, so hatte auch Hegel den ewigen Vernunftgehalt im Christenthum in dessen historischen und symbolischen Formen nachzuweisen gesucht. Seine Philosophie hatte zu seinen Lebzeiten für politisch-konservativ und kirchlich gegolten; die Weiterentwickelung seiner Lehre wurde aber später als staatsgefährlich und irreligiös angesehen und schon bald nach Eintreten der später zu besprechenden „Kölner Wirren“ verfolgt; weiterhin ward der Name „Hegelianer“ und gar „Junghegelianer“ von dem starrgläubigen Professor Leo in Halle sogar als Schimpf- und Spottname gebraucht! —

Auch der große Geograph Karl Ritter, der Begründer der vergleichenden Erdkunde (geboren zu Quedlinburg am 7. August 1779), im Jahre 1820 nach Berlin berufen, bildete eine der Zierden der neuen Universität. Mit der Einführung seiner Methode und Auffassung des Studiums der Geographie beginnt eine neue Epoche in der Geschichte der geographischen Wissenschaften. In zahlreichen Werken hat er die Resultate seiner

Forschungen und Studien niedergelegt; viele derselben, vor Allem sein vielbändiges, leider unvollendet gebliebenes Hauptwerk „Erdkunde im Verhältniß zur Natur und Geschichte des Menschen" werden zu allen Zeiten als Denkmale deutscher Wissenschaft und Forschung hochangesehen dastehen. Dabei verstand es Ritter in hohem Grade, auf seine Schüler und Zuhörer — er war außer an der Universität auch an der Kriegsschule thätig — durch die lebendige Art seiner Darstellung einzuwirken; man kann von ihm wol sagen, daß er es war, von dem der Sinn für die Erdkunde an der Universität überhaupt erst geweckt wurde. In seinem ersten Kolleg hatte er keine regelmäßigen Zuhörer, nur einige Hospitanten, im zweiten Semester kam einer, im dritten Semester hatte er drei Zuhörer — einige Jahre später zählten die Hörer nach Hunderten. Und was für Männer hat er zu Schülern gehabt! Wir wollen nur nennen: Moltke, Roon, Canstein, Sydow, Daniel, Klöden, Barth, Kiepert und Petermann!

Ganz begreiflich ist's, daß solche Geistesfürsten die Arena ihres Wirkens zur Höhe ihrer eigenen geistigen Bedeutung emporhoben. Neben den Genannten aber und mit und nach ihnen konnte sich in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts und darüber hinaus die Berliner Universität noch einer langen, glänzenden Reihe von hochangesehenen Vertretern aller Zweige des Wissens rühmen, die hier ihre Schüler aus allen Gegenden Deutschlands um sich versammelten und den Grund zu einem großartigen Aufschwung des wissenschaftlichen Lebens in Deutschland und namentlich in Preußen legten. Wir nennen unter Vielen hier nur noch die Sprach- und Geschichtsforscher Boeckh, Bopp, Gebrüder Grimm, Pertz, Fr. v. Raumer, Leop. v. Ranke; die Naturforscher und Aerzte L. v. Buch, Ehrenberg, Link, die beiden Ideler, Mitscherlich, Heinr. Rose, Schubert, Heine, Hufeland, Rust, Dieffenbach und wie alle jene Sterne am Firmament deutscher Wissenschaft heißen mögen. Noch unter der Regierung Friedrich Wilhelm's III. stieg die Berliner Universität ihrer wissenschaftlichen Bedeutung nach zur ersten in Deutschland empor.

Nachhaltiger Eifer brachte auch das Schulwesen in Preußen zu immer höherer Entwicklung. In verhältnißmäßig kurzer Zeit wurden 70 neue theils königliche, theils städtische Gymnasien zur Hebung und Verbreitung des höheren Unterrichts gestiftet. Auch das Volksschulwesen wurde in so trefflicher Weise umgestaltet und verbessert, daß es schon damals unter der Regierung des fürsorglichen Königs ein Vorbild für ganz Deutschland wurde. Immer werden aus dieser Periode der Vorherrschaft erleuchteter Erziehungsgrundsätze und ihrer unverkümmerten Wirksamkeit die Namen der Pädagogen Friedrich und Ernst Gedike, Aug. Herm. Niemeyer, Chr. Fr. Gutsmuths, Gust. Fr. Winter, C. Dav. Ilgen, A. F. Bernhardi, Joh. Friedrich Herbart, K. Ch. Gottl. Zerrenner, Wilhelm Harnisch, Fr. Adolf Diesterweg, Fr. Ed. Beneke ehrenvoll genannt werden. —

Es ist ein freundliches und erhebendes Bild, das wir auf den vorstehenden Blättern dem Leser haben vorführen können, doppelt freundlich und erhebend im Gegensatz zu der gleichzeitigen Dürre und Oede auf politischem Gebiet, und mit gerechtem Stolz darf jeder Vaterlandsfreund auf die großartigen Leistungen hinblicken, die das preußische Volk, von seinem Herrscherhause in königlicher Weise gefördert und unterstützt, auf wissenschaftlichem und künstlerischem Gebiet in dem vorliegenden Zeitraum zuwege gebracht hat.



F. Ch. A. von Motz. K. G. Maaßen. Joh. Alb. Fr. Eichhorn.

Gründung des Zollvereins.

Dem freundlichen und erhebenden Bilde, das wir hinsichtlich des Aufschwungs von Kunst und Wissenschaft im preußischen Staate während der ersten vier Jahrzehnte unseres Jahrhunderts dem Leser vorführen konnten, haben wir auf den nachfolgenden Blättern ein gleich freundliches und erhebendes zur Seite zu stellen — die Gründung des Zollvereins, eine wahrhafte Großthat Preußens in einer an politischen Ruhmesleistungen so überaus armen Periode der deutschen Geschichte.

Waren schon die politischen Zustände, welche sich nach der kümmerlichen Wiederherstellung und Neugestaltung des Deutschen Reiches auf der morschen Grundlage der Bundesverfassung in unserem Vaterlande herausgebildet hatten, nichts weniger als erfreulich, so sah es auf den Gebieten der Erwerbsthätigkeit, des Handels und der Industrie in jenen ersten Jahren nach der Neuordnung der deutschen Verhältnisse geradezu trostlos aus.

Das frühere Deutsche Reich hatte, wie in vielen anderen Einrichtungen, so auch hinsichtlich der Handels- und Verkehrsverhältnisse und namentlich des Zollwesens einen ganz wüsten Zustand hinterlassen, und die soeben ausgesprochene Anerkennung der fast vollständigen und uneingeschränkten Souveränität der Fürsten und Herren von einigen dreißig deutschen Mittel- und Kleinstaaten war zunächst nicht geeignet, dem hier herrschenden Unwesen zu steuern. Im Glanze ihrer neuerrungenen Machtvollkommenheit sich sonnend, waren jene Potentaten vor der Hand wenig geneigt, innerhalb ihrer Staaten und Stäätchen auch nur auf den kleinsten Theil der einem Souverän zustehenden Rechte und Privilegien zu verzichten, und doch mußten sie das, wenn anders nicht die ohnehin in mehr als einer Hinsicht das Gemeinwohl schädigende politische Zerrissenheit Deutschlands den wirthschaftlichen Ruin unseres Vaterlandes herbeiführen sollte.

Unausbleiblich erschien derselbe in jener Periode. Bald nach dem Sturze des ersten Napoleon entstand, hervorgerufen durch den harten Druck der Kriegsjahre und jetzt durch die plötzliche Aufhebung der Kontinentalsperre auf ihren Höhepunkt und zum Ausbruch gebracht, eine schwere Krise, die infolge der gleichzeitig in empfindlichster Weise sich fühlbar

machenden Verminderung des Umlaufes an baarem Gelde um so gefährlichere Gestalt annahm. Die Handelssperre, so schwer sie auch anfänglich auf Deutschland wie auf allen von ihr betroffenen Ländern gelastet haben mochte, war doch an manchen Orten der deutschen Fabrikation zugute gekommen; die fast sichere Aussicht auf lohnenden Absatz hatte trotz des drückenden Geldmangels den Unternehmungsgeist mächtig gereizt, und zahlreiche Fabriken waren in vielen Gegenden Deutschlands, namentlich Preußens, entstanden. Jetzt, nach der Aufhebung der Sperre, schloß das inzwischen mächtig erstarkte und zudem durch massenhafte Ueberproduktion auf schnellen und deshalb billigen Absatz seiner Waare angewiesene England bald jeglichen Mitbewerb aus, und schneller Niedergang und selbst gänzliche Arbeitseinstellung einer großen Zahl der neu gegründeten einheimischen Fabriken ergab sich als natürliche Folge.

Gerade infolge seiner Absperrung vom europäischen Festlande hatte das thatkräftige, handels- und seetüchtige britische Volk alle Kräfte angespannt, um durch Eroberung des außereuropäischen Weltmarktes sich schadlos zu halten, und es sorgte nun, nach wiederhergestelltem Frieden, auch für den Bedarf unseres Welttheils, vornehmlich an Gewebestoffen. Das während der Kriegszeit erlangte Uebergewicht Englands auf industriellem Gebiet stützte sich auf die seit Watt's genialer Erfindung bereits in größerem Umfange zur Anwendung gelangte Dampfkraft, sowie auf die seit dem Anfang unseres Jahrhunderts sehr bedeutend entwickelte britische Maschinentechnik. Namentlich brachte die ziemlich gleichzeitig erfundene und schnell durch eine Reihe von Verbesserungen zu großartiger Leistungsfähigkeit entwickelte Spinnmaschine einen außerordentlichen Aufschwung der englischen Baumwollenindustrie zu Wege und sicherte Großbritannien auf lange Zeit hin die Vorherrschaft auf diesem hochwichtigen Gebiete des Manufakturwesens wie auch des Maschinenbaues. Dazu gesellte sich bald darauf als ein weiteres überaus fördersames Moment das gleich schnell und unaufhaltsam sich weiter entwickelnde Eisenbahnwesen, das, gleichfalls zuerst in England in weiterem Umfange den Verkehrszwecken dienstbar gemacht, das Uebergewicht des Inselreichs vollends besiegelte. — Noch gegenwärtig beschäftigt beispielsweise die Baumwollenindustrie in Großbritannien mehr als 4000000 Menschen, während außerhalb Englands insgesammt nur ca. 1500000 Menschen in diesem Fabrikationszweige Beschäftigung finden.

Es hieße nun allerdings die thatsächlichen Verhältnisse verkennen, wenn man das lange Daniederliegen der deutschen Industrie der englischen gegenüber einzig und allein dem Unwesen der deutschen Kleinstaaterei zur Last legen und nicht auch die in Großbritanniens geographischer Lage und in seiner ganzen Entwicklung begründete Begünstigung in Betracht ziehen wollte; immerhin aber trifft jenes kleinstaatliche Unwesen ein sehr wesentlicher, vielleicht der wesentlichste Theil der Schuld. Waren doch im deutschen Bundesgebiete neue Zollverhältnisse entstanden, die dem Ausland fast durchgehends Handelsfreiheit gewährten, während die einzelnen deutschen Staaten, ja selbst innerhalb dieser Staaten wiederum einzelne Bezirke, durch ein komplizirtes und mit aller Strenge durchgeführtes System von Schutz- und Finanzzöllen sich gegen einander absperrten! Ein längeres Fortbestehen dieser widernatürlichen Zustände mußte voraussichtlich den wirthschaftlichen Ruin Deutschlands herbeiführen.

Zollschranken und Prohibition nach innen, Blindheit gegenüber der Schutzlosigkeit nach außen: darin gipfelte noch gegen Ende des zweiten Jahrzehnts die Weisheit der Regierungen der großen und kleinen Staaten. Gründliche Reformen konnten aus den oben angedeuteten Gründen von den Kleinstaaten nicht wohl ausgehen; waren doch deren Oberhäupter in der ersten Zeit nach 1815 nur zu geneigt, gerade in der eigenmächtigen Handhabung des Polizei- und Zollwesens ein hervorragendes äußeres Merkmal souveräner Machtvollkommenheit zu erblicken. Von dieser Seite ließ sich also auf dem Gebiete des nationalen Verkehrslebens wenig, ja fast nichts hoffen.

Der in vielen der deutschen Kleinstaaten herrschende relative Wohlstand ließ zudem auch in finanzieller Hinsicht den Zollanschluß an eine der beiden Großmächte auf den ersten Blick nicht begehrenswerth erscheinen. Die gänzliche Zerrüttung der österreichischen Finanzen war schon seit langer Zeit eine bekannte Thatsache, und auch die Verhältnisse Preußens gaben hin und wieder zu ungeheuerlichen Vorstellungen Anlaß. Mit dem Maßstabe, den man an die niedrigere Kultur von Ost- und Westpreußen anzulegen hatte, maß man die wirthschaftlichen Zustände von ganz Norddeutschland, und ein Bewohner der alten Kaiserkrönungsstadt Frankfurt a. M. dünkte sich ein Prinz gegen die „Hungerleider von Preußen". Zur Unkenntniß von Land und Leuten, zur Nichtbeachtung des Umschwungs im norddeutschen Königreiche gesellte sich noch die alte Abneigung, welche in Oesterreich und einem Theile von Süddeutschland dem preußischen Staate gegenüber herrschend war.

Dem erschöpften Preußen traute damals Niemand jene wunderbare Lebenskraft und Gesundheit zu, welche vorhanden sein mußte, um sich wenige Jahre nach einem so überaus erschöpfenden Kriege zu einer zweiten, diesmal friedlichen, aber dennoch nicht minder bedeutenden Großthat aufzuraffen und, „nachdem es dem Vaterlande die Fahne der Befreiung vorgetragen, nunmehr vor demselben das Banner deutscher Handelsgröße zu entfalten und als Schirmmacht der deutschen Fabrikation und Gewerbthätigkeit aufzutreten." Um sich hinsichtlich der Umstände, unter welchen dieser bedeutsame Fortschritt stattfand, zurecht zu finden, müssen wir uns vor Allem jene Periode vergegenwärtigen, in welcher jahrelange Kriege sowie der Druck der Fremdherrschaft alle physischen und geistigen Kräfte von Deutschland erschöpft, die große Mehrzahl der Bürger ihrer patriotischen Tugenden beraubt, mit einem Worte unser Vaterland sittlich und bürgerlich tief herabgebracht hatten. Nach dem endlich wiedergewonnenen Frieden überwog das Bedürfniß nach Ruhe und Erholung jede höhere Regung, und so konnten die Regierungen jener Zeit ungescheut thun oder auch unterlassen, was sie wollten.



Adam Smith.

Besonders im Westen Deutschlands hatten die Verkehrsverhältnisse im Zeitalter der Mauthschranken und Schlagbäume eine Gestalt angenommen, für die uns der Ausdruck fehlt. Die Verkehrsbeschränkungen äußerten sich überaus empfindlich in unaufhörlichen Plackereien, denen die Handeltreibenden ausgesetzt waren, und die nur zu oft in blutige Raufereien ausarteten, welche die Schützer des Gesetzes gegenüber den Verächtern desselben zu bestehen hatten. Beispielsweise fanden in dem Winkel zwischen Main, Neckar und Rhein, an den Grenzen von Hessen, welches seine Zollgrenzen gegen sieben größere und kleinere Staaten zu wahren hatte, sogar nicht selten blutige Kämpfe zwischen den Schmugglern und Waldfrevlern einerseits und den Vertretern der Staatsgewalt, den Zollwächtern und den sie unterstützenden militärischen Streifcorps sowie dem Forstschutzpersonale andererseits statt. Nur geringes Verständniß

hinsichtlich Dessen, was zur Hebung von Handel und Verkehr noth that, waltete in den maßgebenden Kreisen und leitete die Anschauungen der Regierer wie der Regierten. Und weil man einmal gewohnt war, auf dem Felde der Politik Preußen entgegenzutreten, so glaubte man ihm auch in Bezug auf die beabsichtigte Förderung des wirthschaftlichen Fortschreitens den Weg verlegen zu müssen.

Adam Smith und seine Nachfolger. Eine Einigung und festere Zusammenschließung auf wirthschaftlichem Gebiete stellte sich aber bereits gegen Ende des zweiten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts für alle Diejenigen, denen die Förderung der Wohlfahrt nicht nur der eigenen engeren Heimat, sondern zugleich des deutschen Gesammtvaterlandes am Herzen lag, als unerläßliche Nothwendigkeit dar. Längst hatte man in diesen Kreisen sich davon überzeugt, daß die Anerkennung und Beobachtung der Gesetze, welche der Gestaltung des allgemeinen Güterlebens zu Grunde liegen, von höchster Wichtigkeit geworden sei; man hatte eingesehen, daß die Gesetzmäßigkeit der Erscheinungen auf jenem Gebiete ihre Rückwirkung auf alle Verhältnisse des Staates und seiner Glieder äußern und somit von nachhaltigem Einfluß auf den steigenden Wohlstand des Landes sein müsse.

Den ersten Anstoß zu diesem großen Umschwung auf dem Gebiete der Volkswirthschaftslehre (der Nationalökonomie) hatte der Engländer Adam Smith gegeben, der in seinem im Jahre 1776 zuerst veröffentlichten Werk: „Die Quelle des Wohlstandes der Völker“ — Inquiry into the nature and causes of the wealth of nations — das bisher giltige sogenannte physiokratische System als einseitig und in seinen Konsequenzen ungerecht verwarf und als einzige Quelle aller Güter die menschliche Arbeit bezeichnete. Daran knüpfte er den Beweis, daß, bei rechter Benutzung der Naturkräfte hinsichtlich der Erzeugung der Güter, die gewerbliche Arbeit wie der Handel ebenso produktiv seien wie die Bebauung des Bodens, und daß daher der Landbau, der Handel und die Industrie vom Staate gleichmäßige Förderung zu beanspruchen hätten. Er verlangte dabei von der Staatsverwaltung nichts weiter, als daß sie die Schranken, welche der freien Entfaltung der Betriebsamkeit, des Handels und der Gewerbthätigkeit entgegenstehen, beseitige und daß sie weder in die Produktion noch in die Konsumtion selbst eingreife oder dieselben gar zu regeln, ihnen bestimmte Bahnen anzuweisen unternehme.

Erst seit dieser Zeit kann im Grunde von einer rationellen Staatswirthschaft die Rede sein, und die schnelle und in großartigem Umfange eingetretene Zunahme des nationalen Wohlstandes in denjenigen Staaten, in welchen man sich dieser besseren Erkenntniß nicht verschloß, lieferte den besten Beweis für die Richtigkeit der neuen Theorie. Aber auch die Lösung der Frage, woher der Staat die ihm nothwendigen Mittel zur Förderung so mannichfacher Zwecke am füglichsten zu nehmen habe, ist durch sie dem Ziele um einen bedeutsamen Schritt näher geführt worden.

Was Adam Smith nicht in allen Theilen wissenschaftlich genügend begründet oder gleichmäßig durchgeführt hatte, ist in der Folgezeit von seinen Anhängern und Nachfolgern verbessert, ergänzt und deutscherseits vor Allem durch Männer wie Chr. Jakob Kraus, Karl Heinrich Hagen, Joh. Gottfr. Goßmann vertieft worden; neben ihnen haben sich viele andere gleichgesinnte deutsche, englische und französische Denker — J. St. Mill, Whately, Say, M. Chevalier, Fr. Bastiat u. A. — um die weitere Ausbildung der Adam Smith'schen Wirthschaftstheorie verdient gemacht. Selbst Gegner von ihm, wie David Ricardo, Adam Müller u. A., zu denen in gewissem Sinne auch der alsbald näher zu erwähnende Friedr. List zu zählen ist, haben durch Bekämpfung seines Systems nur zu einer strengeren Prüfung und allgemeineren Anerkennung desselben Anlaß gegeben.

Friedrich List. Deutschland verdankt die praktische Erfassung der durch die Volkswirthschaftslehre gestellten Aufgaben demselben weitschauenden Geiste, welcher zu einer Zeit, in der man in Deutschland wie in allen übrigen Staaten des europäischen Festlandes für die Idee eines großen, umfassenden Eisenbahnnetzes nur ein spöttisches Kopfschütteln hatte,

bereits die hohe Wichtigkeit eines solchen für alle Gebiete des Verkehrslebens erkannte. Wir meinen den Schwaben Friedrich List, aus Reutlingen gebürtig. Seine auf die Einführung der Eisenbahnen in Deutschland gerichteten Bestrebungen, auf die wir an anderer Stelle eingehender zurückkommen werden, fallen erst in eine spätere Zeit, aber schon früh fand er als württembergischer Verwaltungsbeamter und Mitglied der württembergischen Kammer Gelegenheit, für eine aufgeklärtere Handels- und Verkehrspolitik einzutreten; und wenn er sich auch dadurch zunächst nicht den Dank seines Landes und noch viel weniger den seiner Regierung erwarb, so waren seine Bemühungen doch keineswegs erfolglos. Die Regierungen der süddeutschen Staaten wurden durch dieselben veranlaßt, dem Gedanken einer eventuellen Zolleinigung, vorerst freilich nur unter sich, näher zu treten.

Im Wesentlichen von den Grundlehren der Adam Smith'schen Wirthschaftslehre ausgehend, bekämpfte Friedrich List zwar die letzten Folgerungen derselben, namentlich ihren scharf ausgeprägten Kosmopolitismus, dem er die Idee eines **nationalen** Wirthschaftssystems gegenüberstellte; aber er erkannte doch zugleich, daß der Grundsatz der Nationalität auf jeden einzelnen der etwa dreißig deutschen Bundesstaaten nicht anzuwenden sei, und er trat deshalb für die Einigung Deutschlands zu einem oder allenfalls zu zwei oder drei Zollgebieten ein. Diese sollten dann allerdings eine nationale Zollpolitik treiben, d. h. sie sollten unter Verwerfung des von Adam Smith festgehaltenen Gedankens vollständiger und uneingeschränkter Handelsfreiheit durch Ausschließung oder wenigstens starke Erschwerung der Konkurrenz des Auslandes der zur Zeit arg daniederliegenden deutschen Industrie und Erwerbsthätigkeit aufmunternd unter die Arme greifen. Dadurch, so meinte er, werde dieselbe, auf gesicherter Grundlage sich entwickelnd, in kurzer Zeit im Stande sein, auf dem Weltmarkte mit den industriellen und gewerblichen Leistungen anderer durch Natur und langjährige gesunde Entwicklung mehr begünstigter Nationen erfolgreich zu konkurriren.


Friedrich List.

Ob nun dieser Gedankengang des württembergischen Nationalökonomen der richtige war, ob er den damaligen Verhältnissen und Bedürfnissen Deutschlands entsprach, das läßt sich heute schwer entscheiden. Die Stimme Friedrich List's verhallte in seiner engeren Heimat sowie in Süddeutschland. Vom Norden Deutschlands, von Preußen, sollte die Zusammenschließung der deutschen Staaten zu einem einheitlichen Zoll- und Handelsgebiet ausgehen. Preußen gründete den Zollverein, und es war nur natürlich, daß die Männer, welche hier das große Werk in die Hand nahmen und glücklich und glänzend zu Ende führten, in Hinsicht der Zollpolitik ihre eigene Ueberzeugung zur Geltung brachten und den Grundsatz der Handelsfreiheit auf die Fahne des Zollvereins schrieben.

Und wer wollte verkennen, daß unter diesem Banner Großes erreicht worden ist? Wer wollte leugnen, daß unter der Herrschaft dieses Grundsatzes, dem der deutsche Zollverein und nach ihm das Deutsche Reich bis vor wenigen Jahren treu geblieben ist, die deutsche Industrie und Erwerbsthätigkeit einen großartigen, ungeahnten Aufschwung genommen hat? War der seither eingetretene Rückschlag in den Mängeln des Freihandelsprinzips, in der Unmöglichkeit seiner ferneren Anwendung auf die deutschen Verhältnisse begründet? War dadurch allein ein Zurückgreifen auf das sogenannte nationale Wirthschaftssystem, also im Wesentlichen auf das System Friedrich List's, bedingt?

Wir müssen uns die Erörterung dieser hochbedeutsamen Fragen für den Schluß des Bandes vorbehalten; erst an der Hand der großen, weltgeschichtlichen Ereignisse, die inzwischen eingetreten sind und nicht nur auf die politischen, sondern auch auf die Erwerbs- und Verkehrsverhältnisse Deutschlands von Grund aus umgestaltend gewirkt haben, läßt sich die Beantwortung derselben unternehmen.

Wenden wir uns nach diesen einleitenden Bemerkungen der Geschichte des Entstehens des preußisch-deutschen Zollvereins, seines allmählichen Anwachsens und seines segensreichen Wirkens zu.

Daß eine Zolleinigung Deutschlands in irgend einer Gestalt wünschenswerth, ja unerläßlich sei, um dem Unwesen kleinstaatlicher Zollpolitik zu steuern, das unmittelbar nach dem Sturze der Napoleonischen Herrschaft überhand genommen hatte und nachgerade unerträglich geworden war, das hatte schon die Bundesakte anerkannt. Der Artikel 19 derselben setzte fest, daß „die Bundesglieder sich vorbehalten, bei der ersten Zusammenkunft der Bundesversammlung in Frankfurt wegen des Handels und Verkehrs zwischen den verschiedenen Bundesstaaten, sowie wegen der Schiffahrt nach Anleitung der auf dem Kongreß in Wien angenommenen Grundsätze in Berathung zu treten." Aber der Bundesrath war nicht nur in politischer, sondern auch in jeder andern Hinsicht mit Unfruchtbarkeit geschlagen, und weder in der ersten noch in einer der folgenden Zusammenkünfte kam es zu einer ernstlichen Erörterung der Zollfrage; ja die meisten der Herren Vertreter am Bundestage schienen sich nur ungern der Existenz des Artikel 19 zu erinnern. Das hatte auch seinen guten Grund.

Abneigung des Bundesrathes gegen einen Zollverband. Wir deuteten bereits oben an, daß die thatsächlich bestehende und allgemein bekannte Zerrüttung in den Finanzen Oesterreichs und die freilich irrthümliche, aber gleichfalls allgemein verbreitete Annahme von dem gänzlichen Daniederliegen der Finanzkraft Preußens den deutschen Kleinstaaten den Zollanschluß an eine der beiden Großmächte Deutschlands schon aus materiellen Gründen wenig begehrenswerth erscheinen ließ. Dazu gesellte sich die schon frühzeitig in den auf ihre Souveränität eifersüchtigen kleinstaatlichen Regierungen entstandene und von Oesterreich Preußen gegenüber geflissentlich genährte Befürchtung von möglichen politischen Folgen einer Zolleinigung mit dem norddeutschen Königreiche. Kein Wunder also, wenn die meisten dieser Regierungen ihre Vertreter am Bundestage dahin instruirten, einer Erörterung der Zollfrage in dem angedeuteten Sinne nach Möglichkeit aus dem Wege zu gehen, ja womöglich jeden Versuch zu einer solchen zu hintertreiben. Und das konnte ihnen auch nicht schwer fallen.

Oesterreich, das seinen Schwerpunkt schon längst nicht mehr in Deutschland hatte, zeigte aus erklärlichen Gründen von vornherein für eine deutsche Zolleinigung kein Interesse, und Preußen, wo allerdings der Gedanke an eine solche schon mehr und mehr Boden zu gewinnen begann, ließ es sich zunächst angelegen sein, die dem Handel und der Industrie des eigenen Landes geschlagenen Wunden durch Geltendmachung freisinniger und erleuchteter Grundsätze zu heilen, die erschöpfte Steuerkraft des Landes zu heben und das Defizit aus seinen Finanzen zu entfernen, um dann, wenn es wirklich etwas zu bieten habe, mit um so größerem Nachdruck seine Stimme zur Geltung zu bringen. So schwiegen denn auch die preußischen Vertreter, und infolge dessen sah sich die badische Regierung, die einzige in

Süddeutschland, welche freien Blickes die Vortheile einer deutschen Zolleinigung würdigte, mit ihren auf die endliche Lösung der Zollfrage gerichteten Vorschlägen allein.

Nach mehrfachen vergeblichen Versuchen, den Gegenstand ernstlich zur Sprache zu bringen, ließ dieselbe eine von dem badischen Staatsrath **Nebenius** ausgearbeitete Denkschrift dem Bundesrath überreichen, in welcher die Zusammenschließung aller deutschen Staaten, **mit Ausnahme Oesterreichs**, zu einem einheitlichen Zollgebiet befürwortet wurde. Zu diesem Zwecke sollte der Bundesrath die Angelegenheit mit Energie betreiben, alle bestehenden deutschen Zollgesetze sollten beseitigt und auf Grund sorgfältiger Erwägung der in Betracht kommenden Verhältnisse ein neues, einheitliches **Zollgesetz von Bundeswegen** eingeführt werden. Aber eben hieran scheiterte der Vorschlag. Zwar sprach sich die Kommission, welcher die Vorberathung desselben zufiel, für seine Ueberweisung an das Plenum des Bundesrathes aus, aber ein fast allgemeines Hohnlächeln der hohen Versammlung soll die einzige Antwort auf diesen Antrag gewesen sein. Wol in richtiger Selbsterkenntniß seiner Wesenlosigkeit und Ohnmacht hielt es der Bundesrath für lächerlich, ihm eine derartige Kraftäußerung zuzumuthen, und ohne überhaupt erst in weiteren Kreisen bekannt geworden zu sein, verschwand die Nebenius'sche Denkschrift von der Tagesordnung. Die einzige Folge derselben war die Aufnahme einer nichtssagenden Vertröstung in die Wiener Schlußakte vom Jahre 1820, in welcher (Artikel 65) ausgesprochen wurde: „Die in den besonderen Bestimmungen der Bundesakte Artikel 16, 18, 19 zur Berathung der Bundesversammlung gestellten Gegenstände bleiben derselben, um durch gemeinschaftliche Uebereinkunft zu möglichst gleichförmigen Verfügungen darüber gelangen zu können, zur fernerweiten Bearbeitung vorbehalten."



Karl Friedr. Nebenius, badischer Staatsrath.

Die Nebenius'sche Denkschrift blieb, wie bemerkt, damals größeren Kreisen unbekannt. Erst 1833, also zu einer Zeit, in welcher der preußisch-deutsche Zollverein schon längst gegründet, ja seine Entwicklung nahezu vollendet war, wurde jene Denkschrift durch einen Neudruck der Vergessenheit entrissen, und alsbald bemächtigte sich ihrer der partikularistische Kleingeist, der längst nur widerwillig das große Verdienst, welches sich Preußen durch sein selbstthätiges, entschiedenes Vorgehen in der Zollvereinsfrage erworben, anerkannt hatte. Nicht Preußen, so hieß es nun, sei das Verdienst zuzuschreiben, zu dem großartigen Gedanken einer deutschen Zolleinigung die erste erfolgreiche Anregung gegeben zu haben, sondern als der Vater des Zollvereinsgedankens sei der genannte badische Staatsmann Nebenius zu feiern. Bei der allgemeinen Stimmung in Süddeutschland wurde es den Verbreitern dieser Ansicht nicht schwer, derselben in weitesten Kreisen, ja schließlich in Preußen selbst und bis in die neueste Zeit hinein Anerkennung zu schaffen. Erst kürzlich hat Heinrich von Treitschke durch eingehende Untersuchungen unwiderleglich nachgewiesen, daß dem Staatsrath Nebenius wohl die Anerkennung gebührt, die Frage, ob überhaupt

eine deutsche Zolleinigung wünschenswerth sei, in befürwortendem Sinne erörtert zu haben, daß dagegen die Ehre, die Lösung der deutschen Zollfrage auf demjenigen Wege, der allein zum Erfolg führen konnte, angeregt und thatkräftig durchgeführt zu haben, nicht ihm, sondern der preußischen Regierung und innerhalb derselben vor Allem dreien um die preußische Finanzverwaltung auch sonst hochverdienten Männern, F. Ch. A. v. Motz, Karl Georg Maaßen und J. A. Friedrich Eichhorn gebührt.

Es wurde bereits weiter oben erwähnt, daß die preußische Regierung, ehe sie die Lösung der deutschen Zollfrage in die Hand nahm, in richtiger Erkenntniß Dessen, was noth that, vor Allem die Mißstände im eigenen Lande zu beseitigen bestrebt war. Denn nicht nur die kleineren Staaten brüsteten sich mit ihrer Zollhoheit, sondern es gab auch innerhalb der größeren Gebiete — Preußen nicht ausgenommen — noch innere Zollgrenzen. So war der preußische Staat bis 1816 durch mehr als sechzig verschiedene Zollschranken belästigt, abgesehen davon, daß jede einzelne Stadt ihre besondere „Accise" hatte. Der erste Schritt zur Abhülfe dieses Uebelstandes geschah am 11. Juni 1816, indem Preußen sämmtliche Wasser-, Provinzial- und Binnenzölle in seinen alten Provinzen beseitigte. Diese theilweise Entfesselung des Verkehrs hatte die günstigsten Folgen und ermuthigte zu weiterem Vorgehen.

Noch nicht zwei Jahre waren seit jenem ersten bahnbrechenden Akte verflossen, als ein zweiter folgte. Durch ein Gesetz vom 26. Mai 1818 wurde die preußische Monarchie zu einem einzigen, einheitlichen Handels- und Verkehrsgebiete gestaltet. Hiernach erlangte die inländische Industrie durch eine angemessene, jedoch immerhin mäßige äußere Besteuerung des Handels und des Verbrauchs fremder Erzeugnisse den wünschenswerthen Schutz; sämmtliche Zollstellen für ein- und ausgehende Waaren wurden an die Grenzen verlegt und fernerhin gestattet, alle fremden Natur- und Industrieprodukte von einem nach dem andern Staate ein-, alle inländischen Erzeugnisse des Bodens und der Industrie auszuführen. Die sonach gesetzlich ausgesprochene Handelsfreiheit sollte den behufs Abschluß von Handelsverträgen mit anderen Staaten zu pflegenden Verhandlungen zur Grundlage dienen, daher Erleichterungen, welche preußischen Handeltreibenden von anderen Staaten geboten würden, entsprechend erwiedert, dagegen Beschränkungen des freien Verkehrs durch angemessene Gegenmaßregeln vergolten werden.

Neue Handelsverträge. Auf dieser Grundlage schloß nun Preußen nach dem Prinzip der Gegenseitigkeit mit mehreren Staaten, als Dänemark, Großbritannien, Mecklenburg-Schwerin, Schweden und Norwegen, den Vereinigten Staaten von Nordamerika sowie mit Brasilien, Handelsverträge ab, deren segensreicher Einfluß auf die Erleichterung des Verkehrs sich schnell fühlbar machte und der preußischen Industrie zugleich ein großes Absatzgebiet erschloß, das mit ihrem allmählichen Aufblühen mehr und mehr an Wichtigkeit gewinnen mußte.

Die Kundgebung wahrhaft erleuchteter Grundsätze auf dem Gebiet des wirthschaftlichen Lebens beruhte in Preußen auf der Ueberlieferung aus schweren Tagen; sie waren in den Regierungskreisen bereits seit 1808 vorherrschend gewesen. Es ist gewiß von hohem Interesse, zu erfahren, welche Stellung zu den damals schon vielfach erörterten Fragen des allgemeinen Güterlebens jene Männer eingenommen haben, welchen die Aufgabe zugefallen war, ihr Vaterland nach der furchtbaren Katastrophe des Jahres 1806 wieder emporrichten zu helfen. Vornehmlich der unbefangenen staatsmännischen Einsicht, den volkswirthschaftlich richtigen Anschauungen jener Patrioten ist es zu danken, daß es in Preußen unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen gelang, auf friedlichem Wege und ohne Erschütterung der königlichen Autorität den Uebergang von den erstarrten Satzungen des alten ständischen Feudalstaates zu unserer heutigen, auf der Grundlage der staatsbürgerlichen Gleichheit beruhenden Gesellschaftsordnung zu bewirken, deren Aufrichtung in Frankreich Ströme von Blut gekostet hat.

Theodor von Schön, der bewährte Mitarbeiter des Freiherrn vom Stein, der geistige Haupturheber des denkwürdigen Fundamentalgesetzes über die Aufhebung der Erbunterthänigkeit, hatte bereits im Jahre 1808 eine deutsche Bearbeitung eines von Lord Lauderdale herrührenden nationalökonomischen Werkes veröffentlicht, welches mit außerordentlicher Klarheit die Grundlehren der Volkswirthschaft darlegt. Die Bearbeitung schließt mit den Worten: „Jedes Hinderniß, das dem Handelsverkehr gesetzt wird, hemmt die Vermehrung des Wohlstandes sowol dadurch, daß es den Gewerbfleiß des Landes, von dem es ausgeht, unterdrückt, als auch durch den Erfolg, den dieser Zwang auf den Gewerbfleiß des Landes hat, das man unterdrücken will."

So entschieden im Geiste des Freihandels sprach sich auf Grund eingehender volkswirthschaftlicher Studien ein hochverdienter preußischer Minister aus zu einer Zeit, in welcher die Durchführung der Kontinentalsperre möglich war, wo noch nicht „der König Dampf und die Zauberfee Elektrizität" mit unlöslichen Banden zu allseitigem Segen die verschiedenen Staaten tausendfältig verknüpften.

Solche Ueberzeugungen waren denn auch in den preußischen Regierungskreisen im Großen und Ganzen lebendig geblieben, und von ihnen geleitet, nahmen bald nach der Durchführung der preußischen Zollgesetzgebung von 1818 die Männer, welche zur Zeit in Preußen an der Spitze der Regierung standen, und speziell diejenigen, denen die Leitung des Finanzwesens oblag, den Versuch, durch selbstthätiges Vorgehen und zwar durch Sonderverhandlungen mit den Regierungen der einzelnen deutschen Bundesstaaten Das zu erreichen, was durch die Vermittlung der machtlosen deutschen Centralgewalt nicht zu erreichen war. Wir sahen bereits, wie wenig Erfolg die Bemühungen des auf eigene Hand gegen den Willen seiner Regierung vorgehenden Württembergers Friedrich List hatten, und wie selbst die wohlgemeinten Vorschläge des im Einverständniß oder vielmehr im Auftrage seiner Regierung eine deutsche Zolleinigung befürwortenden badischen Staatsraths Nebenius nur mit Geringschätzung seitens der hohen Bundesbehörde aufgenommen wurden. Nicht viel besser erging es einem wackeren Thüringer Kaufmann, E. G. Arnoldi in Gotha, dessen unermüdlichen Mahnungen es gelungen war, zu einer Eingabe an die deutsche Centralbehörde die Unterschriften von mehr als 5000 mitteldeutschen Fabrikanten und Gewerbtreibenden zusammenzubringen. Auch diese Eingabe, obgleich von einzelnen mitteldeutschen Regierungen, die sich der Erkenntniß der Unhaltbarkeit der bestehenden Zustände nicht länger verschließen konnten, eifrig befürwortet, wurde einfach ad acta gelegt.

In Berlin schritt man, unbeirrt durch die bisherigen eher abschreckenden als ermuthigenden Wahrnehmungen, mit Uebergehung des Bundesraths durch Sonderverhandlungen mit den einzelnen Bundesstaaten dazu, den Plan, einen preußisch-deutschen Zollverein auf Grundlage der preußischen Zollgesetzgebung zu gründen, feste Gestalt annehmen zu lassen. Männer wie J. Alb. Friedrich Eichhorn und K. G. Maaßen gingen eifrig an die Arbeit. Noch war freilich eine gewisse Unsicherheit aus dem preußischen Finanzwesen nicht ganz verschwunden, noch ließ ein alljährliches Defizit das Ergreifen einer kühnen Handelspolitik bedenklich erscheinen. Darin lag wol auch der Grund, daß die genannten Männer bei der Begründung des Zollvereins zunächst an dem Grundsatz festhalten zu müssen glaubten, nur mit den unmittelbaren Nachbarn in Zollverbindung zu treten, nur „von Grenze zu Grenze" vorzuschreiten. In Verfolg dieses Grundsatzes knüpften sie zunächst mit denjenigen Staaten, deren Gebiet ganz oder doch zum größten Theil von Preußen umklammert wurde, Unterhandlungen an, und da inzwischen, wie bereits bemerkt, einzelne der mitteldeutschen Regierungen zu der richtigen Erkenntniß Dessen, was ihren Landen noth that, gelangt waren, auch das energische Vorgehen Preußens ihnen nicht wol eine andere Wahl ließ, kamen diese Verhandlungen schnell in dem erwünschten Sinne zum Abschluß.

Die ersten Anfänge des Zollvereins. Bereits am 25. Oktober 1819 trat Schwarzburg-Sondershausen in das preußische Zollgebiet ein, und bald folgten die

Fürstenthümer **Anhalt, Waldeck, Hessen-Homburg, Schwarzburg-Rudolstadt, Sachsen-Weimar, Anhalt-Bernburg, Lippe-Detmold** und **Mecklenburg-Schwerin**, zum Theil ganz, zum Theil nur für ihre von Preußen umklammerten Gebietstheile, die sogen. Enklaven, dem gegebenen Beispiel. Allerdings hatten einige derselben nur nach schwerem Widerstreben, einige sogar nur dem nach Erschöpfung aller anderen Mittel auf sie ausgeübten Zwange sich fügend, sich dazu entschlossen. Gegen Zahlung einer jährlichen, nach der Bevölkerungszahl zu berechnenden Abfindungssumme verpflichteten sich die Regierungen dieser Staaten, die Erhebung von Zöllen an ihren Grenzen — soweit dieselben mit der preußischen Grenze zusammenfielen — aufzugeben und den freien Verkehr zwischen Preußen und ihren Landestheilen zu gestatten.

Dieser bedeutende wirthschaftliche Fortschritt rief freilich bei einzelnen süddeutschen Regierungen und namentlich am Bundestage Mißstimmung hervor, und die Entrüstung fand in den Konferenzen der Jahre 1819 und 1820 diplomatischen Ausdruck. Aber hier wie anderwärts mußte der Verdruß vor der überzeugenden Sprache vollzogener Thatsachen schweigen.

Um so eifriger ließen es sich diejenigen süd- und mitteldeutschen Regierungen, die in den Zollvereinsbestrebungen Preußens hinter der Verfolgung wirthschaftlicher Interessen einen politischen, auf die Beschränkung der kleinstaatlichen Souveränität gerichteten Hintergrund zu erblicken glaubten, angelegen sein, die weitere Ausdehnung des preußisch-deutschen Zollvereins nach Möglichkeit zu hintertreiben. Nach dem von Preußen immer noch festgehaltenen Grundsatz, nur „von Grenze zu Grenze“ vorzuschreiten, sollte nun zunächst Kurhessen an die Reihe kommen. Aber der Kurfürst, wol der unfähigste und sicher der böswilligste unter den zur Zeit regierenden deutschen Fürsten, wies die an ihn ergehende Aufforderung zum Eintritt in das preußische Zollgebiet auf das Bestimmteste ab, und das mit so glücklichem Erfolge begonnene Werk der deutschen Zolleinigung schien dadurch plötzlich ins Stocken zu gerathen. Eichhorn und Maaßen schreckten mit Rücksicht auf die noch immer nicht vollständig gehobene Unsicherheit im preußischen Finanzwesen vor dem Einschlagen einer wirklich kühnen Handelspolitik, vor dem Brechen mit dem einmal angenommenen Grundsatze zurück. Maaßen's Gedanken gingen überhaupt über das Gebiet der Staats- und Volkswirthschaft, das er allerdings mit Meisterschaft beherrschte, nicht hinaus, und Eichhorn vermochte sich von den Ideen des friedlichen österreichisch-preußischen Dualismus niemals ganz loszuwinden. Der Gedanke an die möglichen politischen Folgen einer deutschen Zolleinigung unter Preußens Führung lag beiden Männern vollständig fern; ihnen war der Zollverein nichts weiter als eine Vereinigung der verschiedenen völlig gleichberechtigten deutschen Staaten zu rein wirthschaftlichen Zwecken, und die Wahrnehmung, daß man trotzdem den preußischen Zollvereinsbestrebungen in Mittel- und Süddeutschland politische Motive unterschob, war, namentlich was Eichhorn anbetraf, ganz geeignet, ihm das Weiterstreben in der eingeschlagenen Richtung zu verleiden.

Süddeutsche Bestrebungen. Inzwischen waren, um nicht nur mit Worten, sondern auch mit Thaten dem preußischen Zollverein entgegenzuwirken, die Vertreter mehrerer süddeutschen Regierungen bereits 1821 in Darmstadt und 1823 in Frankfurt zu Verhandlungen über die Gründung eines süddeutschen Zollvereins zusammengetreten. Dieselben verliefen resultatlos; nur die beiden hohenzollernschen Fürstenthümer traten in den württembergischen Zollverband ein. Indessen ließ man sich dadurch nicht entmuthigen. Im Jahre 1825 fanden erneute Verhandlungen Württembergs mit Kurhessen, Darmstadt, Baden und Bayern statt; auch diese blieben zwar zunächst ohne positives Ergebniß, doch wurden bereits die Grundlagen für eine spätere Verständigung gefunden. Die Gründung eines süddeutschen Zollvereins schien nahe bevorstehend.

F. Ch. A. von Motz. Um diese Zeit trat in das preußische Ministerium der Mann ein, dem Deutschland das Zustandekommen des Zollvereins auf der allein möglichen Grundlage

des Anschlusses aller deutschen Staaten (mit Ausnahme Oesterreichs) vor allen anderen zu verdanken hat. F. Ch. A. von Motz, seit 1818 Regierungspräsident in Erfurt, seit 1824 Oberpräsident von Sachsen und in diesen hohen Stellungen als tüchtiger und umsichtiger Beamter vielfach erprobt, wurde gegen Ende des Jahres 1825 an Stelle des unbedeutenden Ministers von Klewitz zum preußischen Finanzminister ernannt. Binnen kurzer Zeit befreite er in dieser Stellung durch umsichtige kräftige Maßnahmen die preußische Finanzwirthschaft von dem beständigen Defizit und beseitigte damit das hauptsächlichste Hinderniß einer entschiedeneren Finanzpolitik. Zugleich brach Motz in richtiger Würdigung der thatsächlichen Verhältnisse mit dem bisher festgehaltenen Grundsatz, nur mit dem unmittelbaren Nachbar in Zollverbindung zu treten; in der Erkenntniß, daß das Zustandekommen eines in sich abgeschlossenen und alle süddeutschen Staaten umfassenden süddeutschen Zollvereins die Schwierigkeit der Verschmelzung aller deutschen Landestheile — immer mit Ausschluß Oesterreichs — zu einem einheitlichen Zollgebiet bedeutend erhöhen müsse, eröffnete er über das widerstrebende Kurhessen hinweg bereits 1826 Unterhandlungen mit Darmstadt, das denn auch unter den ihm gebotenen günstigen Bedingungen durch Vertrag vom 14. Februar 1828 in den preußischen Zollverein eintrat.

Der wichtige erste Schritt zur Erreichung des Erstrebten war damit geschehen, und gerade diesen ersten wichtigen Schritt mit Erfolg gethan zu haben, ist eben Motz' Verdienst; der allmähliche Anschluß auch der übrigen süddeutschen Staaten war nun kaum mehr als eine Frage der Zeit.

Die bayerisch-württembergische Zolleinigung und der mitteldeutsche Handelsverein. Zwar traten um eben diese Zeit — Anfang des Jahres 1828 — Württemberg und Bayern und die beiden Hohenzollern nun doch zu einem süddeutschen Zollverein zusammen, aber die erstrebte weitere Ausdehnung desselben gelang nicht; denn die Mehrzahl der mitteldeutschen und etliche der norddeutschen Staaten, Sachsen, Kurhessen, Nassau, die Thüringer Herzog- und Fürstenthümer, dann Hannover, Braunschweig, Hessen-Homburg, Oldenburg, Bremen, Frankfurt a/M. bildeten einen besonderen, ausgesprochener Maßen gegen Preußen gerichteten Verband, den sogenannten „Mitteldeutschen Handelsverein"; aber gerade diese Zersplitterung machte das Bestehen des einen wie des anderen auf die Dauer unmöglich.

Dieser Erkenntniß konnten sich denn auch die süddeutschen Regierungen nicht lange verschließen, und dem unermüdlich der Erreichung seines Zieles nachstrebenden preußischen Finanzminister gelang es kurz vor seinem Tode, der ihn im Jahre 1831 leider zu früh seinem Wirkungskreise entriß, die Verhandlungen über den Zollanschluß Bayerns und Württembergs im Wesentlichen zum Abschluß zu bringen. — Vorher schon hatte sich Kurhessen dem preußisch-darmstädtischen Zollbündniß beigesellt.

Zum Nachfolger des verdienstvollen Motz wurde der bisherige Generalsteuerdirektor K. Georg Maaßen, der sich, wie erwähnt, schon in dieser seiner Stellung um die Verwirklichung des Zollvereinsgedankens gleichfalls verdient gemacht hatte, ernannt, und unter seiner vollständig im Geist seines Vorgängers weitergeführten Verwaltung ging das große Werk schnell seiner Vollendung entgegen.

Beitritt von Bayern, Württemberg und Sachsen zum preußisch-deutschen Zollverein. Am 4. März 1833 fand der förmliche Beitritt Bayerns und Württembergs zum preußisch-deutschen Zollverein statt, im Mai desselben Jahres erklärte auch das Königreich Sachsen seinen Anschluß, und ziemlich gleichzeitig schlossen sich auch die zu einem engeren Bunde zusammengetretenen acht kleineren thüringischen Staaten — der „mitteldeutsche Handelsverein" hatte sich infolge des Austritts Kurhessens aufgelöst — dem Zollverbande an. Am 1. Januar 1834 konnte das große Werk als gelungen angesehen werden. Der große preußisch-deutsche Zollverein hatte sich, das Gebiet von 18 deutschen Staaten und über 7000 Quadratmeilen mit 23 Millionen Einwohnern umfassend, zunächst auf die Dauer von acht Jahren — bis zum Jahre 1842 — konstituirt.

Schon im nächstfolgenden Jahre traten ihm ferner bei Hessen-Homburg, Baden und Nassau, 1836 Frankfurt a/M., 1838 Waldeck. —

Die nordwestdeutschen Staaten Hannover, Oldenburg, Braunschweig und Lippe, die zu einem besonderen Verein, dem sogenannten Steuerverein, sich zusammengethan hatten, lehnten zwar vorläufig die Aufforderung zum förmlichen Eintritt noch ab, aber auch sie wirkten zur Unterdrückung des Schmuggels und zu besserer Abrundung des Zollgebiets mit.

Was die politische Bedeutung der Zolleinigung betrifft, so war sich von allen den Männern, welche ihr Zustandekommen angestrebt und gefördert hatten, eigentlich nur Motz derselben bewußt. In einer Denkschrift, welche er im Juni 1829 dem Könige überreichte, werden Wichtigkeit und Vortheile der von Preußen mit den süd- und mitteldeutschen Staaten „abgeschlossenen oder noch abzuschließenden" Zoll- und Handelsverträge ausführlich erörtert. Da heißt es unter Anderm: „Wenn es staatswissenschaftliche Wahrheit ist, daß Zölle nur die Folge politischer Trennung der verschiedenen Staaten sind, so muß es auch Wahrheit sein, daß Einigung dieser Staaten zu einem Handels- und Zollverbande zugleich auch Einigung zu einem und demselben politischen System mit sich führt." Und die Denkschrift schließt: „In dieser auf gleichem Interesse und natürlicher Grundlage ruhenden und sich nothwendig in der Mitte von Deutschland erweiternden Verbindung wird erst wieder ein in Wahrheit verbündetes, von innen und von außen festes und freies Deutschland unter dem Schutz und Schirm von Preußen bestehen. Möge nur das noch Fehlende weiter ergänzt und das schon Erworbene mit umsichtiger Sorgfalt noch weiter ausgebildet und festgehalten werden!" — Es dürfte sich in der That unter allen Aeußerungen deutscher Staatsmänner aus jener Zeit nicht leicht eine zweite finden, die so entschieden mit dem friedlichen Dualismus bricht, die so energisch die Nothwendigkeit der Loslösung Deutschlands von Oesterreich betont, die so deutlich die Hoffnung auf die dereinstige Führerschaft Preußens in dem auf neuer, fester Grundlage zu errichtenden Deutschen Reich durchblicken läßt. Und diese Hoffnung war vollauf berechtigt.

Mit Genugthuung dürfen wir sagen, daß durch den großen Dienst, welchen Motz und seine Mitarbeiter und Nachfolger durch Verwirklichung des Zollvereinsgedankens Deutschland erwiesen, das Einheitsbedürfniß, dessen Befriedigung der Bund dem deutschen Volke versagt hatte, wenigstens auf dem Gebiet der materiellen Interessen wesentlich gefördert worden ist. Die Rückwirkung auf das rein politische Gebiet konnte nicht ausbleiben, und so ist gerade durch die Begründung des Zollvereins dem fortlebenden deutschen Einheitsgedanken ein mächtiger Vorschub geleistet worden.

Es ist überaus lehrreich, hier des Verhaltens zu gedenken, dessen sich einzelne machtlose Bundesglieder, Kleinstaaten wie Nassau und Frankfurt a. M., gegenüber einem Fortschritte in der Entwicklung Deutschlands befleißigten, der als der bedeutendste seit den Tagen der Reformation von allen denkenden deutschen Männern erkannt worden ist. Bemüht, sich dem Andrange Preußens zu entziehen, tastete Frankfurts hoher Senat wie ein vom Schwindel Ergriffener um sich, und da er Niemand fand, der ihm in seinen Nöthen einen Anhaltspunkt gewähren mochte, so richteten die wohlweisen Häupter des Senats ihre wirren Blicke übers Meer und schlossen 1832 mit England einen Zoll-, Handels- und Schiffahrtsvertrag (!) auf zehn Jahre, basirt auf gegenseitige Freiheit des Verkehrs, der Schiffahrt und der Niederlassung sowie auf der Gleichstellung der Staatsangehörigen. Es erscheint kaum glaublich, aber es ist deswegen nicht weniger wahr, daß man britischen Landeskindern Rechte einräumte, die man gleichzeitig den deutschen Brüdern, welche sich auf dem kaum 2 Quadratmeilen großen Gebiet der Freien Stadt Frankfurt niederlassen wollten, auf das Hartnäckigste verweigerte. — Kein Zweifel besteht darüber, daß hierdurch die Freie Reichsstadt in eine Stellung gerathen war, die bei längerem Bestande ihr kleines, inmitten des Zollvereins gelegenes Gebiet in ein privilegirtes Schmuggeldepot für englische, französische und andere fremde Erzeugnisse verwandelt haben würde.

Diese Großmannssucht Frankfurts und sein vaterlandsloses Gebaren hatte schon im vorigen Jahrhundert sich kund zu geben begonnen. In den Jahren 1794 und 1795, als die französischen Revolutionsheere die Gebiete des Rheins und Mains überschwemmten, hatte der Frankfurter Partikularismus es durch Geld und gute Worte bis zu einem geheimen Separatabkommen mit der französischen Republik gebracht und seine eigene Neutralität sowie die Freundschaft Frankreichs um die Vergleichssumme von 1,400,000 Francs erkauft. Wie damals, so waren auch in den dreißiger Jahren alle Vorstellungen patriotisch denkender Männer, sich nicht zur eigenen Schande an das Ausland anzulehnen, vergeblich, noch weniger fruchtete die Mahnung, nicht nur ausschließlich Frankfurter Interessen zu pflegen, sondern auch an das große Ganze, an Deutschland, zu denken. Alle diese Stimmen verhallten: die eingesetzte Kommission erklärte, daß man durchaus nichts von den „preußischen Plackereien“ wissen wolle, der Anschluß an das „preußische Mauthsystem“ verletze das innerste Lebensprinzip der Freien Stadt.

Ebenso ablehnend verhielt sich Nassau, welches 1835 mit Frankreich einen Zollvertrag für die Dauer von fünf Jahren abschloß, ein Beispiel, das nachzuahmen sich später Mecklenburg bewogen fand. — Durch diesen wunderbar ausgedüftelten Ausweg suchten sich die kleinen Machthaber „aus den Schlingen einer deutschen Handelsvereinigung“ zu ziehen, die, weil sie von Preußen ausging, ihnen doppelt bedenklich erschien.

Allen mit den rheinischen Verhältnissen Vertrauten sind die Folgen, welche aus diesen kleinstaatlichen Lächerlichkeiten und Zerrereien entstanden, wohl bekannt. Hessen setzte sich gegen Ende des vierten Jahrzehnts auf den Kriegsfuß gegen Nassau, und in mitternächtiger Stunde lief ein Geschwader gegen den oranischen Nachbar aus, um eine nassauische Rheinstrecke durch Versenkung von Quadern in den „freien deutschen Strom“ für die Schiffahrt unbrauchbar zu machen. Jahrelang währte der hieraus erwachsene Streit und Hader, bis sich die Hessen endlich bequemen mußten, das rheinische Flußbett Nassau's wieder zu reinigen. — Nicht viel besser erging es der „Freien Stadt“ Frankfurt. Rings von Zolllinien umgeben, blieb ihr allein die Richtung nach dem gleichgesinnten Nassau und die dahin führende Wasserstraße offen. Unter diesen Umständen blühte das auf der andern Seite des Mains liegende hessische Städtchen Offenbach immer ersichtlicher empor. Während Frankfurts Zwischenhandel und Meßverkehr in wenigen Jahren unsäglich litt, wurden in der hessischen Fabrikstadt und zwar von Frankfurter Kaufleuten selbst Kellerräumlichkeiten und Magazine zum Behuf des Meßbezugs und zur Unterbringung von Meßwaaren gemiethet.

Im Oktober 1834 verlangte eine von tausend Bürgern unterzeichnete Bittschrift den beschleunigten Beitritt Frankfurts zum Zollverein, welcher nun doch am 2. Januar 1836 erfolgte. — Heute, nach vierzig Jahren, schüttelt gewiß selbst ein Stockfrankfurter über die damals befolgte Krämerpolitik der weisen Stadtoberhäupter den Kopf. — Wir haben dieses Beispiel etwas weitläufiger vorgeführt, weil es nothwendig erscheint, dem gegenwärtigen Geschlechte die Thorheiten und Verirrungen einer früheren Generation vorzuhalten, damit es im Stande sei, die Errungenschaften der Gegenwart um so unbefangener zu würdigen.

Anschluß Hannovers. Oldenburg und Braunschweig verblieben bis 1841 beim „Nordwestdeutschen Steuerverein“, während Hannover sich erst im Jahre 1854, und auch dann nur gegen Gewährung ansehnlicher Vergünstigungen, dem Zollverein anschloß.

Damit war das große Werk gelungen, die Mehrzahl der deutschen Staaten war wenigstens auf einem Gebiete, dem des Wirthschaftslebens, wieder wirklich geeinigt, ein gemeinsames Band, das Band gemeinsamer Interessen, umschloß wieder den größten Theil des deutschen Vaterlandes, und schon jetzt erkannten Alle, die es aufrichtig wohlmeinten mit Deutschland, daß es nur darauf ankomme, das geschlungene Band allmählich fester und fester zu ziehen und es durch neue Bande zu verstärken, um auf diesem Wege das angestrebte Ziel, die Wiederaufrichtung Deutschlands zu einem einheitlichen, mächtigen Reiche, würdig seines Volkes und seiner Geschichte, zu erreichen. Freilich stand neben diesen

Wohlmeinenden die große Zahl Derer, welche ohne Verständniß für das Wohl Deutschlands, oder in selbstsüchtiger Verfolgung eigennütziger Interessen demselben absichtlich entgegenarbeitend, dem neugegründeten Zollverein auch nach seinem Zustandekommen noch unablässig Hindernisse in den Weg legten, und die lose Verfassung des zunächst ohnehin nur auf die Dauer weniger Jahre geschlossenen Zollbundes machte ihnen das leicht genug.

Die Zollvereinskonferenz. Eine ständige Verwaltungsbehörde besaß der Zollverein leider nicht. Die periodisch zusammentretende Zollvereinskonferenz, beschickt von den dem Vereine angehörenden Staaten, konnte während der Dauer der einzelnen Vertragsperioden die allernothwendigsten Veränderungen nur sehr schwer oder richtiger niemals durchsetzen. Bei einzelnen süd- und mitteldeutschen Staaten bestand die Besorgniß vor den centralisirenden Sonderbestrebungen Preußens noch immer fort. Dies hatte die preußische Regierung veranlaßt, in die Zollvereinsverträge die Bestimmung aufzunehmen, daß während der Dauer der einzelnen Vertragsperioden nur durch einstimmigen Beschluß aller Vertreter bei den Konferenzen eine Aenderung in den Statuten des Vereins herbeigeführt werden könne, und diese Einstimmigkeit war natürlich nur in den seltensten Fällen zu erreichen. Dem gegenüber konnte es fast als ein Vortheil gelten, daß der Zollverein nur auf einen periodischen Zeitraum von zwölf Jahren, bei seinem Zustandekommen sogar vorläufig für alle betheiligten Staaten ohne Rücksicht auf den Zeitpunkt ihres Eintritts nur bis zum Jahre 1842 abgeschlossen wurde; damit hatte es die preußische Regierung in der Hand, den Zollverein jeweilig zu kündigen und auf Grundlage neuer, als nothwendig sich erweisender Bestimmungen die kleineren Staaten zur Verlängerung desselben einzuladen. Die mögliche Gefahr der gänzlichen Auflösung des Zollvereins bei einer solchen Gelegenheit glaubte man in den preußischen Regierungskreisen, und zwar mit Recht, nicht fürchten zu müssen, indem die segensreichen Folgen der Zolleinigung schon in den ersten Jahren ihres Bestehens so deutlich zu Tage getreten waren, daß die süddeutschen Staaten sich der Erkenntniß nicht verschließen konnten, ihr Austritt aus dem Verein sei nur unter schwerer Schädigung ihrer materiellen Interessen zu bewirken. Die wirthschaftliche Zukunft der kleinen mitteldeutschen Staaten, deren Lage Preußen im Nothfalle das Mittel wirksamer Repressivmaßregeln an die Hand gab, hing geradezu vom Fortbestand des Zollvereins ab.

Verlängerung der Zollvereinsverträge. So ging denn auch, als im Jahre 1842 der Zeitpunkt für die Kündigung resp. Verlängerung der Verträge herangekommen war, die letztere trotz der Umtriebe Oesterreichs und der zahlreichen preußenfeindlichen Elemente in den übrigen Bundesstaaten ohne besondere Schwierigkeiten von statten, und die Fortdauer des Zollvereins war auf weitere zwölf Jahre gesichert. — Die Schwierigkeiten, welche nach Ablauf dieser zweiten Vertragsperiode zu Tage traten und zur Auflösung des preußisch-deutschen Zollvereins zu führen drohten, haben wir später zu behandeln.

Vergegenwärtigen wir uns in Folgendem kurz die segensreichen Folgen, von welchen nicht nur auf materiellem, sondern auch auf politischem Gebiete das Zustandekommen des Zollvereins, der ewig denkwürdigen Schöpfung des zu einem Theile bewußt, zum andern Theile unbewußt seiner hohen Bestimmung entgegengehenden Preußens, begleitet war.

Als im Jahre 1834 zuerst achtzehn deutsche Staaten zu einem Zollbunde sich zusammenfanden, da folgten sie dem Prinzip des Freihandels. Man ging von der Ueberzeugung aus, daß die Herstellung völlig freien Verkehrs unter einander Allen zum Segen gereichen werde. Seit jener Zeit ist der Gedanke der deutschen Einheit mit dem Gedanken der Handelsfreiheit eng verbunden geblieben, alle Phasen hindurch, welche die Geschicke der Nation durchzumachen hatten. Die auf der Grundlage freien Verkehrs erwachsene wirthschaftliche Einigung ist die mächtigste Vorkämpferin für die politische Einigung geworden, und die namentlich seit Beginn der sechziger Jahre mit Entschiedenheit verfolgten freihändlerischen Bestrebungen waren fort und fort von der nationalen Bewegung getragen. Diese enge, wechselseitige Förderung war auch in der Natur der Dinge begründet.

Für die freie Bewegung des Verkehrs konnte es nicht leicht eine hemmendere Fessel geben als die legislative Souveränität einiger dreißig Landesregierungen. Jede Reform, welche auf materiellem Gebiete die gesetzgeberische Regelung von den Einzelnen auf die Vereinigung übertrug, schuf zugleich eine Erleichterung für den Verkehr. Diese ganze Richtung entsprach ja auch nur der dem Freihandel innewohnenden Tendenz, die Eintracht zu fördern, indem dieser den gesicherten friedlichen Austausch von Leistungen und Gütern zwischen Angehörigen aller Nationen, wie viel mehr also zwischen den einzelnen Stämmen desselben Volks, als Ideal erstrebt.

Natürlich konnte bei der Gründung des Zollvereins der Grundsatz völliger Handelsfreiheit in Anbetracht der wirthschaftlichen Verhältnisse Deutschlands nicht alsogleich auf allen Gebieten zur Geltung gebracht werden. Für einzelne wenige Artikel, wie Salz und Spielkarten, wurden aus finanziellen Gründen sogar die in Preußen schon früher bestandenen Einfuhrverbote aufrecht erhalten, und zahlreiche andere Gegenstände, namentlich solche des allgemeinen Gebrauchs, blieben einem allerdings sehr mäßigen Eingangszoll unterworfen, weil die Erträge der direkten Besteuerung trotz der anerkannten Vorzüglichkeit des preußischen Klassensteuersystems zur Deckung der steigenden Bedürfnisse des Staates allein nicht ausreichten. Zudem waren einzelne Zweige der deutschen Industrie vorderhand eines gewissen Schutzes noch dringend bedürftig, und diesen wurde derselbe denn auch durch Freigebung der Einfuhr des Rohmaterials, soweit dasselbe im Inlande nicht erzeugt wurde, und durch einen Schutzzoll gewährt, dessen mäßige Höhe jedoch von vornherein jede unberechtigte Uebertheuerung des Konsumenten durch den inländischen Fabrikanten ausschloß. Ein solcher Schutzzoll mußte denn auch gerade wegen seiner mäßigen Höhe doppelt segensreich wirken, denn die Konkurrenz des Auslandes blieb in gewissen Grenzen bestehen, und die heimische Industrie — namentlich die Gewebeindustrie, der Bergbau und die bereits im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts durch den Chemiker Achard eingeführte, aber erst in den dreißiger Jahren zu größerer Bedeutung gelangte Rübenzuckerfabrikation kommen hier in Betracht — sah sich geradezu gezwungen, nur gute und preiswerthe Erzeugnisse zu liefern, um sich auf dem inländischen Markte zu behaupten und womöglich auch im Auslande lohnende Absatzgebiete zu erobern. Ein unablässiges Streben nach Verbesserung und Vereinfachung der Fabrikationsweisen war die natürliche Folge, und dies gab wiederum Anlaß zu einem großartigen Aufschwung auf dem Gebiete des Maschinenbaues, dem sich nunmehr die tüchtigsten Kräfte in großer Zahl zuwandten. Bald drängte eine wichtige Erfindung die andere, immer neue, schneller und billiger als die bisherigen arbeitende Maschinen wurden ersonnen und hergestellt, und nach wenigen Jahrzehnten hatte die deutsche Industrie diejenige einer Reihe europäischer Länder vielfach überflügelt und trat der hochentwickelten englischen Industrie nahezu ebenbürtig zur Seite.

Der Raum gestattet uns leider nicht, an der Hand der Statistik die Fortschritte und das Emporblühen der einzelnen Industriezweige im Gebiet des Zollvereins im Einzelnen zu verfolgen. Nur Zahlen sind es, welche die Statistik uns an die Hand giebt, aber beredter, als Worte es zu thun vermögen, zeugen diese Zahlen von dem erfreulichen und für jedes patriotische Herz erhebenden Aufschwung, welchen der Zollverband, die endlich nach schweren Zeiten glücklich zu Stande gekommene Einigung des deutschen Vaterlandes zur Verfolgung gemeinsamer Ziele und Interessen, auf allen Gebieten der Industrie und des Handels zuwege brachte. Binnen wenigen Jahrzehnten verdoppelte, ja verdreifachte sich die Produktion, der Werth der Ein- und Ausfuhr in den meisten Industriezweigen, überall bot sich dem Kapital eine gewinnbringende Anlage, dem fleißigen und tüchtigen Arbeiter ausreichende und lohnende Beschäftigung.

Mehr und mehr trat in den Städten wie auf dem flachen Lande ein gewisser bescheidener Wohlstand zu Tage, der auch äußerlich in dem erhöhten Verbrauchsvermögen des Volkes, in der stärkeren Nachfrage in Konsum- und Luxusartikeln seinen Ausdruck fand.



Berlin, nach einer Abbildung gegen Ende der dreißiger Jahre.

Erblühen Berlins als Handels- und Fabrikplatz. Wie nicht anders zu erwarten, kamen die Segnungen der Zolleinigung in erster Linie auch der preußischen Hauptstadt, dem Vorort des Zollvereins, zugute. Berlin, dessen Industrie und Handel bis zum Jahre 1830 nicht gerade hervorragend genannt werden konnten, erblühte nach und nach zu einer Fabrikstadt und einem Verkehrs- und Handelsplatz ersten Ranges. Das Aufkommen des Eisenbahnwesens, dessen Entwicklung in Deutschland und speziell in Preußen wir an anderer Stelle eingehend zu besprechen haben werden, die Entstehung eines ausgebreiteten Eisenbahnnetzes, dessen Fäden naturgemäß in der Hauptstadt des Landes, in Berlin, zusammenliefen, erhöhten dessen Bedeutung für Industrie und Handel und schufen die Grundlage, auf welcher wir diese Stadt, die noch im Anfang unseres Jahrhunderts kaum 200,000 Einwohner zählte, im letzten Viertel desselben zu der Millionenstadt unserer Tage heranwachsen sahen.

Daß ein unter so großen Schwierigkeiten zu Stande gekommenes Werk wie der Zollverein von bedeutenden Mängeln nicht frei sein konnte, liegt klar zu Tage und ist auch weiter oben bereits angedeutet worden; aber gerade darin, daß der Zollverein trotz der ihm anhaftenden Mängel so außerordentlich segensreich wirkte, liegt ein Beweis mehr für die Nothwendigkeit seiner Begründung, für die völlige Unhaltbarkeit der Zustände, wie sie auf wirthschaftlichem Gebiet der Zusammensturz des Reiches, die Auflösung Deutschlands in einige Dutzend von einander nahezu unabhängiger Sonderstaaten geschaffen hatte. Daß das Band, welches der Zollverein um die demselben zugehörigen Staaten schlang, äußerlich kein sehr festes war, daß die beschränkte Vertragsdauer, die Forderung der Einstimmigkeit bei allen wichtigen Beschlüssen den kleinstaatlichen Sondergelüsten manche Hinterthür offen ließ und den Feinden und Gegnern des Zollbundes bequeme Angriffspunkte bot, wurde ebenfalls weiter oben bereits ausgeführt. Aber zum wenigsten ebenso hemmend für die volle Entfaltung der segensreichen Wirkungen des Zollvereins war ein zweites: der Mangel einer einheitlichen Währung. Wol wurden hier und da vereinzelte Stimmen laut, die auf die Nothwendigkeit hinwiesen, dem unglaublichen Wirrwarr im Münzwesen der deutschen Bundesstaaten durch einheitliche Regelung desselben ein Ende zu machen. Indeß die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens schienen selbst den preußischen Staatsmännern zu groß; auch sie schreckten davor zurück, sich ernstlich mit einer Angelegenheit zu beschäftigen, deren glückliche Erledigung eine unendlich viel größere Selbstlosigkeit der kleinstaatlichen Regierungen zur nothwendigen Voraussetzung hätte haben müssen, als man nach den bisherigen Erfahrungen erwarten durfte. Das Recht der Ausprägung eigener Münzen mit dem landesherrlichen Bildniß und Wappenschild hat zu allen Zeiten als eines der vornehmsten Prärogative selbstherrlicher Fürsten gegolten; gewiß wäre es damals, wo noch nicht eine erstarkte öffentliche Meinung den einzelstaatlichen Souveränitätsdünkel in Schranken hielt, vielen der kleinen deutschen Bundesfürsten geradezu wie eine Versündigung gegen die angestammte Souveränität erschienen, neben dem landesherrlichen Bildniß auf dem Avers der Landesmünzen ein fremdes Wappenschild, und sei es auch das des Zollvereins, zu dulden. Das erkannten denn auch die Begründer und Leiter des Zollvereins, und so ließ man es, in der Hoffnung auf bessere Zeiten, im Münzwesen vorderhand bei den bestehenden mißlichen Zuständen bewenden.

Trostlose Verschiedenartigkeit der Münzverhältnisse. Wie dieselben beschaffen waren, welche Buntscheckigkeit und Zerrissenheit auf dem Gebiete des Münzwesens in den zum Zollverein gehörenden Staaten herrschte, möge der Leser selbst aus einer Zusammenstellung der gegen Ende der sechziger Jahre im Zollvereinsgebiet in Umlauf befindlichen Münzen beurtheilen. Da gab es zunächst an Silbermünzen Thaler, und zwar Zweithalerstücke und Einthalerstücke von verschiedenstem Feingehalt und Gepräge, an Münzen der Thalerwährung $^2/_3$, $^1/_2$, $^1/_3$, $^1/_4$, $^1/_5$, $^1/_6$, $^1/_8$, $^1/_{12}$, $^1/_{15}$, $^1/_{30}$, $^1/_{60}$ Thalerstücke, darunter sogar im Werthe unter den angegebenen Nennwerth herabgesetzte Stücke, und zwar $^1/_3$ Thalerstücke zu 6 Silbergroschen und $^1/_6$ Thalerstücke zu 3 Silbergroschen. An Münzen der süddeutschen

Guldenwährung waren vorhanden: 2 Guldenstücke, 1 Guldenstücke, $^1/_2$ Guldenstücke, 30 Kreuzerstücke, 15 Kreuzerstücke, 6 Kreuzerstücke, 3 Kreuzerstücke, 1 Kreuzerstücke, ferner badische 100 und 10 Kreuzerstücke, Kronenthaler, Konventionsmünzen des 20 Guldenfußes, an Silbermünzen kurfürstlich und königlich sächsischen Gepräges $^1/_6$, $^1/_{12}$, $^1/_{15}$, $^1/_{24}$, $^1/_{48}$ Thalerstücke, Achtpfenniger, Dreier, Einpfenniger, an Silbermünzen schleswig-holsteinischen Gepräges $^1/_1$, $^2/_3$, $^1/_3$, $^1/_6$, $^1/_{12}$, $^1/_{24}$ Speziesthaler, Zweisechslingstücke, an älteren Silbermünzen hannoverschen Gepräges Kasseneindrittel- und Zweidrittelstücke, an Münzen mecklenburgischer Währung 2 und 1 Markstücke, 12, 8, 4, 2, 1, $^1/_2$, $^1/_4$ Schillingstücke, an Münzen hamburgischer Kurantwährung 2 und 1 Markstücke, 8, 4, 2, 1, $^1/_2$ und $^1/_4$ Schillingstücke, an Münzen lübeckischer Währung 3, 2 und 1 Markstücke, 8, 4, 2 und 1 Schillingstücke, während an Landeskupfermünzen existirten in der Thalerwährung 4, 3, 2 und 1 Pfennigstücke, hessische 8, 6, 4 und 2 Hellerstücke, preußisch-posensche 3 Kupfergroschen (zu 6 preuß. Pfennigen) und 1 Kupfergroschen (zu 2 Pf.), ferner kurfürstlich und königl. sächsische 5, 3, 2, $1^1/_2$ und 1 Pfennigstücke, hannoversche 2 und 1 Pfennigstücke, in süddeutscher Währung 1, $^1/_2$ und $^1/_4$ Kreuzerstücke, in mecklenburgischer Währung 5, 3, 2, $1^1/_2$ und 1 Pfennigstücke. Gold, in Gestalt von Louis-, Max-, Wilhelm- und Friedrichs'dor sowie Dukaten und Goldmünzen ausländischen Gepräges, war nur in verschwindend geringer Menge im Umlauf und diente, da infolge des stets schwankenden Kurses eine genaue Werthbestimmung fast nur mit dem Kurszettel und der Goldwage in der Hand auszuführen war, gleichfalls nicht zur Erleichterung des Verkehrs.

Dem hierdurch wie durch den lockeren Zusammenhang der Glieder des Zollvereins bedingten Uebel langsamer und oft gefährdeter Weiterentwicklung hat erst die Stiftung des Norddeutschen Bundes wirksame Abhülfe gebracht, welcher, durch Verträge mit den süddeutschen Staaten aus Deutschland ein geschlossenes Zoll- und Handelsgebiet schaffend, an die Stelle der alten, nur durch Regierungsbevollmächtigte gebildeten Generalzollkonferenz einen Bundesrath als Vertreter der Regierungen und ein Zollparlament zur Vertretung des Volks konstituirte, zugleich aber eine bessere Regelung des Stimmverhältnisses festsetzte. Erhielt infolge dessen der Zollverein eine weit größere Beweglichkeit in seiner Gesetzgebung wie Verwaltung, so ging er doch schon wenige Jahre darauf bei Gründung des neuen Reiches in die politische Verfassung Deutschlands mit auf. Die wirthschaftliche Einheit des deutschen Zoll- und Handelsgebietes, außerhalb dessen Zollinie nur einige Freihäfen (Hamburg, Altona, Bremerhafen nebst Geestemünde) bestehen, ist jetzt ebenso unkündbar, wie die politische Einheit der Nation in dem als Deutsches Reich nunmehr bestehenden Bundesstaat. Die Funktionen des Präsidiums sind von der Krone Preußens auf den deutschen Kaiser, das Gesetzgebungsrecht ist auf den Bundesrath und den Reichstag gemeinschaftlich übergegangen. So hat das heutige Deutsche Reich den Abschluß der so lange neben dem alten Deutschen Bunde herlaufenden preußisch-deutschen Bestrebungen, aus den Bestandtheilen des heutigen Deutschland ein einheitliches Verkehrsgebiet zu schaffen, vollzogen.

Im Hinblick auf die Stiftung des deutschen Zollvereins, dessen Errichtung ihm als ein sprechendes Zeugniß für den Preußen innewohnenden Geist galt, that Paul Pfizer in einer 1842 erschienenen Schrift folgenden prophetischen Ausspruch: „Erst wenn Deutschland, als ein wahrer Bundesstaat mit Preußen durch organische Verbindung Eins geworden, nicht mehr der geheime Zankapfel zwischen Oesterreich und Preußen sein kann, ist eine dauernde Freundschaft des letzteren mit dem ersteren möglich. Erst wenn in Oesterreich jede Feindschaft gegen Deutschlands innere Freiheit aufhört, wird in Deutschland die alte Zuneigung zu dem verbrüderten, verwandten Reiche erwachen; erst wenn das neue Deutschland alle Kraft aufbietet, Oesterreich nach jener Seite stark zu machen, wo es so schüchtern auftritt und wohin doch alle Stimmen seiner Zukunft rufen, wird aus dem Bunde von Deutschland mit Oesterreich all das Heil erwachsen, das man vom jetzigen Deutschen Bund vergebens erwartet." —



Aachen.

Die Julirevolution, ihre Vorwehen und ihre Folgen.

Wir haben in den vorhergehenden Abschnitten die trotz mancherlei Störungen und Trübungen im Großen und Ganzen doch segensreiche innere Entwicklung des preußischen Staates bis zum ersten vorläufigen Abschluß der Verfassungsfrage verfolgt; wir haben gesehen, welchen sichern Blick, welche Thatkraft und Energie die Regierung der norddeutschen Großmacht in der Zollvereinsfrage an den Tag legte. Sehen wir jetzt zu, wie sich in dem gleichen Zeitraum das Verhältniß Preußens zu den auswärtigen Mächten gestaltete, welche Rolle es in der sogenannten großen Politik Europa's, die allerdings gerade damals recht kleinlicher Natur war, spielte. Zu solchem Zwecke werden wir zunächst die mehr oder weniger bedeutsamen Ereignisse, welche in den Nachbarländern sich abspielten, die Bewegungen und Regungen, welche wie ein Nachhall der sturmbewegten Revolutionszeit allenthalben das europäische Festland durchzitterten, in knapper Skizzirung dem Leser vorzuführen haben.

Bei den Verhandlungen des Wiener Kongresses hatte man zwar Frankreich einen sehr bedeutsamen Einfluß zugestanden und ihm auch nach dem Kriege der hundert Tage verhältnißmäßig große Schonung angedeihen lassen und unverdientes Wohlwollen erwiesen; dieses Wohlwollen hatte aber im Grunde mehr dem alten „legitimen" Königshause der Bourbonen, als dem französischen Volke gegolten. Letzteres erschien den vier alliirten Mächten Preußen, Oesterreich, Rußland und England als gefährlicher Revolutionsanstifter

immer noch verdächtig. Selbst nach dem zweiten Pariser Frieden hielten die alten Widersacher deshalb an dem unter dem Kriegslärm von 1814 geschlossenen und gegen Frankreich gerichteten Schutzbündniß von Chaumont fest, wie ja auch die Besorgniß vor dem Ausbruch neuer Unruhen in Frankreich zu der Bestimmung des zweiten Pariser Friedens Anlaß gegeben hatte, einzelne Gebietstheile des Landes bis zum Jahre 1820 von einem verhältnißmäßig starken Heere der verbündeten Sieger besetzt zu halten. Nach dem Wortlaut des Friedensvertrages sollte die feindliche Besatzung die richtige Zahlung der Kriegskostenentschädigung von 700 Mill. Francs gewährleisten, ihr eigentlicher Zweck war jedoch die Verhinderung des Ausbruchs neuer Unruhen oder wenigstens ihrer weiteren Ausbreitung.

Allein der Gang der Ereignisse in Frankreich nach 1815 rechtfertigte die Besorgniß der Verbündeten durchaus nicht. Ueberraschend schnell faßte das bourbonische Regiment wieder festen Fuß, ja die nach dem verliehenen konstitutionellen Grundgesetz, der Charte, gewählte Kammer bot das seltsame Schauspiel einer Volksvertretung, welche, monarchischer gesinnt als die Regierung, ja als der König selbst, die möglichst schnelle Beseitigung aller verliehenen freiheitlichen Institutionen und die Wiederherstellung der unbeschränkten absoluten Königsmacht verlangte. Halb gezwungen gab der König dieser reaktionären Strömung, die in seinem Bruder, dem Grafen Karl von Artois, ihren festen Mittelpunkt gefunden hatte, nach, und unter einem neu ernannten Ministerium begann nun eine Rückwärtsbewegung ohne Gleichen, die sich jedoch durch die übereifrige Verfolgung ihrer Ziele schnell genug selbst ihr Grab grub. Der dem rothen Schrecken der Revolutionszeit an Furchtbarkeit kaum nachstehende „weiße Schrecken“ der Reaktion forderte zahlreiche Opfer. Der König sah sich schließlich genöthigt, durch Auflösung der überkönigstreuen Kammer — mit einem treffenden Witzworte hatte er sie „la chambre introuvable“, eine Kammer, wie sie sonst nirgends zu finden sei, genannt — dem Unwesen ein Ende zu machen. Die Neuwahlen gaben einer gemäßigten, aber immer noch durchaus königstreuen Partei in der Kammer die Majorität, ein aus tüchtigen Männern gleicher Gesinnung gebildetes Ministerium nahm die Regierung in die Hand, und Frankreich schien auf dem besten Wege, unter der neubefestigten Herrschaft der Bourbonen das Muster eines wohlgeordneten Staatswesens im Metternich'schen Sinne zu werden. Unter diesen Umständen beschlossen die vier verbündeten Großmächte auf einem — diesmal auf preußischem Boden, in Aachen — im Jahre 1818 zusammengetretenen Kongreß, die Okkupationstruppen aus Frankreich zurückzuziehen und dasselbe in ihren Bund aufzunehmen, der nun als der Bund der fünf Großmächte der undankbaren Aufgabe sich unterzog, Europa zu überwachen und unbequeme freiheitliche Regungen und gefahrdrohende Strömungen niederzuhalten, Revolutionsversuche womöglich im Keime zu ersticken und unter strengster Beachtung des Prinzips der „Legitimität“ überall die Grundsätze der heiligen Allianz zur Geltung zu bringen. Selbst England hatte diesmal, wenigstens der Form nach, seinen bisherigen Widerstand gegen die nunmehr im weitesten Umfange ins Leben tretende Interventions- und Vermittlungspolitik aufgegeben.

Stellung Preußens im Bunde der Großmächte. Welche Stellung nahm nun Preußen in diesem Bunde der fünf Großmächte ein? Der Kongreß, welchem diese Verbindung ihre Entstehung verdankte, hatte auf preußischem Boden, in Aachen, stattgefunden, von dem König von Preußen waren dort die Kaiser von Oesterreich und Rußland und die Vertreter Frankreichs und Englands als Gäste empfangen worden. Von besonders maßgebendem Einflusse Preußens auf den Gang der Verhandlungen war jedoch nichts zu merken gewesen. Dem von der preußischen Regierung unmittelbar nach 1815 genommenen kräftigen Anlauf zur Bethätigung ihrer Großmachtsstellung hatte es an nachhaltiger Energie gefehlt. Es gelang dem gewandten und unablässig nach Erweiterung des österreichischen Einflusses strebenden österreichischen Staatskanzler, den alternden, je länger je mehr Ruhe und Bequemlichkeit liebenden Fürsten Hardenberg in das Fahrwasser der österreichischen

Politik hineinzuziehen und ihn gleichsam ins Schlepptau zu nehmen. Bereits im Jahre 1818, zur Zeit als jener Kongreß in Aachen stattfand, war von einer Selbständigkeit Preußens in der auswärtigen Politik kaum mehr die Rede. Ruhm gab es in der Politik der Großmächte in den zwanziger und dreißiger Jahren freilich nicht zu ernten, und die passive Rolle, welche Preußen damals nach außen hin spielte, hat ihm, Alles in Allem gerechnet, nicht gerade zum Nachtheil gereicht, seine reservirte Haltung nach Außen ist vielmehr seiner innern Entwicklung eher zugute gekommen. Blühte es doch gerade in jener Zeit ersichtlich wieder auf, und die Erfolge, welche es eben damals auf dem Gebiete der Zollpolitik verzeichnen konnte, ließen Klarsehende erkennen, daß in ihm noch ein tüchtiger Kern vorhanden sei, wohlgeeignet, zu Preußens und zu Deutschlands Wohl sich herrlich und nachhaltig zu entfalten.



Eine Versammlung des Geheimbundes der Carbonari. Zeichnung von Ludwig Burger.

Dem Zustande des Gedeihens, der sich bei Entfesselung aller Kräfte zu allgemeinem und dauerndem Wohlbefinden gestaltet, war Preußen vorderhand freilich noch fern. Seine bedauerliche Unselbständigkeit Oesterreich gegenüber trat übrigens nicht nur im Verhältniß zu den äußeren Nachbarn, sondern auch in seinem Verhältniß zum Deutschen Bunde unverkennbar zu Tage, und diese Unselbständigkeit wuchs mit den Jahren und ging zeitweilig so weit, daß allen Ernstes einmal der Gedanke angeregt werden konnte, die preußische und die österreichische Gesandtschaft am Bundestage in eine zu verschmelzen. Das trug natürlich seine bitteren Früchte. Anfänglich suchte man österreichischerseits Preußen durch allerlei unbedeutende Gefälligkeiten und durch scheinbares Entgegenkommen — z. B. in der Zollvereinsfrage — zu täuschen; später, als man am Ziele zu sein wähnte, als Preußen alle Sympathien im Bunde und alle Achtung, welche es als Großstaat zu beanspruchen hatte, verscherzt zu haben schien, zog man plötzlich ganz andere Saiten auf. Man muthete Preußen Schritt für Schritt

Demütbigungen der ärgsten Art zu, die zurückzuweisen, es sich nicht aufzuraffen vermochte, bis es endlich mit dem Tage von Olmütz bei seiner tiefsten Erniedrigung Oesterreich gegenüber ankam.

Die Kongresse zu Aachen, Laibach und Verona. Doch kehren wir zu dem Aachener Kongreß und seinen Ergebnissen zurück. Der während jener Zusammenkunft zu Stande gebrachte Bund der fünf Großmächte fand gar bald Gelegenheit zur Bethätigung der von ihm ausgesprochenen Absichten und zwar zunächst in Italien.

Die nach dem Sturz der Napoleonischen Herrschaft zurückgekehrten alten Regentenfamilien hatten, in dem Wahne befangen, es ließen sich ohne Weiteres ein paar Jahrzehnte aus der Erinnerung der Völker streichen, wieder an die früheren Zustände angeknüpft, und hierdurch in ihren von jeher vielumstrittenen und zerrissenen Landen geradezu unhaltbare Zustände hervorgerufen. Das Einheitsverlangen war durch den unter Napoleon auf kurze Zeit wieder aufgelebten Namen des „Königreichs Italien" mächtig geweckt worden. Das Volk vermochte die freiheitlichen Einrichtungen, deren es sich, wenn auch vielfach nur dem Scheine nach, unter französischer Herrschaft erfreut hattte, nicht so schnell zu vergessen. Ueberall brachen Unruhen und Aufstände aus, in gefahrdrohender Weise zuerst in Neapel und Sizilien, wo es dem Volke bei Gelegenheit einer Militärverschwörung gelang, von König Ferdinand I. eine freisinnige Verfassung zu ertrotzen. Das Beispiel wirkte zündend in ganz Italien. Was im Süden gelungen war, das werde sich, wie man meinte, auch anderwärts erreichen lassen! Ueberall gährte es; es war nicht abzusehen, wohin die Bewegung, wenn sie erst einmal zu vollem Ausbruch kam, führen konnte.

Oesterreich erblickte damals noch in Oberitalien einen der Schwerpunkte seiner Macht und glaubte sich daher durch jene Vorgänge in seinen innersten Lebensinteressen bedroht. Diese zu schützen, erschien ihm bewaffnetes Einschreiten gegen Süditalien als das geeignetste Mittel. Aber da es das Gehässige eines solchen Schrittes nicht auf sich allein nehmen mochte, leitete es Verhandlungen ein, die darauf hinzielten, seine Sache zur Sache Europa's zu machen, um den Schein zu erwecken, als handle es als Mandatar Europa's oder wenigstens der die Geschicke desselben leitenden Großmächte. Es wurde ihm auf dem im Jahre 1820 nach Troppau berufenen Kongreß namens der heiligen Allianz der Auftrag ertheilt, gegen die revolutionären Uebergriffe einzuschreiten. Nicht so willig wie Preußen und Rußland erwiesen sich Frankreich und England; letzteres erhob seine warnende Stimme, erklärte aber in Gemeinschaft mit Frankreich schließlich, Einsprache nicht erheben zu wollen, falls Oesterreich mit bewaffneter Hand gegen Süditalien vorgehe und weitere Schritte thue, um Ruhe und Ordnung auf der Halbinsel zu befestigen. Im Anschluß an den Kongreß zu Troppau erfolgte im Jahre darauf (1821) die Eröffnung des Kongresses zu Laibach, zu welchem auch der König Ferdinand I. von Neapel eingeladen wurde. Unschwer gelang es, ihn, der als Bourbone ohnehin von Jugend auf die Lehren der strengsten Legitimität eingeathmet hatte, zu bewegen, mit Rücksicht auf die Beschlüsse der Monarchen und ihre Kriegsbereitschaft die ihm vom Volke abgetrotzte Verfassung in seinem Lande für aufgehoben zu erklären.

Oesterreich gegen die Aufstände in Italien. Wie nicht anders zu erwarten, brach der Aufstand alsbald in hellen Flammen aus; die Aufständischen unter General Pepe wurden jedoch von den schnell heranrückenden Oesterreichern bei Rieti entscheidend geschlagen. Letztere besetzten Neapel, und Ferdinand I. schritt nun mit blutiger Strenge gegen seine Widersacher, vor Allem gegen den verhaßten und fast über ganz Italien ausgebreiteten Geheimbund der „Carbonari" ein. Auch in Sizilien wurde der Aufstand mit österreichischer Hülfe niedergeschlagen. Die überraschend schnell erfolgte Bewältigung der konstitutionellen Bewegung im Königreich Neapel gab auch in den anderen italienischen Staaten der reaktionären Strömung neue Kraft; überall beeilte man sich, die etwa schon gemachten freiheitlichen Zugeständnisse zurückzunehmen. Bald herrschte unter dem Blinken der österreichischen Bajonete die Ruhe des Kirchhofs im Lande. Die Politik Metternich's triumphirte; Oesterreichs Wille gebot in ganz Italien, als sei dasselbe eine einzige österreichische

Provinz geworden. Aber das Feuer glimmte unter der Asche. Zwar ließ es sich zunächst Oesterreich angelegen sein, das materielle Wohl des Landes nach Möglichkeit zu fördern, allein der unerhörte geistige Druck, den es auf das Volk ausübte, wurde dadurch nicht weniger fühlbar, und es bedurfte daher nur eines Anlasses, wie ihn die französische Julirevolution von 1830 bot, um die Bewegung von Neuem auflodern zu lassen. Auch diesmal gelang es den österreichischen Heeren, dieselbe einzudämmen; aber die Freiheit und Einigkeit Italiens blieb seitdem das Losungswort, sowol für die große Masse des Volkes, als auch vornehmlich für die besten und edelsten Geister der Nation. Unablässig haben sie dafür gekämpft und gerungen, bis es endlich — in neuerer Zeit — unter der Gunst der Verhältnisse einem kleinen, aber kraftvoll entwickelten und vor Allem echt nationalen Staate unter einem starken Fürstengeschlechte gelang, das ersehnte Ziel aller Patrioten zu verwirklichen und den Einheitsstaat Italien herzustellen.



Die Wegnahme des Trocadero durch den Herzog von Angoulème. Nach Paul Delaroche.

Einem zu Laibach gefaßten Beschlusse gemäß trat im Jahre 1822 ein neuer Kongreß in Verona zusammen. Wiederum erschienen persönlich die beiden Kaiser von Rußland und Oesterreich mit dem Könige von Preußen, während England und Frankreich hervorragende Vertreter sandten. Wieder galten die Berathungen der Ruhe und Ordnung Europa's und der Unterstützung der Sache des legitimen Königthums, das man jetzt an einer andern Stelle, in Spanien, schwer bedroht sah.

Frankreich gegen die spanische Bewegung. Hier hatte nach dem Sturze Napoleons der zurückkehrende König Ferdinand VII., von der Bevölkerung enthusiastisch begrüßt, ohne Widerstand zu finden bereits im Jahre 1814 die von den Cortes im Jahre 1812 gegebene Verfassung aufgehoben und das absolute Königthum wiederhergestellt. Aber der König selbst und vor Allem die königliche Partei vermochten nicht diejenige Mäßigung zu bewahren, welche unter solchen Umständen am Platze gewesen wäre.

Mit unbarmherziger Strenge und Grausamkeit wurde gegen die Gegenpartei vorgegangen; der Zurückrufung der Jesuiten ins Land folgten die Wiederbelebung der Inquisition, die Wiederherstellung der Tortur und andere gehässige Maßregeln. Dies führte, wie nicht anders zu erwarten stand, zu Verschwörungen und Rebellionen, die im Jahre 1820 unter Führung des Generals Quiroga und des Obersten Riego eine solche Ausbreitung erlangten, daß dem in die Enge getriebenen König nichts übrig blieb, als abzudanken oder die geforderte Wiederherstellung der Verfassung von 1812 zu bewilligen. Er wählte das Letztere, nahm aber den freiheitlichen Institutionen gegenüber eine so verdächtige Haltung ein, daß die argwöhnischen Cortes ihn streng überwachten und ihn schließlich sogar in einer Art Gefangenschaft hielten, während gleichzeitig rings im Lande ein wilder Bürgerkrieg zwischen der Verfassungspartei und den Anhängern des absoluten Königthums entbrannte.

Das war es, was die in Verona versammelten Monarchen und Vertreter der fünf Großmächte besorgt auf Spanien blicken und sie den Entschluß fassen ließ, auch hier zur Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung einzuschreiten und des bedrängten Königthums sich anzunehmen. Wieder erhoben die englischen Minister gegen eine solche Absicht ihre warnende Stimme; sie blieben jedoch diesmal ganz allein. Frankreich oder vielmehr die französische Regierung, der diesmal aus naheliegenden Gründen die ausführende Rolle zugedacht war, nahm den Plan begierig auf. Bereits am 7. Mai des folgenden Jahres (1822) überschritt ein gegen 100,000 Mann starkes französisches Heer die spanische Grenze und drang, ohne ernstlichen Widerstand zu finden, gegen Madrid vor, während die Anhänger der Verfassungspartei, den König mit sich führend, sich nach Cadiz zurückzogen. Dieser Platz mußte sich jedoch nach dreimonatlichem Widerstande ergeben, und die Cortes und ihr Anhang, soweit es ihnen nicht gelungen war, über die Grenze zu entkommen, unterwarfen sich. Der König kehrte im Triumphe nach seiner Hauptstadt zurück und stellte unter dem Schutze der französischen Bajonete das uneingeschränkte Königthum in seinem vollen Umfange wieder her. — Während so im Süden und Südwesten Europa's die heilige Allianz im Wesentlichen ihr Ziel erreicht und ihren Grundsatz, daß den Forderungen der Legitimität nach Möglichkeit Rechnung zu tragen sei, Geltung verschafft hatte, waren im Südosten des Erdtheils Verhältnisse eingetreten, welche die Aufrechthaltung dieses Grundsatzes auf eine schwere Probe stellten und zugleich das bisher bestandene Einvernehmen der fünf Großmächte zu erschüttern drohten.

Der Aufstand der Griechen gegen die türkische Gewaltherrschaft. Durch die Beschlüsse des Wiener Kongresses und die wohlwollende Haltung Rußlands ermuthigt hatte das unter dem jahrhundertelangen und je länger je mehr unerträglich gewordenen Joch der Türken schmachtende Volk der Griechen sich von Neuem erhoben, um mit den Waffen in der Hand im Kampf auf Leben und Tod sich die staatliche und religiöse Freiheit zu erkämpfen. Mehrere frühere Versuche zu dem gleichen Zweck waren kläglich gescheitert; diesmal schien das Glück den Griechen günstiger zu sein. Unter furchtbaren, namentlich von Seiten der Türken verübten Greueln hatte der Kampf begonnen; trotz der türkischen Uebermacht war es den unter heldenmüthigen Führern mit der Wuth der Verzweiflung kämpfenden Griechen gelungen, bedeutende Vortheile, namentlich zur See, zu erringen, von einem großen Theile des griechischen Gebietes die Türken zu verjagen und die Kräfte der Pforte nahezu zu erschöpfen. Mit Bewunderung und Theilnahme sah die gebildete Welt Europa's diesem Kampfe zu; überall bildeten sich griechenfreundliche Vereine, welche die wackeren Freiheitskämpfer mit Geld und Waffen unterstützten, und zahlreiche Freiwillige widmeten dem ausharrend streitenden Hellenenvolk ihre Kräfte. Aber seine Mittel reichten doch nicht aus, den Sieg zu erringen und keine der großen Mächte rührte sich, um den christlichen Glaubensgenossen, deren Kräfte sich immer mehr erschöpften, wirksame Unterstützung zu gewähren. Selbst Rußland, der Erbfeind der Türkei, verharrte in vorsichtiger Zurückhaltung.

Die Besorgniß der Großmächte vor den unabsehbaren Folgen, welche eine Einmischung in die griechisch-türkische Streitfrage möglichenfalls nach sich ziehen konnte, war allerdings nur allzu sehr berechtigt und doch erwies sich ihr Eintreten in die Verwicklung, je mehr sich dieselbe schürzte, umsomehr als eine nicht länger von der Hand zu weisende Nothwendigkeit. Das Jahr 1825 brachte den Umschwung. Dem Rufe seines Oberherrn folgend sandte Mehemed Ali, der energievolle Pascha von Aegypten, unter seinem Sohn Ibrahim Pascha ein starkes, gut disziplinirtes Heer und eine wohl ausgerüstete Flotte den Türken zu Hülfe, die nun mit erneutem Eifer den Kampf gegen die Griechen aufnahmen, denselben mehrere wichtige Plätze entrissen, einen furchtbaren Vernichtungskrieg auf der griechischen Halbinsel begannen und sich anschickten, durch Einnahme der wichtigen Festung Missolunghi, welche zu Wasser und zu Lande belagert wurde, den Widerstand der „Rebellen" vollends zu brechen. Immer offener trat in ganz Europa die Theilnahme für das bedrohte Hellenenvolk, dem im Fall seiner gänzlichen Unterwerfung ein furchtbares Schicksal bevorstand, zu Tage; aber immer wieder gelang es der österreichischen Politik, eine ernstliche Einmischung der Mächte zu verhindern. Da starb am 1. Dezember 1825, müde eines Lebens, das ihm nur selten volle Befriedigung gewährt hatte, Kaiser Alexander I. von Rußland, ohne direkte Nachkommenschaft zu hinterlassen, und mit Uebergehung seines ältern Bruders Konstantin, der bereits vorher freiwillig auf die Nachfolge Verzicht geleistet hatte, bestieg Nikolaus I. den Thron des Zarenreiches. Wir werden uns mit der Person dieses Herrschers, der von 1825—1855 regierte und namentlich auf die preußische Regierung einen tiefgehenden, vielfach unheilvollen Einfluß ausübte, im Verlaufe unserer Darstellung noch eingehender zu beschäftigen haben: hier kommt für uns zunächst seine Haltung in der griechischen Frage in Betracht.

Nikolaus brach sofort mit der von seinem Bruder in letzterer Zeit befolgten Politik des Beharrens oder besser der Unselbständigkeit. Allem westeuropäischen Wesen infolge seiner einseitigen, streng soldatischen Erziehung abgeneigt und fremden Einflüssen bei der Starrheit seines Charakters nicht leicht zugänglich, fühlte sich Nikolaus vor Allem als Russe; das Ziel der nationalen russischen Politik aber war von lange her die Gewinnung eines möglichst weitgehenden Einflusses auf der Balkanhalbinsel. Dorthin lenkten sich jetzt auch seine Blicke. Die österreichische Regierung erkannte mit Schrecken, wie der Herrscher Rußlands sich anschickte, angeblich zu Gunsten Griechenlands, in Wirklichkeit aber zum Vortheile des rechtgläubigen Zarenreiches gegen die Türken einzuschreiten. Für Oesterreich war es eine Lebensfrage, die Festsetzung Rußlands in den unteren Donauländern zu verhindern. Auf einen Krieg mit Rußland durfte es aber Oesterreich bei dem unbefriedigenden Zustande seines Heerwesens und der Zerrüttung seiner Finanzen nicht ankommen lassen, und so blieb ihm nur übrig, ungesäumt Verhandlungen einzuleiten, um die drohende russische Einmischung wenigstens hinauszuschieben.

Die Lage der Griechen war inzwischen eine verzweifelte geworden. Nach beispiellos heldenmüthiger Vertheidigung war Missolunghi gefallen; gelang es jetzt den Türken, noch einige kräftige Schläge zu führen, so war der griechische Aufstand vollends niedergeworfen, die Streitkräfte der Pforte wurden dann frei und konnten sämmtlich im Norden verwendet werden, und den Russen wurde dann vielleicht die Einmischung verleidet. Eine solche Berechnung der österreichischen Staatsmänner erwies sich jedoch als hinfällig; über den Kopf der österreichischen Diplomaten hinweg schloß die englische Regierung, an deren Spitze seit dem tragischen Ende des eifrigen Anhängers der Metternich'schen Politik, Lord Castlereagh, der sich selbst das Leben genommen hatte, der griechenfreundlich gesinnte Lord Canning stand, eine Vereinbarung mit Rußland. In London und Petersburg verpflichtete man sich, gemeinsam zu Gunsten der Griechen einzuschreiten, die Pforte zur Anerkennung einer bedingten Selbständigkeit des griechischen Volkes nöthigenfalls mit Waffengewalt zu zwingen und zu diesem Zwecke eine kombinirte Flotte nach den griechischen Gewässern zu entsenden.

Zur Wahrung seiner eigenen Interessen trat diesem Abkommen nachträglich auch Frankreich bei, während Preußen, welches in dieser Frage ganz unbetheiligt war, auf Seiten Oesterreichs verharrte und mit diesem den beabsichtigten gewaltsamen Eingriff in die inneren Angelegenheiten und die Rechte eines legitimen Fürsten — denn ebenso wie die übrigen Monarchen Europa's mußte auch der Sultan ja als ein solcher gelten — verurtheilte.

Untergang der türkisch-ägyptischen Flotte. Eine aus englischen, russischen und französischen Schiffen gebildete Flotte unter dem Befehl des englischen Admirals Codrington lief Anfang Oktober im Hafen von Navarino an der Südwestspitze des Peloponnes ein, wo kurz zuvor die vereinigte ägyptisch-türkische Flotte angelegt hatte. An bestimmte Instruktionen nicht gebunden, verlangte Admiral Codrington unter Androhung von Gewalt die Einstellung der Feindseligkeiten auf der griechischen Halbinsel und stellte, um seiner Drohung Nachdruck zu geben, am 20. Oktober seine Flotte in Schlachtordnung auf. Die Türken weigerten sich, der kategorischen Aufforderung Folge zu geben: noch ehe die Verhandlungen förmlich abgebrochen waren, fielen von Seiten des türkischen Flaggenschiffes die ersten Schüsse, und es begann der Kampf, der den ganzen Nachmittag, den Abend und die Nacht hindurch währte und mit der fast vollständigen Vernichtung der an Zahl der Schiffe und Geschütze weit überlegenen türkischen Seemacht endigte. Nur wenige türkische Schiffe entrannen dem Verderben.

Der russisch-türkische Krieg. Es war zum Kampfe gekommen, ohne daß es die Mächte eigentlich recht gewollt hatten. Der erste Schlag war gleich ein entscheidender gewesen, und der Lauf der Dinge nun nicht mehr aufzuhalten. Der Sultan wüthete gegen die an der Vernichtungsschlacht von Navarino betheiligten Mächte, namentlich gegen Rußland, und die Maßregeln, welche er ergriff, um letzteres seinen Zorn fühlen und entgelten zu lassen, nöthigten Nikolaus I. oder gaben ihm vielmehr erwünschten Anlaß, am 26. April 1828 der Pforte eine förmliche Kriegserklärung zugehen zu lassen. Der Krieg wurde gleichzeitig in Europa und in Asien mit der Belagerung der zahlreichen und starken türkischen Grenzfestungen eröffnet; nach zum Theil sehr hartnäckiger Vertheidigung fielen die wichtigsten derselben in die Gewalt der Russen, die nun unter Führung des tapfern Generals Diebitsch, eines geborenen Schlesiers, den Balkan überschritten und sich gewissermaßen mittels Handstreichs der zweiten Hauptstadt des türkischen Reiches, Adrianopel, bemächtigten (28. August 1829). Im Hinblick auf sein durch den harten Krieg bedenklich geschwächtes Heer, auch in Berücksichtigung des Umstandes, daß Oesterreich, Frankreich und Großbritannien zu erkennen gaben, daß sie ernstlich willens seien, sich der Verwirklichung etwaiger russischer Eroberungspläne zu widersetzen, verstand sich Nikolaus dazu, mit dem Sultan in Friedensverhandlungen sich einzulassen. So kam am 14. September der Friede von Adrianopel zu Stande. Die Pforte erkannte in demselben zunächst die bedingte Unabhängigkeit Griechenlands als eines tributpflichtigen Schutzstaates an, jedoch forderte die sogleich nach dem Friedensschlusse eröffnete Londoner Konferenz die vollständige Freiheit und Unabhängigkeit Griechenlands unter einem von den europäischen Großmächten zu erwählenden König, und auch darin mußte der Großherr (24. April 1830) willigen. Die griechische Königskrone wurde zunächst dem Prinzen Leopold von Koburg angeboten; dieser (der spätere König von Belgien) schlug sie jedoch aus, weil ihm der Umfang des neuen Königreiches zu klein bemessen schien. Er sah voraus, daß die Griechen auch fernerhin das Ziel ihres Ehrgeizes, die Freiheit aller griechischen Stämme, anstreben würden. Die Erreichung dieses Zieles konnte freilich im Hinblick auf die unzureichende Macht des jungen Staates nur als frommer Wunsch angesehen werden. Neue Wirren brachen infolge jener Ablehnung in dem herrenlosen, von Parteien zersetzten Lande aus. Endlich ließ sich ein jüngerer Sohn des Königs Ludwig I. von Bayern zur Uebernahme der Krone bereit finden. Mit 3500 Mann bayerischer Truppen landete der Prinz Otto am 30. Januar 1833 in Nauplia, mit Jubel begrüßt von einem großen Theil der Bewohner des wieder aufathmenden Landes.

Otto, König von Griechenland. Die Krone, welche der bayerische Prinz sich hatte aufs Haupt setzen lassen, ward für ihn zu einer Dornenkrone. Nur zu bald zeigte es sich, wie richtig der staatskluge Leopold von Koburg die Wünsche und naturgemäßen Ziele des griechischen Volkes beurtheilt hatte. Erst nahezu ein halbes Jahrhundert später ist es dem Berliner Kongreß gelungen, den von der Londoner Konferenz mit der zu engen Begrenzung des griechischen Territoriums begangenen Fehler gutzumachen.

Während jener Vorgänge im Südosten Europa's hatten im Westen, in Frankreich, die Dinge eine andere Gestalt gewonnen und waren schnell einer Entscheidung entgegen gegangen. König Ludwig XVIII. hatte, wie wir wissen, um dem maßlosen Treiben der Reaktion ein Ende zu machen, eine Neuwahl der Kammern angeordnet und ein gemäßigtes Ministerium zur Leitung der Regierung berufen. Diesem würde es vielleicht gelungen sein, nach und nach die Gemüther zu beruhigen, wenn nicht infolge der im Jahre 1820 stattgefundenen Ermordung des Herzogs von Berry, eines Neffen des Königs, die Reaktionspartei wieder ans Ruder gelangt wäre und sich der ministeriellen Gewalt bemächtigt hätte. Es gelang ihr, den König in maßgebender Weise zu beeinflussen. Eine Folge davon war die oben erwähnte Einmischung Frankreichs in die spanischen Wirren gewesen, die, beim Volke unpopulär, in erster Linie reaktionären Zwecken gedient hatte. Man hoffte eben, nach Unterwerfung der Anhänger der konstitutionellen Freiheit in Spanien um so leichter mit den Unzufriedenen im eigenen Hause fertig zu werden. Ein ernstes Vorgehen gegen letztere erachtete man für um so unerläßlicher, weil seit dem im Jahre 1821 erfolgten Tode Napoleon's die sogenannte „napoleonische Idee“ wieder mächtig um sich zu greifen und die bonapartistische Partei sich eifrig zu regen begann.

Tod Ludwig's XVIII. Ludwig XVIII. starb bereits am 16. November 1824, und sein Bruder bestieg als Karl X. den Thron. Von jeher war dieser, wie wir wissen, der bewegende Mittelpunkt der Reaktionsbestrebungen gewesen. Alsbald wurden gegen die verbürgten Freiheiten verderbliche Maßregeln eingeleitet und die erlangten Volksrechte nach Möglichkeit verkümmert; die Preßfreiheit ward angetastet, die Censur über die politischen Blätter in unerträglicher Weise verschärft, am 30. April 1827 die Nationalgarde aufgelöst und ein Ministerium eingesetzt, dessen hochadlige Mitglieder, Polignac und Konsorten, zu den bei der Masse der Bevölkerung mißliebigsten Personen gehörten.

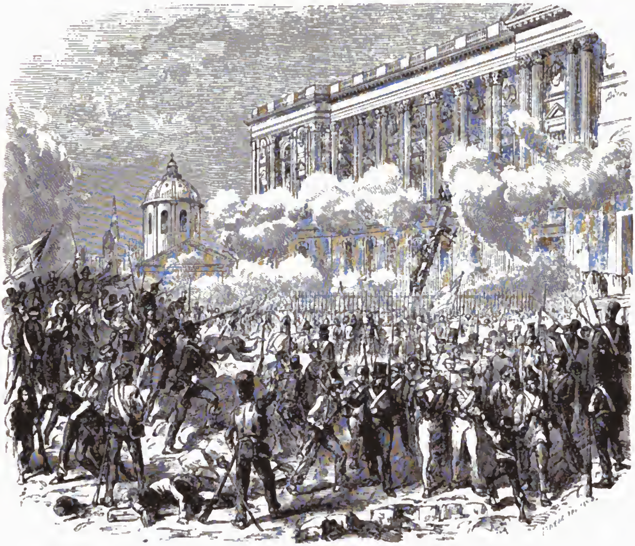
Solche Maßregeln waren nicht dazu angethan, die tiefgehende Erregung des Volkes, namentlich des mittlern Bürgerstandes, zu beschwichtigen, und auch der im Uebrigen sehr populäre und im Interesse von ganz Europa durchaus erwünschte Krieg gegen die seeräuberischen Barbareskenstaaten an der nordafrikanischen Küste, in dessen schnellem und glücklichem Verlaufe Algier von den Franzosen erobert und zur französischen Provinz gemacht wurde, vermochte dieses nicht. Nur rechtzeitige Nachgiebigkeit und Anerkennung der berechtigten Forderungen des Volkes hätte den Sturm noch beschwören können. Allein dazu vermochte sich Karl X., welcher unter dem Einfluß seiner Rathgeber mit unbeugsamer Starrheit an den Grundsätzen des alten französischen Königthums festhielt, nicht zu entschließen, und so geschah es, daß das Geschick des französischen Königshauses der Bourbonen schnell seinem Verfalle entgegen ging.

Die Ordonnanzen. Im vollsten Einverständniß mit dem Könige und im Bunde mit der zu übermäßigem Einfluß gelangten Geistlichkeit wagte es Ende Juli 1830 das Ministerium (das zehnte seit Rückkehr der Bourbonen), durch die berüchtigten „Ordonnanzen“, gegen deren Rechtsgiltigkeit 44 namhafte Publizisten und rechtskundige Männer gleich nach Erlaß derselben feierlich Verwahrung einlegten, die Freiheit der Presse zu suspendiren, die Wahlkammern aufzulösen und eine neue Wahlordnung zu oktroyiren.

Anfänglich lagerte infolge dieser Maßregeln über den Bewohnern von Paris eine dumpfe Betäubung, und unheimliche Ruhe herrschte in der Hauptstadt und ihrer Umgebung. Bald aber änderte sich die Physiognomie derselben. Von Verhöhnung und von Zusammenstößen

mit der Gendarmerie kam es bald zu offenen, ernstlichen Gewaltakten. Das Militär mußte herangezogen werden, der Kampf in den Straßen von Paris begann. Noch nicht lange hatte er gewährt, als 18,000 Mann der Nationalgarden sich den Aufständischen anschlossen; bald darauf folgte ihnen sogar ein Theil des Militärs.

Vergebens hatte man noch in letzter Stunde den König bestürmt, durch Zurücknahme der Ordonnanzen und durch die Bewilligung einiger gerechter Forderungen des Volkes den Sturm zu beschwören. Er zögerte — und als er sich endlich doch dazu entschloß, war es zu spät. Die Volksmassen hatten den Louvre erstürmt — ganz Paris stand unter Waffen.



Erstürmung des Louvre.

Am 30. Juli schon war der Sieg der Revolution entschieden. Karl X., des Thrones für verlustig erklärt, leistete nach kurzem Widerstreben zu Gunsten seines rechtmäßigen Nachfolgers (des zehnjährigen Henri von Artois, Graf von Chambord, Sohn des im Jahre 1820 ermordeten Herzogs von Berry) auf die Krone Verzicht und begab sich (am 16. August) nach England. Am 6. November 1836 starb er in Görz.

Louis Philipp, König der Franzosen. Der Vetter des Königs, Louis Philipp, Herzog von Orleans, ein Sohn des aus der Revolutionszeit von 1792 berüchtigten Philipp Egalité, welcher es verstanden hatte, sich bei dem einflußreichsten Theile des Bürgerstandes beliebt zu machen, wurde mit der Regentschaft für den unmündigen Nachfolger Karl's X. betraut, bald darauf aber unter gänzlicher Beiseiteschiebung dieses Letzteren zum Könige der Franzosen ausgerufen. Allein trotz seiner Vorsicht und Schlauheit und trotz mancher bürgerlichen Tugenden, die ihm sogar den Namen des „Bürgerkönigs" eintrugen,

vermochte auch er sich nicht dauernd in der Volksgunst und auf dem Throne zu behaupten. Eine im Wesentlichen vom Bürgerthum (Bourgeoisie) ausgehende Revolution hatte ihn auf denselben erhoben; nach nahezu achtzehnjähriger Regierung wurde er durch die Pöbelvolution von 1848 gestürzt, deren Ursachen und Folgen wir an einer andern Stelle dieses Buches genauer in Betracht ziehen werden.

Losreißung Belgiens von Holland. Wichtiger als die Julirevolution und ihre unmittelbaren Wirkungen in Frankreich selbst waren ihre weiteren Folgen, welche fast in allen Staaten Europa's, auch in Deutschland, sich bemerkbar machten und hier zu schnell unterdrückten Unruhen oder bedenklicheren Aufständen, dort sogar zu vollständigen Umwälzungen und neuen Staatenbildungen führten. Ein Schauplatz der letzteren waren zuerst die Niederlande.



Leopold I., König der Belgier.

Hier hatte der Wiener Kongreß aus zwei Völkern von zum Theil verschiedener Abstammung, Sprache und Konfession ein Staatsganzes, die „Vereinigten Niederlande", gebildet, dessen südliche Hälfte, Belgien, obwol an Umfang und Bevölkerungszahl der nördlichen, Holland, überlegen, sich gegen letztere zurückgesetzt sah. Schon lange hatte es infolge dessen in Belgien gegährt, und als nun die Nachricht von der Julirevolution nach Brüssel gelangte, brach auch hier der Aufstand aus. Mit den Waffen in der Hand forderten die Belgier Trennung von Holland. Energisch schritt die Regierung ein. An mehreren Orten, namentlich in Brüssel, kam es zu heftigen Kämpfen, aber die Aufständischen blieben meist siegreich, und ihr Sieg wurde vollständig, als ein zu ihrer Unterstützung herbeigeeiltes französisches Heer die Holländer aus den von ihnen noch festgehaltenen belgischen Plätzen, schließlich auch aus Antwerpen, vertrieb. Die Unabhängigkeit Belgiens war damit errungen. Zunächst wurde ein Waffenstillstand mit Holland abgeschlossen und auf den belgischen Thron Herzog Leopold von Sachsen-Koburg, der, wie wir wissen, kurz zuvor die ihm angetragene griechische Krone ausgeschlagen hatte, berufen. Mit Bewilligung der Londoner Konferenz nahm er die Berufung an und fand nun als Leopold I. in dem neuen Staate während einer langen, gesegneten Regierungsthätigkeit (1831—1865) reiche Gelegenheit, seine außerordentliche Befähigung zum Regenten zu bekunden. In treuem Festhalten an der dem Lande verliehenen freisinnigen Verfassung gelang es ihm, sein Königreich zu hoher Blüte emporzubringen und sich

die Liebe seiner Unterthanen in seltenem Maße zu erwerben. Sein Nachfolger Leopold II. führt seit seiner Thronbesteigung die Regierung in dem gleichen Sinne weiter, und die fünfzigjährige Jubelfeier der Unabhängigkeitserklärung Belgiens legte ein beredtes Zeugniß ab von der Liebe und Verehrung, welche das freie belgische Volk seinem erkorenen Herrscherhause immer entgegenbringt.

Nicht minder heftig, aber weniger glücklich in seinem Verlaufe und in seinen Folgen für die Betheiligten, war der Aufstand, welcher, gleichfalls infolge der Nachricht von dem Gelingen der Julirevolution, im Osten Europa's, in Polen, zum Ausbruch kam.

Die polnische Revolution. In einer der freisinnigen Anwandlungen, wie sie ihn bisweilen überkamen, hatte Kaiser Alexander den zu seinem weiten Reiche gehörenden polnischen Gebietstheilen eine gewisse nationale Selbständigkeit, ja sogar eine Art ständischer Verfassung verliehen. Die Polen jubelten ihm zu, und gern nahm Alexander I. die ihm dargebrachten Huldigungen entgegen. Als nun aber die auf Grund der Verfassung gewählten Kammern zusammentraten und von ihren Rechten Gebrauch zu machen begannen, als sie mit Vorstellungen und Beschwerden sich an den Selbstherrscher aller Reußen wandten, da wurde diesem die Sache gar schnell unbequem, und er bereuete es, dem unruhigen Polenvolke in einer schwachen Stunde gewährt zu haben, was er seinen eigenen Unterthanen vorenthalten zu müssen meinte. Doch die Verfassung war einmal verliehen, und der Zar scheute sich, sie ohne Weiteres aufzuheben, zumal da es dem strengen Regiment seines launischen Bruders Konstantin, des in der Landeshauptstadt Warschau residirenden obersten Militärbefehlshabers von Polen, die ungestümen Freiheitsdränger im Zaume zu halten und Ausschreitungen zu verhüten gelang. Auch Alexander's Nachfolger, Nikolaus I. beseitigte nicht mit einem Schlage die Verfassung, so verhaßt sie ihm auch war. Aber er nahm Bedacht, eines der verliehenen Rechte nach dem andern stillschweigend zu beseitigen, und bald war auf diesem geräuschlosen Wege die Verfassung und die Selbständigkeit Polens zu einem leeren Schemen herabgedrückt. Ueberall gährte es in dem Königreiche. Die Polen, die eine Zeit lang wol der Hoffnung gelebt hatten, es werde an Stelle der ihnen von Alexander eingeräumten bedingten Selbständigkeit unter dessen Nachfolger ihre volle Selbständigkeit zur Wahrheit werden, mußten bald nur zu deutlich sehen, wie jetzt gerade das Gegentheil eintrat. Nikolaus I. trug sich unverkennbar mit der Absicht, das Land zu „russifiziren", es ganz in Rußland aufgehen zu lassen, und es konnte daher nicht Wunder nehmen, wenn die Polen, wie immer ihre Kräfte überschätzend, die erste einigermaßen günstige Gelegenheit benutzten, noch einmal mit den Waffen in der Hand einen Versuch zur Erlangung ihrer Freiheit und nationalen Selbständigkeit zu machen.

Wie eine Bombe in ein gefülltes Pulverfaß fiel unter solchen Umständen die Kunde von dem Gelingen der französischen Julirevolution in die herrschende Erregung. Schon am 29. November kam es zu tumultuarischen Auftritten. Mehrere russische Generale fielen der Volkswuth zum Opfer, in Warschau ward das Zeughaus erstürmt und das Volk mit 15,000 Gewehren bewaffnet. Wilder Aufruhr tobte durch die Straßen der Hauptstadt.

Kurzsichtig genug hielt Großfürst Konstantin den ausgebrochenen Aufstand für eine „polnische Schlägerei", verließ, „um die Polen ihre Streitigkeiten unter sich ausmachen zu lassen", mit der Besatzung die Hauptstadt und machte ungefähr eine Meile von derselben Halt. Als sich aber nach einigen Tagen die mit ihm ausgezogenen polnischen Regimenter in Bewegung setzten und nach Warschau zurückkehrten, um dort mit den Aufständischen gemeinsame Sache zu machen, erkannte der Großfürst seinen verhängnißvollen Irrthum, aber die rechte Zeit, des Aufstandes Herr zu werden, war nun verstrichen, und Konstantin sah sich genöthigt, eiligst zu flüchten. Hinter ihm erhob sich das ganze Land.

Eine provisorische Regierung ernannte den General Joseph Chlopicki zum Oberbefehlshaber und Diktator. Unbeschreiblicher Jubel begrüßte die ersten Erfolge. Aber bald sollte dem leichtgewonnenen Spiele der bittere Ernst folgen.



General Skrzynecki von polnischen Truppen begrüßt. Zeichnung von Ludwig Burger.

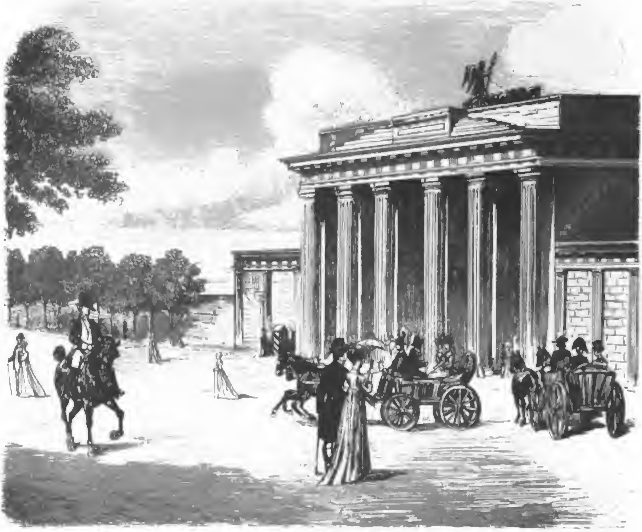
Der russische Feldmarschall Graf Diebitsch-Sabalkanski — er hatte sich den ihn ehrenden Beinamen im Türkenkriege verdient — rückte in Polen ein, und es gelang ihm mit überlegenen Streitkräften, dem polnischen Heere unter seinen kühnen, aber wenig umsichtigen Führern Radziwill und Skrzynecki bei Grochow und Ostrolenka blutige Niederlagen beizubringen. Da aber unter dem hartnäckigen Widerstande der Polen auch die Russen schwer gelitten hatten, da ferner um diese Zeit der Großfürst Konstantin und General Diebitsch der Cholera, die damals zum ersten Male ihren verheerenden Rundgang durch Europa antrat, erlagen, so war die Lage Polens noch keineswegs eine verzweifelte.

Allein selbst in dieser Stunde der höchsten Gefahr, in der Einigkeit vor allen Dingen am Platze gewesen wäre, vermochte die sprichwörtliche polnische Zwietracht nicht zu ruhen, und so gelang es dem zum Oberbefehlshaber ernannten russischen Feldmarschall Paskewitsch-Eriwanski, neue Erfolge zu erringen. Warschau wurde am 8. September 1831 mit Sturm genommen, die Reste des polnischen Heeres traten theils über die preußische, theils über die österreichische Grenze und wurden hier entwaffnet; mit Modlin und Zamosk fielen die letzten Bollwerke — Polen war verloren. „Finis Poloniae“ ertönte es von Neuem aus allen polnischen Klageliedern; die tapferen Söhne des niedergeschmetterten Volkes wurden fortan in russische Regimenter gesteckt, der Einführung der griechisch-katholischen Religion wurde jeglicher Vorschub geleistet, die polnische Sprache mußte, wo es nur gehen wollte, mehr und mehr der russischen weichen. Polen war fortan nichts mehr als eine russische Provinz.

Folgen des polnischen Aufstandes. Durch den polnischen Aufstand sah sich unmittelbar auch Preußen berührt. Die Gefahr, daß jener Aufstand sich auch auf die zu Preußen gehörigen Gebietstheile des ehemaligen Königreichs Polen ausdehnen könne, lag ziemlich nahe. Das Heer war infolge dessen in jenen Gegenden auf den Kriegsfuß gesetzt worden, im Uebrigen hatte Preußen im eigenen Interesse sowol als in dem des mit dem preußischen Königshause verschwägerten Zaren eine bewaffnete Neutralität beobachtet und dadurch den Russen ihren Sieg nicht unwesentlich erleichtert. Leider forderten die getroffenen militärischen Maßregeln schwere Opfer. Neben zahlreichen Offizieren und Mannschaften des längs der Grenze aufgestellten Heeres fiel auch der kurz zuvor zum Feldmarschall ernannte und zur Zeit an die Spitze dieses Heeres berufene Graf Gneisenau gleich seinem russischen Kollegen als ein Opfer der Cholera, der „Feldmarschallskrankheit“, wie er sie noch auf dem Sterbebette scherzend nannte.

Die mittelbaren Folgen des polnischen Aufstandes für Preußen werden wir weiter unten im Zusammenhange zu betrachten haben. Schließen wir jetzt unsere Rundschau über die der französischen Revolution vorangehenden oder ihr unmittelbar folgenden Unruhen und Regungen in Europa mit einem Blick auf England, wo unter ihrem Einfluß trotz des heftigen Widerstrebens König Wilhelm's IV. die freisinnige Partei der Whigs ans Ruder kam. Durch die hochbegabten und energischen Führer derselben ward eine Reihe längst nothwendiger Reformen ins Werk gesetzt und das Land hierdurch steigendem Gedeihen entgegengeführt.

Auch in Portugal gingen wichtige Wandlungen vor sich. Hier stürzte ein Aufstand die Partei der Absolutisten unter dem verhaßten Dom Miguel und es gelangte Donna Maria da Gloria auf den konstitutionellen Thron, während in der Schweiz gleichfalls unter der Einwirkung der französischen Revolution von 1830, die freiheitliche Kantonalverfassung den reaktionären Bestrebungen gegenüber sich festigte und stärkte. Die Einwirkung der Julirevolution auf unser eigenes Vaterland, auf Deutschland und vornehmlich auf Preußen, und die hier gerade mehr als anderwärts verwickelten Verhältnisse werden wir nun eingehender in Betracht ziehen.



Vor dem Brandenburger Thor.

Nachwehen der Julirevolution in Deutschland und Preußen. —

Politische Zustände

Auch in Deutschland, namentlich in den deutschen Mittel- und Kleinstaaten, gab die Kunde von dem Gelingen der französischen Julirevolution zu Unruhen und ärgerlichen Auftritten Anlaß; schon im August und September kam es in den meisten deutschen Hauptstädten zu Aufständen und Tumulten, die vorwiegend darauf hinausgingen, von den betreffenden Landesfürsten die Verleihung freisinniger oder die freisinnigere Handhabung bereits verliehener Verfassungen zu verlangen. Diese Tumulte, zumeist von jugendlichen Brauseköpfen angestiftet und ohne festen Rückhalt in der breiten Masse des Volkes, hätten nun zwar wenig zu bedeuten gehabt; aber Hand in Hand mit ihnen gingen die Bestrebungen ernster, freisinniger Männer, die in den Kammern, in der Presse, in Versammlungen ihre Stimme erhoben und, wie in Frankreich, verlangten, „daß die Charte eine Wahrheit werde." Wir wissen ja, wie die unter österreichischem Einfluß stehende Bundespolitik der zwanziger Jahre die Tendenz verfolgt hatte, das Verfassungsleben in den deutschen Mittel- und Kleinstaaten mehr und mehr einzuengen und deren Regenten dahin zu treiben, daß sie, zum Theil sogar gegen ihre eigene Neigung, die dem Volke zustehenden Rechte und karg genug zugemessenen Freiheiten noch verkürzten. Hiergegen richteten sich

vor Allem die Tumulte auf den Straßen und die heftigen Auftritte in den Kammern, die denn auch durch weise Mäßigung auf der einen und guten Willen auf der andern Seite meist zum erwünschten Ziele führten, so in Bayern und Sachsen, in Baden und Hessen, in Hannover und einigen anderen deutschen Staaten.

Nur in **Braunschweig** steigerte sich die Bewegung zu einer vollständigen Revolution. Dort regierte seit 1823 ein offenbar regierungsunfähiger Fürst, Herzog Karl, welcher, obwol er mit eigenen Augen in Paris den Sturz des Thrones der Bourbonen 1830 mit angesehen hatte, sich zu keinerlei Reformen, die doch in seinem Ländchen mehr als anderwärts nöthig waren, herbeilassen wollte. Die Bewegung kam infolge dessen zum Ausbruch. Von Zusammenrottungen auf den Straßen und öffentlicher Beschimpfung des Herzogs ging die aufgeregte Menge zu förmlicher Belagerung des herzoglichen Schlosses über.

Der Landesherr entfloh, das wüthende Volk stürmte den Palast, äscherte ihn zum großen Theil ein und ersuchte den in preußischem Militärdienst stehenden, aber auf die Kunde von den Unruhen in Braunschweig herbeigeeilten jüngeren Bruder des Herzogs, den Prinzen Wilhelm die Regierung des Landes zu übernehmen. Nach Lage der Umstände glaubte der Letztere dem Rufe Folge leisten zu müssen. Um Schlimmerem vorzubeugen, bestätigte auch Herzog Karl seinen Bruder als Regenten; als er aber nach Wiederherstellung der Ruhe daran dachte, selbst wieder die Zügel der Regierung zu ergreifen, sah er sich vom Volke zurückgewiesen. Ein bewaffneter Versuch mißlang vollständig, und selbst die deutsche Bundesversammlung, an die er sich nun wandte, konnte in Anbetracht der vom Herzog Karl an den Tag gelegten notorischen Regierungsunfähigkeit nicht umhin, jede Einmischung abzulehnen und die durch die „Braunschweiger Revolution" geschaffenen neuen Zustände stillschweigend anzuerkennen. — Unter der langjährigen, im Großen und Ganzen glücklichen Regierung des Herzogs Wilhelm, welcher als der letzte Welfenfürst in Deutschland noch heute den braunschweigischen Thron inne hat, ist das Land zu gedeihlicher Entwicklung emporgekommen. Sein vertriebener Bruder, Herzog Karl, ist nach einem vielbewegten, wenig rühmlichen Leben im Jahre 1875 in Genf gestorben.

In **Hannover**, das damals noch durch Vermittlung des viel angefeindeten Grafen E. Fr. H. Münster von England aus regiert wurde, hatte die Kunde von der französischen Revolution eine heftige Gährung der Gemüther hervorgerufen. Das Volk war des erdrückenden, nur eigennützige Interessen verfolgenden Adelsregimentes satt; es verlangte eine umsichtige, wohlwollende Regierung im eigenen Lande und eine wirksamere Vertretung des Volkes als bisher. Zunächst gelang es, durch vorbeugende Maßregeln den offenen Ausbruch von Unruhen zu verhindern; im Stillen gährte es jedoch fort, und als nun aus dem kleinen Nachbarlande, aus Braunschweig, die Kunde von dem glücklichen Verlaufe der freiheitlichen Bewegung herüberdrang, brach auch in Hannover die Erregung in hellen Flammen aus, jedoch nicht, wie anderwärts in der Landeshauptstadt, sondern in der freundlichen Universitätsstadt Göttingen, die man allerdings mit einigem Rechte die geistige Hauptstadt des Landes nennen durfte. Denn hier sammelten sich um einen Kreis ausgezeichneter Forscher und Denker aus allen Bereichen der Wissenschaft, um Männer wie Dahlmann, Ewald, Gauß, Gervinus, Gebrüder Grimm, Heeren, Herbart, Mitscherlich, Ottfried Müller, Stromeyer, Weber u. A., alljährlich viele Hunderte von begeisterten Hörern aus allen Theilen Deutschlands, und die glückliche Vereinigung freien studentischen Lebens und Treibens mit dem Geiste ernsten, wissenschaftlichen Strebens machte die Göttinger Universität zu einer der beliebtesten und besuchtesten in Deutschland. — Hier kam nun am 8. Januar 1831 die Bewegung zum Ausbruch. Die städtischen Behörden, eingeschüchtert durch die feurigen Erklärungen jugendlicher Heißsporne, mit denen ein Theil der Bürgerschaft gemeinschaftliche Sache machte, verloren den Kopf und räumten den „Aufständischen" das Feld. Eine Nationalgarde wurde gebildet, und ein neuer Gemeinderath oder richtiger ein Ausschuß von Bürgern und Studenten trat zusammmen,

Erstere von Dr. Ebeling und Dr. Seidensticker, Letztere von dem damals vielgenannten Dr. Rauschenplatt geführt. Auch die Landgemeinden der Umgegend wurden von der Bewegung ergriffen; sie forderten vor Allem Aufhebung der lästigen Zehnten und Herabsetzung der drückenden Steuern. Durch nach Göttingen entsandte Deputationen erklärten sie sich bereit, für die Erreichung der gemeinsamen Ziele nach Kräften mit eintreten zu wollen. Aber der Rausch der Jugend und der Landbevölkerung währte nicht lange; er verflog, als die Regierung die bewaffnete Macht marschieren ließ.

Durch schleunige Maßregeln wurde der trotz aller Versicherungen des Gegentheils ziel- und zwecklose Putsch im Keime erstickt. Nach Besetzung der Stadt durch Truppen unter General von dem Bussche verschwanden über Nacht die schwarz-roth-goldenen Fahnen und Bänder und mit ihnen die Personen, welche sich zu weit vorgewagt hatten.



Göttingen.

Noch weniger als in der Stadt dachte man auf dem Lande an ernstlichen Widerstand: das Erscheinen einer Abtheilung Husaren genügte zur vollständigen Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung in Göttingens ländlicher Umgebung.

Zum Glück für Hannover faßte König Wilhelm IV. den Göttinger Putsch als das auf, was er wirklich war, als einen Akt der Unbesonnenheit und des jugendlichen Uebermuthes, der zwar an seinen Urhebern und Leitern mit Strenge zu bestrafen, für den man aber im Uebrigen das ganze Land nicht büßen lassen dürfe. Durch mehrere aus verschiedenen Theilen Hannovers bald danach an ihn entsendete Deputationen von den wahren Zuständen und Bedürfnissen des Landes unterrichtet, entließ er den mißliebigen Grafen Münster (1831), übertrug seinem Bruder, dem wohlwollenden und freisinnigen Herzog Adolph Friedrich von Cambridge als Vizekönig die Verwaltung und verlieh den Hannoveranern in einem neuen Staatsgrundgesetz eine verhältnißmäßig freisinnige Verfassung. Sein 1837 erfolgter Tod und die dadurch bedingte Thronbesteigung Ernst August's, Herzogs von Cumberland, stellte leider das kaum Gewonnene wieder in Frage; wir werden uns später mit dem erfolgten schmählichen Verfassungsbruch und seinen Folgen eingehender zu beschäftigen haben.

Ueber die Urheber und Leiter des Göttinger Putsches, deren man habhaft geworden war, erging ein strenges Gericht. Seidenstücker und Ebeling wurden zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt, jedoch — und mit ihnen auch die übrigen Betheiligten — im Jahre 1843 begnadigt.

In **Kurhessen.** Aehnlich gestaltete sich der Verlauf der Bewegung in Kurhessen. Auch hier glaubte sich das Volk berechtigt, eine größere Betheiligung an der Regierung fordern zu dürfen. Hatte doch der Kurfürst Wilhelm II. bisher das Land wie eine Domäne betrachtet, aus der möglichst viel für seinen eigenen Säckel herauszuschlagen sei. Da den ersten Kundgebungen starre Abweisung zu Theil ward, so bewaffneten sich die Bürger der Hauptstadt, umstellten das kurfürstliche Schloß und nöthigten durch ihre drohende Haltung den Landesherrn eine Deputation aus ihrer Mitte zu empfangen. Der Kurfürst versprach denn auch, eine Verfassung zu verleihen und er hielt in der That Wort; doch die neuen Zustände mißfielen ihm gar bald derartig, daß er seine Residenz verlegte, Kassel verließ und seinen ihm gleichgesinnten Sohn Wilhelm zum Mitregenten annahm. Hierauf begab er sich auf Reisen, in der Hoffnung, Umstände eintreten zu sehen, die es ihm möglich machen würden, die kaum verliehene Verfassung wieder zu beseitigen. Seine Geduld sollte auf keine zu lange Probe gestellt werden.

In **Baden**, wo das konstitutionelle Regiment sich am festesten eingewurzelt hatte, gelangte die durch die französische Revolution wachgerufene Erregung nur in den Kammerverhandlungen zum Ausdruck. Die liberale Mehrheit der zweiten Kammer, von hervorragenden Männern wie Karl von Rotteck und Karl Theodor Welcker, den eigentlichen Begründern des modernen Liberalismus, geleitet, glaubte die günstige Gelegenheit zur Anbahnung von Reformen einzelner Verfassungsbestimmungen im liberalen Sinne benutzen zu müssen; zahlreiche Anträge in dieser Richtung wurden gestellt und erlangten zum Theil, trotz des heftigen Widerspruches der reaktionären ersten Kammer, die Genehmigung der Regierung. Aber während es sich bei den bisher geschilderten Unruhen und Bewegungen fast ausschließlich um Abstellung lokaler Mißstände gehandelt hatte, ging man in Baden einen Schritt weiter und brachte auch die deutschen Zustände zur Sprache.

Beginn der deutschen Einheitsbestrebungen. Ein von Karl Th. Welcker entworfener und von einer großen Anzahl liberaler Abgeordneten mit unterzeichneter Antrag auf Betreibung durchgreifender Reformen in der Bundesverfassung und Schaffung einer allgemeinen deutschen Volksvertretung neben dem Bundesrath wurde der Kammer zur Beschlußfassung vorgelegt und trotz des Widerspruches der diesem Antrage an sich nicht feindlichen, aber unter dem Druck der österreichischen Reaktionspolitik stehenden Regierung zur Berathung gestellt. Aber selbst die Mehrzahl der liberalen Mitglieder der Kammer glaubte dem Umstande, daß die Regierung nicht handeln könne, wie sie wolle, daß für dieselbe eine eingehende Besprechung jenes Antrags höchst peinlich, ja gefährlich sein möchte, Rechnung tragen zu müssen; sie stimmte deshalb mit der konservativen Minorität, und die weitere Verhandlung des Antrages wurde abgelehnt. Daß dieser Beschluß nicht der innersten Empfindung der Kammermehrheit entsprach, daß er nur unter dem Druck der Umstände zu Stande gekommen war, stand außer Frage; Jeder empfand dies, und diesem Gefühl gab auch der Vorsitzende der Kammer, der obengenannte Karl von Rotteck, bei der Verkündigung des ablehnenden Beschlusses in kurzen Worten treffenden Ausdruck. „Der Antrag", sagte er, „geht also nicht zu weiterer Berathung an die Abtheilungen der Kammer, aber er geht an die Abtheilungen des deutschen Volkes. Berichterstatter wird die freie Presse sein, und das große Parlament der öffentlichen Meinung wird über ihn zu Gericht sitzen." —

Die breite Masse des deutschen Volkes indessen griff den hier zum ersten Male an bedeutsamer Stelle öffentlich angeregten Gedanken der deutschen Einheit bei Weitem nicht so schnell und energisch auf, wie der eifrige und verdienstvolle liberale Parteiführer es

vorausgesetzt hatte. Die nach der langen und opferreichen Kriegszeit eingetretene Erschlaffung war, ähnlich wie in Preußen, auch in den übrigen Theilen Deutschlands in den dreißiger Jahren noch keineswegs überwunden. In den Bierstuben wurde über das herrschende System zwar weidlich geschimpft, aber um durch thatkräftiges Eintreten in das politische Leben selbst eine Besserung der unerfreulichen Zustände anbahnen zu helfen, dazu war bei der damals im Großen und Ganzen noch recht mangelhaften Volksbildung der Bauer und der ländliche Arbeiter zu beschränkt, der Städter zu träge und in übertriebener Loyalität meist auch zu furchtsam. Ließ doch die hohe Obrigkeit, die in ihrer materiellen Abhängigkeit von der Regierung fast überall nur zu geneigt war, sich zum blinden Werkzeug derselben herzugeben, mit echt deutschem Pflichteifer nicht leicht eine Gelegenheit vorübergehen, ihren amtlichen Einfluß zu Gunsten der jeweiligen Regierungspolitik geltend zu machen und alle mißliebigen Regungen, wo es anging, im Keime zu ersticken. Dem gegenüber besaß das deutsche Bürgerthum jener Tage nicht entfernt den Unabhängigkeitssinn, welcher es, unbeschadet seiner treuen Anhänglichkeit an den Landesherrn und an die in Deutschland einzig mögliche monarchische Staatsform, heute auszeichnet und sich als kräftiges Bollwerk gegen vorübergehende reaktionäre Anwandlungen der Regierungen erweist. So kam es, daß, wie die liberalen Ideen überhaupt, so auch insbesondere der Gedanke der deutschen Einheit in der Masse des Volkes nur ganz vereinzelt festen Fuß faßte. Erst die Reihe von Ereignissen, deren Zeugen und Miterleber die meisten unserer Leser gewesen sind, hat den deutschen Volksgeist von dem Druck befreit, der so lange auf ihm lastete. Zu ungeahnt glänzender Verwirklichung gelangte nun dadurch alles Das, was wol den Meisten unbewußt geblieben, so Vielen nur in den unbestimmten Formen eines angenehmen Traumbildes erschienen war und nur sehr Wenigen als das zu erstrebende Ziel lebhaft genug vor Augen gestanden hatte.

Die Besorgniß, daß die französische Julirevolution Deutschland in kriegerische Verwicklungen führen möchte, hatte anfänglich die deutsche Bundesregierung in Athem gehalten und ihre Aufmerksamkeit von den Vorgängen in Deutschland mehr oder weniger abgelenkt. Indessen jene Besorgniß schwand bald; die im Wesentlichen von den wohlhabenden Kreisen des Bürgerthums beherrschte Partei, welche Louis Philipp auf den Thron gehoben hatte, theilte die eitle Selbstüberhebung der niederen französischen Volksklassen keineswegs, und ebensowenig wie diese Politiker hatte Louis Philipp ein Interesse daran, es zu kriegerischen Abenteuern mit dem Auslande kommen zu lassen. — Wie er sich schon darin als vorsichtiger Bürger und kluger Hausvater bethätigte, daß er bei seiner Thronbesteigung seine ausgedehnten Besitzungen durch Uebertragung derselben an seine Söhne vom Kronbesitz sorgfältig schied, so behielt er auch als König seine Privatinteressen, die Mehrung und Sicherung seines beweglichen und unbeweglichen Besitzes, stets fest im Auge; denn er war sich der Unsicherheit des Bodens, auf dem sein Thron stand, vollauf bewußt und hielt es daher für rathsam, sich bei Zeiten auf alle Möglichkeiten vorzubereiten. Er verdiente eben mit Recht in mehr als *einer* Hinsicht den Namen „Bürgerkönig".

Den Interessen Deutschlands entsprach natürlich die friedliche Entwicklung der Dinge in Frankreich gleichfalls. Es war nur zu bedauern, daß die deutschen Regierungen den äußern Frieden sich nicht besser zu Nutze machen zu können meinten, als durch energisches und oft rücksichtsloses Einschreiten gegen die freiheitlichen Regungen im eigenen Lande und die hier und da auftauchenden Einheitsbestrebungen. Nun waren zwar die Unruhen und aufständischen Bewegungen, welche, wie wir sahen, im Anschluß an die Julirevolution in den Hauptstädten der meisten deutschen Staaten ausgebrochen waren, mit einer einzigen Ausnahme gänzlich unblutig und ungefährlich verlaufen und schnell unterdrückt worden, während in jenem einzigen Ausnahmefalle, in Braunschweig, die Berechtigung der glücklich durchgeführten Revolution zu augenscheinlich war, als daß man von Bundes wegen dagegen hätte einschreiten können. Aber die deutsche Bundesregierung mochte doch bei etwaiger

weiterer Ausbreitung der freiheitlichen Bewegung Schlimmeres befürchten: der oben erwähnte in der badischen Kammer gestellte Antrag auf Schaffung einer deutschen Volksvertretung neben dem Bundestage schlug dem Fasse vollends den Boden aus, und die Herren vom Bundesrath ließen es sich nun in gemeinsamer Arbeit mit außerordentlichen Bevollmächtigten der besonders reaktionären Regierungen angelegen sein, in Bundes- und Konferenzbeschlüssen, in öffentlichen und geheimen Rundschreiben die Einzelregierungen auf den gefährlichen Geist, der in Deutschland herrsche, aufmerksam zu machen und dringend zum kräftigen Einschreiten gegen denselben zu ermahnen. Die wenigen freisinnigen Regierungen vermochten sich den mit großer Mehrheit gefaßten Beschlüssen nicht zu widersetzen, und die anderen griffen um so lieber zu den empfohlenen Maßnahmen, weil der Bundesrath, der ja ohnehin nicht unpopulärer werden konnte als er es schon war, im Grunde die Verantwortlichkeit dafür übernahm und durch seine Beschlüsse den Einzelregierungen ganz erwünschte Handhaben zur Durchführung derselben in die Hand gab, so daß nicht sie, sondern in erster Linie den Bundesrath das Gehässige jener Maßregeln traf.



Karl von Rotteck.

Verschärfung der Censur. So wurden denn überall in Deutschland die bekannten Karlsbader Beschlüsse von 1819 und die Bestimmungen der Wiener Schlußakte von 1820 wieder in Erinnerung und in strengere Ausführung gebracht, das Sammeln von Unterschriften zu Adressen politischen Inhalts an den Bund wurde verboten, die in letzter Zeit weniger streng gehandhabte Censur wurde wieder verschärft und eine Anzahl der den Reaktionären besonders verhaßten Zeitungen und Zeitschriften verboten. Letztere Maßregel war indeß leichter verhängt, als energisch und erfolgreich durchgeführt. Die meisten der betroffenen Blätter fuhren im Geheimen fort zu erscheinen, und ihr Leserkreis, der vorher ein mehr oder minder beschränkter gewesen war, erweiterte sich, da ihnen ja durch die Verhängung des Interdikts eine Bedeutung zugesprochen wurde, die sie in den meisten Fällen gar nicht besaßen. Die große Masse des deutschen Volkes hatte, wie bereits mehrfach hervorgehoben wurde, den liberalen Ideen und vor Allem dem Gedanken der deutschen Einheit bisher ziemlich theilnahmlos, ja fast gleichgiltig gegenüber gestanden; der Kreis, in welchem jener Gedanke lebendig war und in Schrift und Wort vertreten wurde, ging im Wesentlichen nicht über die ihren Jugendschwüren und patriotischen Hoffnungen treu gebliebenen alten Burschenschafter hinaus, denen hier und da einige unklare Schwärmer, Advokaten und junge Literaten, sich angeschlossen hatten. Jetzt erst, als der Bundesrath gegen diese Wenigen in so Aufsehen erregender Weise einzuschreiten für gut fand, wurde die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf ihre Thätigkeit hingelenkt.

Liegt es nun schon von vornherein im Charakter des Volkes, vornehmlich des deutschen, dem Unterdrückten und Verfolgten seine Sympathie zuzuwenden, so mußte das in dem vorliegenden Falle natürlich in erhöhtem Maße eintreten. Bisher hatte man in den

breiteren Schichten der Bevölkerung, namentlich in den Städten, trotz alles Räsonnirens über die trostlose Wirthschaft des Bundesraths noch niemals dem Gedanken Raum gegeben, daß man auch einmal selbst Hand anlegen könne zur Herbeiführung besserer Zustände — jetzt aber, beim Bekanntwerden der bisher fast unbeachtet gebliebenen Bestrebungen jener Männer, konnte auch der Gleichgiltigste sich nicht mehr verhehlen, daß dieselben, zumeist wenigstens, das praktisch Vernünftige ihrer Ideen und Forderungen für sich hatten, und daß auf dem von ihnen eingeschlagenen Wege in der That eine Besserung der unerquicklichen Zustände in den deutschen Gauen zu erhoffen sei. Von dieser Erkenntniß bis zum selbstthätigen Eintreten in die von Jenen angebahnte Bewegung war nur ein Schritt, und daß dieser Schritt schon damals von Vielen gethan wurde, somit die Maßregeln des Bundesraths gerade das Gegentheil von Dem bewirkten, was sie bewirken sollten, das sollte nur zu bald in unliebsamster Weise erkennbar werden.

Ermuthigt durch die schnell wachsende Theilnahme weiterer Kreise des Bürgerthums forderten die Herausgeber und Vertrauten der von den bundesräthlichen Censurmaßregeln betroffenen Zeitungen und Zeitschriften (der „Deutschen Tribüne“, des „Westboten“, der „Zeitschwingen“ u. a.) unter der Hand ihre Gesinnungsgenossen und auch fernerstehende Freunde ihrer Sache zur Theilnahme an einer öffentlichen Kundgebung gegen die Beschlüsse und Maßregeln des verhaßten Bundesraths auf. Der Gedanke fand Anklang: es geschah, nachdem die nöthigen Vorbereitungen getroffen waren, das Erforderliche, um die Aufmerksamkeit noch weiterer Kreise zu erregen, und so strömte denn am 27. Mai 1832, dem Jahrestage der Verleihung der bayerischen Verfassung (1818), eine zahlreiche Menschenmenge aus Nah und Fern, vornehmlich aus Süddeutschland, in dem Dörfchen Hambach bei Neustadt in der bayerischen Rheinpfalz zusammen, das man seiner abgeschlossenen Lage wegen zum Schauplatz der zu veranstaltenden Demonstration auserkoren hatte.



Karl Theodor Welcker.

Das Hambacher Fest. Wol die Mehrzahl Derjenigen, welche sich, sei es aus Neugierde, sei es aus Theilnahme für die liberale Sache zu dieser Versammlung, dem später sogenannten „Hambacher Fest“, eingefunden, hatten von dem, um was es sich dabei handelte, gar keine rechte Ahnung. Eine in den Schranken der Mäßigung sich haltende Meinungsaussprache gegen das freiheitsfeindliche Schalten der Bundesregierung hatte man erwartet; allein es gelang den zahlreichen Heißspornen und radikalen Parteileuten — denen sich eine beträchtliche Zahl der infolge des unterdrückten polnischen Aufstandes nach Deutschland geflüchteten und hier als Freiheitshelden gefeierten Polen und auch einige Franzosen angeschlossen hatten — dem Fest einen radikal-demokratischen, ja fast republikanischen Anstrich zu geben. Die Worte der wenigen zur Besonnenheit und Mäßigung mahnenden Redner wurden von den zu Gewaltsamkeiten und offenem Aufstande aufreizenden Brandreden der Radikalen übertäubt, und da bei derartigen Vorgängen die große Menge stets Denen, welche den Mund am vollsten nehmen, am meisten Gehör zu schenken geneigt ist, so ertönte sogar hier und da der Ruf nach Waffen. So schien in der That die Möglichkeit nicht

ausgeschlossen, daß das Hambacher Fest zum Ausgangspunkt einer gewaltsamen Erhebung, zunächst im südlichen Deutschland, werden könne. Allein schon am nächsten Morgen stellte sich bei den meisten der Theilnehmer die Ernüchterung ein; die radikalen Ideen waren noch zu wenig in die Massen eingedrungen, um dieselben länger als ein paar aufgeregte Stunden hindurch zu beherrschen, und halb beschämt zogen die Festgenossen von dannen. Hier und da versuchten zwar Einzelne, in der Heimat ähnliche Kundgebungen in Scene zu setzen, aber der Anklang, den sie damit fanden, war ein überaus geringer. Selbst in Bayern, wo die dem Süddeutschen heimatsgewohnte politische Kannegießerei von jeher eine Hauptstätte gefunden hatte, verlief trotz der in einzelnen Städten abgehaltenen lärmenden Volksversammlungen die ganze Bewegung so ziemlich im Sande, und nur bei den Pfälzern in der näheren Umgebung von Hambach blieb eine stärkere Erregung zurück, die hier und da zu Thätlichkeiten und offener Auflehnung gegen die Behörden führte.

Daß der Bundesrath solchem nur zu deutlich gegen ihn gerichteten Gebaren nicht ruhig zusehen würde, war von vornherein anzunehmen; daß aber diese sonst so träge Behörde so schnell und energisch einschreiten würde, wie es diesmal geschah, das ging über alle Erwartung hinaus.

Einschreiten des Bundes. Zunächst wurde die bayerische Regierung veranlaßt, die Unruhen in der Pfalz, zu deren Beilegung die heimische Polizeimacht vollständig genügt hätte, in demonstrativer Weise mit Waffengewalt und starkem Militäraufgebot zu unterdrücken, und kein Geringerer als der Held von Hanau, der bayerische Feldmarschall Fürst Wrede, wurde dazu ausersehen, diese wenig ruhmreiche Expedition, bei der es nicht viel Lorbern zu verdienen gab, mit seinem Namen zu decken. Noch viel weiter über das Ziel hinaus gingen die Maßregeln, welche man von Bundes wegen gegen die vermeintlichen Ursachen der radikalen Bestrebungen ergreifen zu müssen glaubte. Unter diesen stand nach Meinung der Herren vom Bundesrathe der Konstitutionalismus, das parlamentarische System in den deutschen Mittel- und Kleinstaaten obenan. Fast ausschließlich gegen die Ständeversammlungen und Volksvertretungen waren denn auch die Beschlüsse und Verordnungen gerichtet, welche der Bundesrath unter dem 28. Juni den deutschen Einzelregierungen bekannt gab. Damit der in den Kammern in so unbequemer Weise sich regende Geist des Widerspruchs nicht ansteckend auf weitere Kreise wirke, sollte die bisher gestattete Oeffentlichkeit ihrer Verhandlungen beschränkt und dieselben von einer vom Bundesrath zu ernennenden Centralkommission beaufsichtigt und überwacht werden. Ein Kammerbeschluß, der in irgend einer Weise der Souveränität des Landesfürsten zu nahe trete oder ihn und seine Regierung an der Erfüllung bundesmäßiger Pflichten zu behindern geeignet sei, müsse von vornherein für ungiltig erklärt werden. Erdreiste sich gar eine Volksvertretung, durch Verweigerung der zur Fortführung der Staatsverwaltung nothwendigen Steuern einen Druck auf die Landesregierung ausüben zu wollen, so behalte sich der Bundesrath vor, aus eigener Machtvollkommenheit, auch ohne besondere Aufforderung, mit Gewaltmitteln dagegen einzuschreiten. Zugleich wurde eine strenge Verschärfung der Censur und Aufhebung der in einzelnen Ländern zu Recht bestehenden freisinnigen Preßgesetze verfügt. Damit noch nicht genug, erging acht Tage später ein zweiter Erlaß, welcher alle politischen Vereine, Versammlungen und Feste mit dem Interdikt belegte, das Tragen von Bändern, Kokarden und anderen Abzeichen, das Aufstecken der schwarzrothgoldenen Fahne und ähnliche „verdächtige“ Kundgebungen verbot und den Behörden die strengste Beobachtung der bei dem bunten Durcheinander der Kleinstaaten ohnehin schon überlästigen Paßvorschriften gegen Einheimische und Fremde zur Pflicht machte.

Die Aufnahme, welche diese von übertriebener Aengstlichkeit und Revolutionsfurcht diktirten Erlasse des Bundesraths bei den Einzelregierungen fanden, war eine verschiedenartige. Die meisten benutzten eifrig die günstige Gelegenheit, durch rücksichtslose Durchführung derselben den unbequemen Widerstand der Kammern zu brechen. Wo die letzteren sich nicht

gutwillig fügten, kam es meist schnell zum Konflikt, dem die Auflösung folgte. Den Regierungen fiel es dann nicht schwer, durch Anwendung geeigneter Mittel die Wahl einer willfährigen Kammer durchzusetzen. Nur wenige Regierungen traten den Verfügungen des Bundesraths entgegen, oder sie fügten sich denselben wenigstens nur insoweit, als es, um unangenehme Konflikte zu vermeiden, unerläßlich erschien. So namentlich in Baden, wo die selbst auf dem Standpunkt eines gemäßigten Liberalismus stehende Regierung sich nur schweren Herzens und dem Zwange weichend zur theilweisen und möglichst schonenden Durchführung der vom Bundesrath verfügten reaktionären Maßnahmen entschloß.

Verhalten der Liberalen. Es war ein Irrthum, wenn man am grünen Tische zu Frankfurt glaubte, durch Gewaltmaßregeln den Liberalismus erfolgreich bekämpfen zu können.



Das Hambacher Fest. Zeichnung von Ludwig Burger.

Durch seine unwürdige Haltung hatte sich das unfruchtbare und unfähige Bundesregiment dermaßen verhaßt und verächtlich gemacht, daß die im Liberalismus verkörperte Opposition gegen dasselbe nunmehr im Volke immer festeren Boden gewann. Mochten auch immer Einzelne über die eigentlichen Ziele der Partei, zu welcher er sich, sei es offen, sei es stillschweigend, bekannte, im Unklaren sein — die überwiegende Mehrheit gerade der gebildeten Bevölkerung des westlichen und südwestlichen Deutschlands war liberal, und es würde trotz aller bundesräthlichen Maßregeln die freisinnige Partei mit der Hoffnung auf den endlichen Sieg ihrer Sache in die Zukunft haben blicken können, wenn sie sich zu einheitlichem, besonnenem Vorgehen zu entschließen vermocht hätte. Das geschah leider nicht. Eine zwischen den gemäßigten und den radikalen Elementen der Partei schon seit Jahren bestehende Spannung hatte sich durch die Ereignisse nach der Julirevolution bedenklich verschärft. Männer wie Jordan, Rotteck, Welcker, Itzstein, Mittermayer u. A., welche als die eigentlichen Begründer des Liberalismus, unbeschadet ihrer festen Ueberzeugungstreue, doch stets den Verhältnissen Rechnung zu tragen und nur auf dem Wege

gesetzmäßigen Vorgehens die Grundsätze ihrer Partei zur Anerkennung zu bringen bestrebt waren, hatten das radikale und theilweise sogar revolutionäre Treiben jüngerer Parteigenossen wie Rauschenplatt, Wirth, Ebeling, Siebenpfeifer, Eisenmann u. A. m. entschieden gemißbilligt und sich stets gegen das Zusammengehen mit den polnischen und französischen Revolutionsmännern ausgesprochen. Aus diesem Grunde hielten sie sich auch von den zahlreichen geheimen Gesellschaften, dem Preßverein und dem Hambacher Fest fern. Infolge des unerwartet energischen Vorgehens der Bundesregierung suchten nun zwar die Radikalen, von welchen jene Männer sehr mit Unrecht als gesinnungsuntüchtige, politische Leisetreter verleumdet und verdächtigt worden waren, die entstandene Spaltung wieder auszugleichen und eine feste Vereinigung mit den Gemäßigten anzubahnen. Da diese Letzteren aber aus guten Gründen auf ihrer Forderung unbedingt gesetzlichen Vorgehens und Fernhaltung aller geheimen, revolutionären Verbindungen von der auch ihnen erwünschten Vereinigung aller liberalen Elemente beharrten, so zerschlugen sich die Verhandlungen, und das unerfreuliche Ergebniß derselben war die offene Gegnerschaft der beiden Gruppen. Die Folgen dieser Entzweiung blieben nicht aus, und wenn auch die Radikalen, welche dieselbe in erster Linie verschuldet hatten, am härtesten von ihnen getroffen wurden, so mußten doch auch hier, wie so oft, die Unschuldigen mit den Schuldigen leiden: bei den unerhörten Verfolgungen, welche nach dem alsbald zu erzählenden Frankfurter Attentat in Scene gesetzt wurden, machte man zwischen den radikalen Anstiftern desselben und ihren gemäßigten, sich streng auf dem Boden des Gesetzes haltenden Gesinnungsgenossen kaum einen Unterschied, und viele wackere Männer haben mit langjähriger Kerkerhaft büßen müssen, was sie stets gemißbilligt, stets widerrathen und mit Aufbietung ihres ganzen Einflusses — leider vergeblich — zu verhindern gesucht hatten.

Während nun infolge der Spaltung im liberalen Lager die Gemäßigten sich vorsichtig zurückhielten, dem vom Bundesrath wie von den Einzelregierungen ausgeübten Zwange, soweit sie es unbeschadet ihrer Ueberzeugungstreue thun konnten, sich fügten und deshalb meist nur im Stillen und auf rein geistigem, wissenschaftlichem Gebiet für die liberale Sache wirkten, wurden die Radikalen durch das rücksichtslose Vorgehen des Bundesraths geradezu zu weitergehenden Schritten gedrängt. Dieselben hatten sich überdies bereits so weit vorgewagt und den Mund schon so voll genommen, daß ein Zurückweichen nur unter Aufgebung der eigenen politischen Persönlichkeit, nur unter Verzichtleistung auf jede fernere Bedeutung im politischen Leben möglich gewesen wäre. Würden die Parteiführer es vermocht haben, in richtiger Erkenntniß ihrer politischen Unfertigkeit sowie der Undurchführbarkeit ihrer radikalen Reformpläne sich zu solchem Verzicht zu entschließen, so hätte die liberale Bewegung einen ruhigeren, weniger gewaltsamen, vielleicht auch schnelleren Verlauf genommen, als es thatsächlich der Fall gewesen ist. Aber den Radikalen fehlte es an solcher Selbstlosigkeit, und da sie sich bei den gegen alle gefährlichen und verdächtigen Elemente in Scene gesetzten Verfolgungen schließlich sogar in ihrer persönlichen Sicherheit bedroht sahen, reifte in ihnen der Entschluß, kurzerhand Alles an Alles zu wagen und einen gewaltsamen Umsturz des Bestehenden zu versuchen. Glückte ihr Versuch, gelang es, die Bundesregierung in Frankfurt zu sprengen und eine andere Centralregierung — in welcher Form, darüber war man sich selbst noch nicht klar — auszurufen, dann, so hofften sie, würden sich auch die Gemäßigten an der Bewegung betheiligen, ja es würden ihre Führer sich an die Spitze derselben stellen. Diese Hoffnung stand aber auf schwankendem Boden. Die Zahl der Radikalen, welche die monarchische Staatsform für Gesammtdeutschland sowohl wie für die deutschen Einzelstaaten als eine Nothwendigkeit erkannten, war nur eine geringe, und auch sie waren insofern unter sich uneinig, als von den Einen der König Wilhelm von Württemberg, von Anderen der König Ludwig von Bayern, von dritter Seite wiederum der wohlmeinende Großherzog Leopold von Baden als allein würdig und berufen angesehen ward, an die Spitze der Nation zu treten.

Der Mehrzahl der „Entschiedenen" aber schwebte die Auflösung des Deutschen Bundes in eine Föderativrepublik als das zu erstrebende Ziel vor, und zur Errichtung einer solchen hätten die Führer der gemäßigten Partei, namentlich Männer wie Rotteck, Welcker und Jordan ihren Beistand und ihren Namen sicherlich niemals hergegeben.

Ebensowenig wie auf Mitwirkung dieser Männer durften die Radikalen auf die Mithülfe der Massen und weniger noch auf die des Militärs rechnen. Wol war es durch eifrige Agitation gelungen, hier und da das städtische Proletariat, in einzelnen Bezirken sogar die ländliche Bevölkerung aufzuwiegeln und zu Gewaltsamkeiten geneigt zu machen, und selbst unter dem Militär hatte man einige wenige Anhänger gewonnen, namentlich in Frankfurt und in Württemberg, wo ein Lieutenant Koseritz die Agitation lebhaft betrieb. Aber nur schwere Selbsttäuschung auf Seiten der Radikalen konnte aus diesen vereinzelten Erfolgen die Hoffnung herleiten, im entscheidenden Augenblicke das ganze Volk und wol gar auch das Heer hinter sich zu haben. Ganz sicher war man nur eines größeren Theiles der Studentenschaft der meisten süd- und mitteldeutschen Universitäten und des persönlichen Anhanges einzelner radikaler Parteiführer; möglich, daß längeres Zuwarten, zu dem insbesondere Koseritz rieth, den Anhängerkreis im Volk und namentlich im Heer erweitert hätte; wahrscheinlich, wenigstens in weiterem Umfange, ist auch dieses nicht.

Das Frankfurter Attentat. Nun war die Sache in den ersten Monaten des Jahres 1833 bereits so weit gediehen und so viel davon in die Oeffentlichkeit gedrungen, daß jede Verzögerung für die radikalen Parteiführer unmittelbar verderblich werden konnte, und so wurde denn in den letzten Märztagen beschlossen, am Abend des 3. April loszuschlagen, und zwar gleichzeitig auf mehreren Punkten. Den Hauptschlag galt es natürlich in Frankfurt, dem Sitze des Bundesrathes, zu führen, diesen letzteren zu sprengen, seine verhaßtesten Mitglieder gefangen zu nehmen und eine provisorische Regierung einzusetzen, die einstweilen mit Hülfe der mit Beschlag zu belegenden Rothschild'schen Kassen die Regierungsgeschäfte führen sollte, bis die gleichzeitigen Erhebungen in Mainz, Stuttgart, Mannheim und Karlsruhe überall, wie man hoffte, den Sieg der Radikalen entschieden und diese zu Herren der Situation gemacht haben würden.

Wie bei der allgemeinen Unfertigkeit und Zerfahrenheit nicht anders zu erwarten, kam in Württemberg und Baden die Erhebung nicht rechtzeitig und infolge dessen überhaupt nicht zu Stande; in Frankfurt nahm sie den kläglichen Verlauf, den sie in Anbetracht ihrer unklaren und unmöglichen Ziele nehmen mußte. Pünktlich um halb zehn Uhr Abends am 3. April setzten sich hier zwei Haufen Studenten, Arbeiter und Gewerbsgehülfen, vornehmlich Hanauer Goldarbeiter und Turner, nebst einer Anzahl Polen — fast ausschließlich junge Leute — unter Führung des in polnische Uniform gekleideten Rauschenplatt und des polnischen Majors Michailowski gegen die Hauptwache und die Konstablerwache in Bewegung. Als Erkennungszeichen dienten den Aufständischen schwarz-roth-goldene Schärpen, als Waffen führten sie Dolche, Pistolen, Degen und französische Musketen. Der beiden Wachen Herr zu werden, kostete bei der geringen Besatzung derselben nur geringe Mühe; die überrumpelten Mannschaften flohen, ihrer Wenige wurden verwundet oder gefangen genommen und die auf der Hauptwache als politisch verdächtig in Gewahrsam gehaltenen Personen befreit. Unterdessen aber hatte die von dem bevorstehenden Ausbruch des Komplots rechtzeitig unterrichtete oberste Militärbehörde in Frankfurt hinlängliche Streitkräfte zusammengezogen, um den Aufstand rasch und energisch niederzuwerfen. Starke Truppenabtheilungen rückten gegen beide Wachen heran und gewannen dieselben im Sturme wieder. Aus den Gebäuden verdrängt, setzten die Aufständischen auf offener Straße den Widerstand gegen das Militär fort, und auf Frankfurts Hauptstraße, der Zeil, kam es zu einem kurzen, aber lebhaften Handgemenge. Vom Thurme des Domes dröhnten dumpf die Schläge der Sturmglocke; aber die schnell zusammengelaufene gaffende Menge begnügte sich mit Zurufen und Lärmen und stob nach allen Seiten auseinander, als Einige aus ihrer Mitte durch zufällig

einschlagende Kugeln getödtet oder verwundet wurden. Der Beistand aus den Reihen der Bürgerschaft blieb aus, das Häuflein der Aufständischen schmolz mehr und mehr zusammen, und so blieb den enttäuschten Kämpfern, als das inzwischen zu großer Uebermacht angewachsene Militär nach mehreren Gewehrsalven zum Bajonnetangriff überging, nichts übrig, als das Feld zu räumen und sich in die angrenzenden Seitenstraßen zu zerstreuen. Eine ernstliche Verfolgung von Seiten der Truppen fand nicht statt; die Befehlshaber der Militärmacht wußten eben nicht, wie klein die Zahl ihrer Gegner war, zumal die zusammengelaufene Volksmenge eine genaue Schätzung derselben unmöglich machte.

Die Truppen zählten 5 Todte und 15 Verwundete; auf der andern Seite waren der Student Julius Kübner aus Wunsiedel und der Weißbinder Hankelmann gefallen; außerdem zählten die Aufständischen eine Zahl Leichtverwundeter. Die geschilderten Vorgänge drängten sich in die kurze Zeitspanne von kaum einer Stunde zusammen; bald nach elf Uhr herrschte in der Stadt allenthalben bereits wieder die größte Ruhe.

Ganz unblutig verlief eine Zusammenrottung von 70—80 Landleuten aus der Umgegend, die sich verabredetermaßen an demselben Abend unter Vortragung des Symbols der Bewegungszeit, der schwarz-roth-goldenen Fahne, und mit einem Trompeter an der Spitze nach Frankfurt zu in Bewegung gesetzt hatten, um den Aufstand in der Stadt zu unterstützen. Sie trafen zu spät ein und fanden bei ihrem Erscheinen am Friedberger Thor dasselbe geschlossen und die Wachen verstärkt. Unverrichteter Sache kehrten sie zurück, ließen aber unterwegs ihren Grimm an einem Zollhaus aus, das sie nach Verjagung der Beamten und Vernichtung der Papiere vollständig ausplünderten, um nach dieser Heldenthat alsbald aus einander zu laufen.

Eine Verfolgung der Aufständischen hatte, wie bemerkt, nicht stattgefunden, jedoch in der Nacht noch begannen die Polizeibehörden eine rege Thätigkeit zu entfalten, und es gelang ihnen, einige der Führer des Komplots, den Dr. med. Bunsen, den Dr. jur. Neuhof u. A. festzunehmen, während es den Studenten Bernhard Lizius aus Aschaffenburg, L. von Rochau, dem spätern ausgezeichneten Historiker, Wilhelm Obermüller, Ernst Matthäi, Eduard Fries und verschiedenen Anderen gelang, zu entfliehen. Der als Mitglied des deutschen Zollparlaments im vorigen Jahrzehnt öfters genannte Kaufmann Karl Pfretzschner aus Kronach gehörte zwar nicht zu den eigentlichen Führern des Komplotes, er nahm aber als junger Student an dem Frankfurter Putsch lebhaften Antheil. Wie er, wurde ein anderer, vielfach genannter Liberaler jener Zeit, der berühmte Arzt Dr. Schönlein, gleichfalls in die Hochverrathsuntersuchung verwickelt. Irrthümlicher Weise beschuldigte man ihn der Theilnahme an dem Attentate; er gehörte jedoch nicht zu den Mitwissenden, noch weniger zu den Anstiftern. In Frankfurt hatte er sich nur einer ärztlichen Konsultation wegen damals aufgehalten.

Nach unendlich langer Voruntersuchung durch die Frankfurter Behörden wurde die juristische Fakultät der Universität Tübingen zum Rechtsspruch über die in Haft befindlichen Theilnehmer an dem Attentat angerufen. Das von der gelehrten Körperschaft mit Ruhe und Unbefangenheit gefällte Urtheil befriedigte — obwol es durchaus nicht übermäßig milde war — die hochgebietenden Herren vom Bundestage keineswegs. Es berücksichtigte mit vollem Recht die Jugendlichkeit der meisten der Angeschuldigten und die große Leichtigkeit der Verführung in einer politisch erregten Zeit; auch rügte es die ungebührliche Verschleppung der Untersuchung. Der Spruch lautete gegen zehn Theilnehmer auf lebenslängliche, gegen einen auf fünfzehnjährige, gegen einen andern auf zwölfjährige, gegen einen dritten auf sechsjährige, gegen zwei auf sechsmonatliche Zuchthausstrafe; zwei hatten in Irrenhäusern untergebracht werden müssen. Doch gelang es einer Anzahl der Verurtheilten, aus den Gefängnissen zu entweichen; so u. A. dem Dr. Gustav Körner, welchem in Amerika, wohin er sich begeben, eine glänzende Laufbahn bevorstand. (Er bekleidete 1862 den Posten eines Gesandten der Vereinigten Staaten in Madrid.)



Sturm auf die Konstablerwache in Frankfurt a. M. Zeichnung von Ludwig Burger.

Betheiligung des Militärs. Die in Frankfurt und im Anschluß daran auch anderwärts eingeleiteten Untersuchungen brachten manches schwere Verschulden zu Tage; sie klärten aber auch darüber auf, wie gering im Gegensatz zu den Befürchtungen überängstlicher Behörden der Anklang war, den die Absichten und Pläne einer Anzahl jugendlicher Brauseköpfe in weiteren Kreisen des Volkes und namentlich beim Militär gefunden hatten. Es fehlte allerdings auch in den Armeen nicht an unzufriedenen und den reaktionären Regierungen verdächtigen Elementen — es waren jedoch nur Einzelne, welche sich bis zur Theilnahme an politischen Geheimbünden, und außerordentlich Wenige, welche sich bis zu offener Auflehnung hatten hinreißen lassen. Gerade am Sitze der Bundesgewalt hatte sich freilich das Militär gegen die liberalen und selbst radikalen Bestrebungen nicht ganz ablehnend verhalten, und bei länger fortgesetzter Agitation hätte es den Radikalen wol gelingen können, einen Theil der Frankfurter Bundestruppen zu sich herüberzuziehen. Bei Unterdrückung des Putsches hatten die Truppen zwar, wie wir gesehen haben, den Anordnungen der obersten Militärbehörde willig Folge geleistet, aber ein bald darauf in der Frankfurter Schützenkompagnie gereiftes und eben noch rechtzeitig entdecktes Komplot zur Befreiung der Aprilgefangenen ließ ihre Zuverlässigkeit in bedenklichem Lichte erscheinen. Infolge dessen mußten sich die Frankfurter dazu bequemen, eine für die Sicherheit der Bundesbehörden als nöthig erachtete Besatzung aus preußischen und österreichischen Truppen in ihre Mauern aufzunehmen.

Insoweit die Behörden gegen die Theilnehmer und Mitschuldigen des Frankfurter Attentats und andere unmittelbar Kompromittirte energisch vorgingen, ließ sich vom rechtlichen Standpunkte aus kein Vorwurf als etwa in einzelnen Fällen der einer übermäßigen Strenge der Urtheile und Strafen gegen sie erheben. Aber der Bundesrath wie die Einzelregierungen gingen sehr viel weiter; sie maßen die streng auf dem Boden des Gesetzes sich haltenden Bestrebungen des gemäßigten Liberalismus mit dem an die gesetzwidrigen Bestrebungen der Radikalen angelegten Maße. Jeder Liberale war, falls sich in seinen mündlichen Aeußerungen oder in seinen Schriften auch nur der geringste Anhaltspunkt für eine Anklage finden ließ, mit Verhaftung bedroht. Um nun alle diese Untersuchungen, deren Leitung den Regierungen der Einzelstaaten zustand, besser übersehen, kontroliren und gleichsam in ein System bringen zu können, wurde auf Metternich's Betreiben durch Bundesbeschluß vom 20. Juni eine Centralbehörde geschaffen, welcher die Aufgabe zufiel, alle gegen die öffentliche Ordnung und Sicherheit in Deutschland gerichteten Anschläge, Bestrebungen und geheimen Verbindungen zu verfolgen und vor den ordentlichen oder außerordentlichen Gerichten der Einzelstaaten zur Aburtheilung und Bestrafung zu bringen.

Errichtung der Centraluntersuchungskommission. Eine eigene Rechtsprechung stand dieser aus je einem von den Regierungen von Preußen, Oesterreich, Bayern, Württemberg und Hessen ernannten Mitgliede zusammengesetzten Behörde, die schon in der Bundesrathssitzung vom 8. August als konstituirt verkündet werden konnte, nicht zu. Schon dieser Umstand erscheint geeignet, den Vorwurf zu entkräften, als habe die Untersuchungskommission auf eigene Hand durch sogenannte agents provocateurs zum Schein politische Verschwörungen angezettelt, um dadurch einzelne weniger kompromittirte als verdächtige Personen den Behörden zu dem Zwecke in die Hände zu liefern, durch die gerichtliche Untersuchung weiteres Material in die Hände zu bekommen. Solche gehässigen Anschuldigungen des Wirkens einer selbstverständlich höchst unpopulären Behörde lagen in jener ohnehin erregten Zeit nur zu nahe. Im Einzelnen hat es vielleicht an übergroßem Eifer nicht gefehlt, und es mögen feile Kreaturen sich wol zu unwürdigen Spionsdiensten hergegeben haben und diese auch hin und wieder zum Schaden Unschuldiger in Anspruch genommen worden sein.

Mit echt deutscher Gründlichkeit, wenn auch nicht immer mit der wünschenswerthen Beschleunigung, gab sich die neue Centralbehörde der Lösung ihrer Aufgabe hin, die ihr freilich vielfach erschwert wurde; die Regierungen der deutschen Einzelstaaten waren zwar

fast ausnahmslos durchaus damit einverstanden, durch energisches Vorgehen die unbequemen liberalen Regungen und Bestrebungen zu bekämpfen; aber die meisten achteten eifersüchtig darauf, ihrer einzelstaatlichen Souveränität nichts zu vergeben und von ihrer eigenen Polizeigewalt möglichst wenig an die Bundesbehörde abzutreten. Trotz solcher hemmenden Gegenbestrebungen brachte die Untersuchungskommission jedoch immer noch hinlängliches Material zusammen, um in ihren Berichten an den Bund die radikale Bewegung als keineswegs erloschen, vielmehr als unter der Asche fortglimmend darzustellen und damit zu immer neuen Polizeimaßregeln Anlaß zu geben. Erst gegen Ende der dreißiger Jahre ging ihr nach und nach der Stoff aus; der mit allen Mitteln durchgeführten Reaktion war es gelungen, jede freisinnige Regung oder vielmehr jedes äußere Hervortreten einer solchen fast überall zu unterdrücken, und als im Jahre 1840 bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. eine Amnestie für alle wegen politischer Vergehen von den preußischen Gerichten Verurtheilten verkündigt wurde, da war allen weiteren Untersuchungen vollends der Boden entzogen. Metternich's Bestreben, die provisorische Centralbehörde zu einer ständigen Bundesinstitution zu erheben, scheiterte an dem Widerspruch Preußens, und so wurde dieselbe im Jahre 1842 formell auf unbestimmte Zeit nur vertagt, in Wirklichkeit aber für immer aufgelöst.

Die Schergen der Reaktion. Der oben erwähnte Umstand, daß den Centralbehörden keine eigene Rechtsprechung zustand, daß vielmehr die Angeschuldigten oder Verdächtigen von den Behörden der Einzelstaaten, denen sie angehörten, zur Verantwortung gezogen wurden, macht es erklärlich, daß bei der Zumessung der Strafen für die gleichen Vergehen die denkbar größte Ungleichheit obwaltete. Während in einzelnen Staaten die Gerichte mit Besonnenheit und Milde ihre Urtheile fällten, überboten sich die Gerichte anderer Staaten in Bezug auf Verhängung schwerster Strafen. So mußten in Kurhessen bewährte Patrioten wie Professor Jordan und Dr. Oetker wegen ihrer Ueberzeugungstreue jahrelang in Gefängnissen schmachten, wo sie zeitweilig gleich schweren Verbrechern behandelt wurden; so wurden in der Pfalz und in Bayern anerkannte Volksfreunde zum Tode verurtheilt, um dann zu langjährigen Festungsstrafen „begnadigt“ und dadurch unschädlich gemacht zu werden, unter ihnen der Würzburger Professor Gottfr. Eisenmann, welcher in der Feste Oberhaus bei Passau Gesundheit und Lebensmuth einbüßte. Auf Denen, welche es nicht über sich gewinnen konnten, soweit sich zu erniedrigen, um vor dem Bilde des Königs Abbitte zu leisten, lastete der Arm der „unbarmherzigen Gerechtigkeit“ um so schwerer; gar Mancher ging körperlich oder geistig zu Grunde, und nicht Wenige verfielen der Verzweiflung und endeten im Wahnsinn; Andere wiederum legten Hand an sich, wie der wackere Pfarrer Weidig, der mit dem Blute seiner geöffneten Adern an die Kerkermauern Darmstadts schwere Anklagen gegen seinen Peiniger, den grausamen Untersuchungsrichter Georgi, niederschrieb. Auch in Preußen, wo die Reaktion obenauf gekommen war und rücksichtslos schaltete, mußte eine Anzahl trefflicher Männer schwer dafür leiden, daß sie für die Anerkennung der unveräußerlichen Rechte des Volkes mit eingetreten waren. Nicht weniger als 38 Todesurtheile wurden von dem in Gemeinschaft mit einer besonderen Ministerialkommission die Untersuchungen führenden preußischen Kammergericht gefällt. Die Verurtheilten wurden theils zu lebenslänglicher, theils zu dreißigjähriger Zuchthausstrafe begnadigt. Aber welche gehässigen Quälereien sie als Gefangene zu erleiden hatten, in welcher Weise sie gepeinigt und „drangsalirt“ wurden — wer hat das nicht in des plattdeutschen Dichters Fritz Reuter wehmüthig-humoristischer Schilderung: „Ut mine Festungstid“ gelesen? Auch ihn hatte die Demagogenhetze in zu nahe Berührung mit der Staatsanwaltschaft gebracht, auch er war wegen Theilnahme an einer verfemten Studentenverbindung, trotzdem er aus derselben längere Zeit vorher schon freiwillig ausgeschieden war, zum Tode verurtheilt und hierauf zu langjähriger Zuchthausstrafe begnadigt worden. Die Erfahrungen und Leiden seiner siebenjährigen, bis 1840 währenden Gefängnißzeit haben

ihm den Stoff zu dem genannten Meisterwerke geliefert. Die schlimmste Zeit der Verfolgungen erlangte, wie bereits erwähnt, ihren Abschluß, als Friedrich Wilhelm IV. bei seinem Regierungsantritt im Jahre 1840 einen allgemeinen Strafnachlaß für alle wegen politischer Verbrechen und Vergehen Verurtheilten erließ.

Wir haben uns etwas weitläufiger über diese Zeit der Unruhen und Verfolgungen verbreitet, weil später die entschiedener noch hervortretende Reaktion unter Verkennung oder Verleugnung des wahren Zusammenhanges die geschilderten, im Ganzen unbedeutenden Ruhestörungen von meist nur lokaler Bedeutung zu gefährlichen Aufstandsthaten aufgebauscht und sich darauf etwas zugute gethan hat, weitere Angriffe auf die öffentliche Sicherheit und Ordnung durch die Energie, mit welcher sie auf strengste Ahndung der stattgehabten Ruhestörungsversuche gedrungen, verhütet zu haben. Die Strenge hat damals in der That geleistet, was nur zu erwarten war, aber nicht Beruhigung, sondern Versumpfung in den Gemüthern der Menge hervorgerufen. Daß nicht wenige der damals Verurtheilten und Verfolgten nach der Wiederkehr besserer Zustände ihrem Vaterlande zur Ehre und zur Zierde gereicht oder, im Falle sie ihm den Rücken gewendet und sich nach so schmerzlichen Erfahrungen zur Rückkehr in dasselbe nicht zu entschließen vermochten, auf fremdem Boden ein rühmliches Wirken entfaltet und hohe Ehrenstellen sich errungen haben, zeigt, daß die Reaktion in ihrer Verfolgungswuth und blinden Revolutionsfurcht sich nicht fähig erwies, den guten Kern von der rauhen Schale zu unterscheiden, daß es ihr an Scharfblick gebrach, die Spreu vom Weizen zu sondern.



Fritz Reuter.

Welche Zustände die Revolutionsfurcht in Oesterreich und in den zu seiner Gefolgschaft gehörenden deutschen Mittel- und Kleinstaaten gezeitigt hatte, wie es kam, daß hier in jeder freisinnigen Kundgebung, in jeglichem Versuche einer Aenderung des Bestehenden, mochte es auch noch so verrottet und lebensunfähig sein, eine Bedrohung der öffentlichen Sicherheit und eine mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu bekämpfende staatsfeindliche Bestrebung erblickt wurde — das haben wir an anderer Stelle bereits berührt.

Aber wie lagen die Dinge in Preußen? Wenn wir gegenüber der damaligen Verfolgungssucht uns der Milde und Gerechtigkeitsliebe des so wohlmeinenden Königs Friedrich Wilhelm III. erinnern und uns fragen, wie in jenen Tagen es möglich gewesen, daß von den Regierungsorganen so viel Härte und so wenig Ein- und Nachsicht hat in Anwendung gebracht werden können, so müssen wir versuchen, Blicke in die Seele des Monarchen, sowie in die Volksseele zu thun. Es ist leider nicht in Abrede zu stellen, und wir haben schon darauf hingewiesen, daß gerade dieser König, der so vielfache Proben treuester Anhänglichkeit von seinen Unterthanen empfangen, zu denselben nicht das volle Vertrauen hat gewinnen können. Mag auch der Hauptgrund zu seinem Mangel an Vertrauen in den

Erinnerungen des Königs an die blutigen Tage der Revolutionszeit gewurzelt haben, mag das krampfhafte Aufzucken der Leidenschaften der in ihren Hoffnungen getäuschten Völker im dritten Jahrzehnt eher zu Vorsicht und Zurückhaltung als zu entgegenkommenden Schritten hingeleitet haben: ein anderer nicht unwesentlicher Umstand verdient immer wieder hervorgehoben zu werden, nämlich die schon früher erwähnte außerordentliche Verschiedenheit der je nach den provinziellen Bedürfnissen aufgestellten Forderungen in Hinsicht der erwarteten verfassungsmäßigen Rechte. Dazu trat jenes geduldige Beharren, ja gleichgültige Zuwarten des Volkes, wurzelnd in engbegrenztem, selten über die nächste Umgebung hinausreichendem Gesichtskreise; dann die Gewöhnung an Selbstbeschränkung eines in Tagessorgen aufgewachsenen Geschlechts, das zu geduldiger Hinnahme jeglicher Unbill während der Franzosenzeit sich gezwungen gesehen hatte. Solche unerquickliche Zustände herrschten in gleich hohem Grade weder in Süddeutschland noch in den von der Natur reichlicher bedachten Rheinlanden, die den Druck der Fremdherrschaft weniger empfunden hatten und nicht in eine für Alle so drangvolle Nothlage gerathen waren.



S. Jordan. Friedr. Oelker. G. Eisenmann.

Fiel ein richtiges Erwägen der Umstände, welche in Preußen der Verleihung einer Verfassung im Wege standen, im Lande selbst schwer genug, so war eine Würdigung dieser Verhältnisse außerhalb des Königreiches erst recht nicht zu erwarten. Um uns in dieser Beziehung zu orientiren, müssen wir bis in die „Zeiten der Aufklärung" zurückgehen, als deren Hauptrepräsentanten unter den Mächtigen Europa's wir Friedrich den Großen kennen gelernt haben. Hätte man überall so einsichtsvoll an einem allmählichen Uebergang aus feudalen Staatsgrundlagen in zeitgemäße Formen gearbeitet, wie es von dem großen Preußenkönige geschah, so wäre es wahrscheinlich nirgends zu Erschütterungen gekommen, wie die schon drei Jahre nach Friedrich's des Großen Tode über Frankreich und bald danach über den größten Theil Europa's hereinbrechende Revolution solche hervorrief. Leider wurden in Deutschland die Lehren des welterschütternden Ereignisses nicht in dem wünschenswerthen Maße beherzigt. Bedauerlicherweise war auch in Preußen schon bald nach seinem Beginn das Reformwerk Stein's ins Stocken gerathen. Statt in richtiger Erkenntniß der Nothwendigkeit verfassungsmäßiger Zustände sich der ernsten und schweren Arbeit ihrer Anbahnung und Einführung zu unterziehen, erschien es bequemer, das innere Bedürfniß zeitgemäßer Reformen einfach zu leugnen und, wie früher so auch jetzt, die sogenannte „Aufklärung", welcher man alle politischen Ausschreitungen in Frankreich und darüber hinaus zur Last legte, zu

verurtheilen und zu bekämpfen. Es wurden nach 1815 alle freisinnigen Männer nach und nach aus ihren Aemtern verdrängt und in Staat und Kirche, in Schule und Literatur immer entschiedener die reaktionäre Gegenströmung begünstigt und nach Kräften gefördert. Letzteres gelang um so leichter, weil auf dem Gebiete der Literatur ein zu erwartender Rückschlag wirklich erfolgt war. Als hellstrahlender Morgenstern, Andacht erweckend, war Klopstock am Himmel des großen deutschen Literaturtages aufgegangen. Dann hatte in den Schöpfungen eines Lessing, Wieland und Herder, eines Goethe und Schiller, Kant, Pestalozzi u. A. ununterbrochen helles Licht geleuchtet; die Sonne war bis zu ihrem Höhenpunkte gestiegen. Der Tag hatte lange gewährt, es fehlte zu seinem Abschluß die Abendröthe. Sie blieb nicht aus: die romantische Poesie trat auf. Ueberreizt von dem langdauernden Lichte sehnten Vieler Augen sich nach Bildern der Dämmerung, bei denen sich träumen und Athem schöpfen ließ nach den Anstrengungen des heißen Tages. Nun begann ein weltentzogenes, „die Sinne umfangendes" Schwärmen bis tief in die „mondbeglänzte Zaubernacht" hinein; „sanfte Still' und Nacht, sie wurden Tasten süßer Harmonie."

Die Zeit der Romantik. Gehen wir von dem Bilde zur Sache über. Die Literaturhistoriker berichten uns, daß die Dichter der sogenannten „romantischen Schule" aus Abneigung gegen die Aufklärung und die modernen Ideen und Anschauungen „sich in das Mittelalter und in die religiöse Mystik und Mythologie flüchteten", daß sie „in gänzlicher Mißkennung des Zeitgeistes und der Volksbestrebungen meinten, in dem Aber- und Wunderglauben einer geistig armen Zeit und in der thatenlosen Beschaulichkeit des Morgenlandes einen Damm wider den Unglauben der Freidenker zu finden, ja daß Einige, unter ihnen Friedrich Schlegel und Adam Müller, selbst Schutz suchten im Schoße der allein selig machenden Kirche wider die Vermessenheit der menschlichen Vernunft und gegen die Neuerungssucht eines beweglichen Geschlechts."

Es waren Schwärmer, deren Träumerei die reaktionäre Staatskunst alsbald in ihre Kreise zog, um sie für ihre Zwecke auszunutzen. Man sah in ihnen brauchbare Werkzeuge, die Aufmerksamkeit des Volkes von den beunruhigenden Zeit- und Streitfragen der Gegenwart hinweg in die Vergangenheit mit ihren mehr patriarchalischen Zuständen hinzulenken. Und in der That griffen auch die Romantiker in ihren poetischen Schöpfungen mit Vorliebe in das Zeitalter zurück, wo noch, wie man wähnte, im Ritterthum und in der Kirche Poesie und Leben Eines gewesen, wo noch die alten Staatsformen, ehrwürdige, unbeschränkte Königsherrschaft und unbedingte Vasallentreue für die feststehenden Symbole der Monarchie und ihrer Ehre, Würde und Größe galten, nach deren Wiederherstellung und Uebertragung in die Gegenwart die der Reaktion zugethanen Staatsmänner in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts und noch darüber hinaus ein ausgesprochenes Verlangen trugen. So erträumte sich erst die Phantasie eine Welt, und dann schwärmte man für diese, und die Träumer bildeten sich ein, jene erträumte Welt könne und müsse wieder Wirklichkeit werden. Hierbei wiederholte sich aber eine in der Entwicklung des deutschen Lebens schon mehrfach vorgekommene Erscheinung: das Schwärmen für ein erträumtes Gut zog Personen in die erregte Strömung, welche, eifrig suchend, wirkliche Schätze fanden, da sie, anstatt *nur* zu träumen, mit deutscher Treue nach wirklichen Schätzen forschten.

Diese Art Romantiker, auf welche das Vaterland stolz sein kann, eine Schar echter Geistesritter, hatte auf ihre Fahnen statt der verschwommenen Devise der romantischen Schwärmgeister das bedeutungsvolle Wort gesetzt: „Wiederbelebung der Dichtwerke vergangener Jahrhunderte und Bereicherung des Nationalgeistes mit den Schätzen früherer Zeiten und Völker!" Und wahrlich, einen großartigen Reichthum von Schätzen haben diese Romantiker in ihren Uebertragungen geboten. Der tiefsinnige und prophetische *Dante* wurde in Deutschland heimisch. Es folgten aus Italien Petrarca, Ariosto, Tasso, aus Spanien Cervantes, Calderon, aus England Shakespeare, „das Muster universaler Weltpoesie".

Herder, Rückert und Andere erschlossen uns den Orient; es wurden die „Edda" und

andere nordische Dichtungen ins Deutsche übertragen, und auch aus dem griechischen Alterthum herrliche literarische Schätze gehoben und dem deutschen Volke zugänglich gemacht. Dem deutschen Geiste entsprang aus all diesen Bestrebungen reiche Anregung; so sahen sich auch die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm, die ruhmreichen Begründer altdeutscher Sprach- und Literaturwissenschaft, von der Romantik zu ihren folgenreichen Forschungen in der alten Mythenwelt und zur Sammlung echter Volksmärchen angeregt, in welchen dem Sinne des Romantikers die „Blaue Blume", das Ziel der Dichtersehnsucht, damals erblühte.

Eines aber fehlte fast durchgehends den Romantikern: die Theilnahme für das gegenwärtige Geschlecht, der gute Wille, Leid und Freud des Vaterlandes mitzutragen, an der Besserung der politischen und sozialen Verhältnisse der Heimat unverdrossen mitzuarbeiten. Vollständig aufgehend in ihren literarischen Bestrebungen und durch dieselben der modernen, auf freiheitliche Entwicklung und rege Theilnahme am politischen Leben gerichteten Zeitströmung entfremdet, konnten sie auch das weite Kreise erfüllende Mißbehagen über die herrschende politische Oede nicht theilen; die Reaktion nahm sie und sie nahmen die Reaktion in Schutz und verscherzten sich dadurch vollends die — von ihnen übrigens auch nicht angestrebte — Gunst des eigentlichen Volkes, mit dem sie überhaupt nur wenige oder gar keine Berührungspunkte hatten. Ihr Leserkreis und damit ihre Wirksamkeit war im Wesentlichen auf das speziell literarisch gebildete Publikum beschränkt, und darum täuschte sich auch die Reaktion in ihrer Erwartung von dem Einfluß, den die Romantiker auf den Volksgeist ausüben würden; gerade sie wären die Letzten gewesen, denen es hätte gelingen können, die herrschende und beständig zunehmende Unzufriedenheit zu bannen. Aus dem gleichgültigen Verhalten des Volkes gegenüber den poetischen Erzeugnissen der Romantiker darf man jedoch durchaus nicht den Schluß ziehen, es habe in den breiteren Volksschichten überhaupt an dem Bedürfniß geistiger Anregung gefehlt. Das Volk fand vielmehr seine Befriedigung nicht in den Gefühlsüberschwenglichkeiten der Romantiker, sondern in den unvergänglichen Meisterwerken der deutschen Klassiker, deren segensreicher Einfluß eben damals durch mannichfache buchhändlerische Unternehmungen, vornehmlich durch Veranstaltung wohlfeiler Ausgaben, gefördert ward. Gegenüber den jeder realen Grundlage entbehrenden phantastischen Träumereien der Romantiker begünstigte das Volk das Historische, das Nationale, das ihm in den formvollendeten Leistungen seiner Klassiker viel mehr als bisher entgegentrat und das es um eben diese Zeit auch in den Erzählungen eines Wilhelm Hauff, Heinr. Zschokke, Carl Spindler und in den klassischen Werken eines W. Shakespeare, eines Walter Scott, F. Cooper und anderer ausländischer Dichter und Schriftsteller schätzen und bewundern lernte. Von der Vorliebe für das Historische in der Dichtkunst bis zu dem Verlangen, auch die Gegenwart und die die Gegenwart bewegenden brennenden Zeit- und Streitfragen in poetischer Form behandelt zu sehen, war nur noch ein Schritt; wo aber in weiteren Kreisen des Volkes ein solches Verlangen vorhanden ist, da pflegt es auch an Geistern nicht zu fehlen, welche, nach der Gunst der Menge verlangend, bewußt oder unbewußt demselben nachzukommen suchen.

Den äußeren Anstoß zu diesem neuen Umschwung auf dem Gebiete der Literatur bot die Julirevolution in Paris. Dieses Ereigniß, dessen politische Ergebnisse für Europa wie auch speziell für Deutschland wir dem Leser im Zusammenhange vorgeführt haben, hatte zur weiteren Folge auch das Emporkommen einer neuen literarischen Strömung, die den wohlthätigen Einfluß, den sie eine Zeit lang auf die Weiterentwicklung der deutschen Literatur ausübte, leider zum großen Theil durch verwerfliche Ausartung wieder aufhob.

Das junge Deutschland. Nachdem der Thron der älteren Linie der Bourbonen gestürzt und damit eines der Hauptwerke der heiligen Allianz in Trümmer gegangen war, erhob sich in Deutschland eine Schar literarischer Kämpfer, welche, auf die in weiten Kreisen herrschende Stimmung sich stützend, ihre Geschosse auf die mit den Aristokraten und Regierungen verbundenen Romantiker richteten, hauptsächlich angeregt durch Heine's geistvolle Schriften.

An der Spitze dieser Kämpfer, die man als das „junge Deutschland“ bezeichnete, standen außer Heine besonders L. B. Börne, K. Gutzkow, G. Kühne, H. Laube, L. Wienbarg u. A. „Sie haben“, sagt von ihnen G. Weber, „noch ehe ihr jugendlicher Geist zu voller Reife und Klarheit gekommen, die alte Religion des Geistes, welche die Menschheit achtzehn Jahrhunderte in ihren Schmerzen getröstet, durch „das neue Evangelium der Wiedereinsetzung des Fleisches“ zu verdrängen gesucht.“ —

Auch dafür, daß hierdurch ein edles Volk in eine neue schwere Gefahr gerieth, ist jene verwerfliche Staatskunst eines Metternich mit verantwortlich! Doch sie erntete das Gegentheil von Dem, was sie gewollt. Die Verfolgung durch das herrschende Polizeisystem kam den Schriften des jungen Deutschland zugute. Angriffe auf dieses System erschienen dem Volke wie eine Genugthuung. Wer dem bestehenden Regimente den Krieg erklärte, ward gefeiert, ohne daß man fragte, wie es sonst um seine sittlichen Grundsätze stehe; erlitt ein solcher Kämpfer Verfolgung, so schmückte ihn der Heiligenschein des Märtyrerthums, und man las seine Schriften um so eifriger. Die Zustände verschlimmerten sich noch dadurch, daß sich die Kirche in oft unangemessener Weise in Mitleidenschaft gezogen sah. Der Geistlichkeit ward zugemuthet, insofern Polizeidienste zu verrichten, als man ihr die Aufgabe stellte, einen Geist bannen zu helfen, der im Grunde wesentlich politischer Natur war. Hierdurch erniedrigte man die Kanzel, und infolge dessen galten vielfach Priesterrock und Polizeirock für gleich hassenswerth, die Kirche aber verlor an Einfluß, ein Verlust, der wiederum den gefährlichen Lehren des „jungen Deutschland“ zugute kam.

Die Gemäßigten waren ohne Halt, ohne Führer; die Massen standen auf Seiten der extremen Parteien. Zusehends verminderte sich der Anhängerkreis der Romantiker; bald hingen die Mittelklassen und die Mehrheit der gebildeten Welt den Tagesschriftstellern an, welche den Grundsätzen des jungen Deutschlands huldigten; kämpften diese doch gegen den Absolutismus, welcher infolge der unerfüllt gelassenen Verheißungen thatsächlich abgedankt hatte und schon deshalb eine äußere Berechtigung seines Fortbestandes nicht mehr geltend machen konnte. Das Recht zur Antheilnahme an der Weiterbildung des Staatslebens hatte unser Volk bei der heldenmüthigen Abschüttelung der französischen Zwangsherrschaft durch opferwillige Hingabe von Gut und Blut errungen. Sein nächster bester Rechtstitel auf Mitwirkung bei Wahrung seiner eigensten Interessen mittels berufener Vertreter durfte in der stetig gewachsenen geistigen Empfänglichkeit und Tüchtigkeit und in der zweifelsohne von Jahr zu Jahr erkennbarer hervortretenden größeren Selbständigkeit erkannt werden. Hierzu kam die Thatsache, daß der Uebergang der alten in die moderne Monarchie sich längst schon dem Wesen nach dadurch vollzogen hatte, daß König Friedrich Wilhelm III. durch Genehmigung der großen Reformen unter Stein und Hardenberg die Freiheit der Person und des Eigenthums, d. h. die volle Anerkennung und Berechtigung des Staatsbürgers, ausgesprochen hatte. In diesem Sinne und Geist hatten Staatsmänner und Minister wie von Schön in der Provinz Preußen, von Bassewitz in Brandenburg, von Schönberg in Schlesien, von Klewitz in Sachsen und vor Allen Philipp von Vincke in Westfalen als Oberpräsidenten überaus segensreich zu wirken verstanden. Aber gerade durch die beharrliche Weigerung, in Gestalt einer Verfassung dem Volke als sein Recht zuzugestehen, was es, den Ueberlieferungen des Herrscherhauses gemäß, längst als Wohlthat genoß — gerade dadurch empfingen die für das vierte und fünfte Dezennium unseres Jahrhunderts charakteristischen öffentlichen Zustände ihr Gepräge.

Wie ernstlich der König es sich auch angelegen sein ließ, die Staatsmaschine stetig in gutem Gange zu erhalten, Verbesserungen aller Art in der Verwaltung zu veranlassen, Fortschritte im Kriegswesen und in Rücksicht auf Handel und Verkehr zu begünstigen: jedem Andringen gegenüber, dem Freiheitsbedürfniß des Volkes Zugeständnisse zu machen, verhielt er sich auch in späteren Jahren und bis an sein Lebensende ablehnend. Die Verheißung der Verleihung einer Verfassung für den Gesammtstaat blieb unerfüllt.



Aus der Zeit des jungen Deutschland.

Wir wissen aus dem Vorhergegangenen, daß es dem König zu energischem persönlichen Eingreifen an der nöthigen Entschlossenheit gebrach. In neuester Zeit hat sich nun auch noch aus den veröffentlichten Aufzeichnungen Hardenberg's ergeben, daß bei dem Monarchen kein rechtes Verständniß und noch weniger irgend welche Sympathien für die Bestrebungen der Neuzeit vorhanden waren; vor einem entschiedenen Bruche mit der Vergangenheit schreckte er geradezu zurück. Seinem nüchternen Sinne widerstrebte überhaupt Alles, was sich auf lebhaftes Hoffen und unsicheres Erwarten gründete. Im Hinweis auf eine leicht erregbare, ihm näherstehende Person äußerte er einmal: „Das ist auch Einer von den Herren, die zwar eine ganz lobenswerthe Passion für eine gute Sache haben; aber das ganze Land wimmelt von solchen werthen Passionen, und diese haben es zu Grunde gerichtet; es ist meine Pflicht, ihnen Ruhe und Kälte entgegen zu setzen. Doch würde ich vielleicht ebenso denken wie sie, wenn ich nicht höhere Pflichten hätte." —

Mit Dem, was ihm für „höhere Pflicht" galt und was er als Verantwortlichkeit eines Regenten ansah, nahm Friedrich Wilhelm III. es so ernst wie nur irgend ein Fürst vor und nach ihm. Er hielt sich berufen, die ganze Last der Verantwortlichkeit auf seinen Schultern zu behalten, ja, je älter er ward, um so mehr widerstrebte es ihm, dem Volke irgend welche Antheilnahme an der Regierung zuzugestehen und damit in eine Theilung der Regierungsgewalt einzuwilligen. Sein Wahlspruch blieb der gleiche, wie bisher: „Alles für das Volk, nichts durch das Volk".

Auch hierbei machte sich zu einem Theile unausgesetzt der leidige Einfluß Oesterreichs und Rußlands geltend. Die Regierung handelte eben nur gemäß den auf den Kongressen von 1815—1824 genehmigten Grundsätzen der heiligen Allianz, wenn sie, selbst die berechtigtsten Forderungen des Volkes ablehnend, im Wesentlichen in dem bisher geübten „aufgeklärten Despotismus" beharrte. Daß es diesem letzteren gelang, mit Hülfe eines vorzüglichen Beamtenstandes und einer vortrefflich gehandhabten Staatspolizei das Land — abgesehen von einigen unbedeutenden Unruhen — vor den Erschütterungen und Nachwehen der Revolution des Jahres 1830 zu bewahren, kann ihm zu besonderem Ruhme freilich nicht angerechnet werden. — Bei verfassungsmäßigen Zuständen wäre in Anbetracht des besonnenen Charakters des preußischen Volkes mit geringerem Polizeiaufgebot und mit weniger Härte sicherlich dasselbe erreicht worden.

„In der Geschichte Preußens ist nichts zu bemänteln, und ehrliche Forschung führt in den meisten Fällen zur Erkenntniß, daß Preußens Staatskunst selbst in schwachen Zeiten besser war als ihr Ruf" — so schreibt Heinrich v. Treitschke, und diesem Urtheil des bewährten Historikers werden auch wir uns anschließen können, nachdem wir die Schattenseiten und die allerdings weniger zahlreichen, aber glänzenden Lichtseiten des preußischen Staatslebens in dieser Periode uns vergegenwärtigt haben. Was geirrt worden, weiß längst alle Welt; dafür sorgten schon die mißgünstigen Nachbarn und fast eben so sehr die Tadelsucht des preußischen Volkes. Nachdem aber in unseren Tagen die Entwicklung von Jahrhunderten endlich einen Abschluß gefunden, lassen sich leichter die Fäden des verworrenen Gewebes verfolgen, dessen dichte Maschen in der Zeit ihres Entstehens selbst das Urtheil Klarschauender trübten.

Während auf dem politischen Gebiete eine Erhebung im vaterländischen Sinne angestrebt wurde, erfolgte diese auch nach der religiösen Seite hin. Der Rationalismus, von dem Stein sagte, daß er „seiner Natur nach wandelbar, wohl belehrende Vorträge halte, aber nicht auf die Gemüther tiefer zu wirken vermöge, weil das unstete Gemüth wahre Befriedigung nur in den Lehren der Offenbarung finde", war von dem Mittelpunkte der Intelligenz ausgegangen. Auch der Rationalismus diente der sittlichen Läuterung des Menschen, indem er danach strebte, eine Versöhnung der Kirche mit der Geistesbildung, wie sich solche seit zwei Jahrhunderten entwickelt hatte, herbeizuführen.



Kirchliche Zustände.

Die Art und Weise, wie Schleiermacher das Christenthum auffaßte und seinen beseligenden Inhalt in Predigten darlegte, hatte ihm schon bei seinem ersten Auftreten in Berlin heftige Feindschaften zugezogen und seine Versetzung nach der kleinen Landstadt Stolpe zur Folge gehabt. Von dort im Jahre 1807 als Professor und Universitätsprediger nach Halle berufen, erwarb er sich durch sein Verhalten während der sorgen- und prüfungsreichen Zeit der französischen Fremdherrschaft so viele Verehrer unter den Patrioten, daß er 1809 als Prediger an der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin erwählt und bestätigt, im folgenden Jahre zum Professor an der neugegründeten Berliner Universität und bald darauf zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften daselbst ernannt wurde. Indeß hatte die alte Gehässigkeit der Gegner des begeisterten Priesters und Vaterlandsfreundes nur zeitweilig geruht; sie flammte von Neuem auf, als Schleiermacher, dem Drange seines Herzens folgend, mit einer neuen Kundgebung hervortrat, die den Zweck verfolgte, Diejenigen, die sich von der Kirche abgewandt hatten, derselben wieder zuzuführen. Es geschah dies in seinen „Reden über die Religion“, einer „den Gebildeten unter ihren Verächtern“ gewidmeten Schrift, in der er sowol Denen, die mit einer das Herz kalt lassenden Aufklärung sich beholfen, als auch den Anhängern einer geistesarmen Rechtgläubigkeit das eigentliche Wesen der Religion gleichsam von Neuem offenbarte. Mit brennender Glut des Herzens hatte er das Buch verfaßt, das durch die Neuheit seiner Anschauungen wie ein zündender Blitzstrahl in das Bewußtsein der Zeitgenossen einschlug. Staunend und betroffen vernahmen aus solchem Munde nun die feinen und klugen Geister, denen es genügt hatte, in den Zaubergärten der Kunst und der Wissenschaften sich zu ergehen, die Mahnung, daß der Religion, die ihnen seither so einförmig, so geistlos erschienen war, die wichtigste Stelle im innersten Wesen des Menschen gebühre, wie auch, daß dieselbe, tief im Gefühle wurzelnd, Alles, was menschlich schön und gut sei, zu umschließen und zu durchdringen vermöge. Bestrebt, die Kirche mit dem hohen Stande der Bildung seiner Zeit zu versöhnen, legte Schleiermacher eindringlich dar, daß nur da von wirklicher Bildung die Rede sein könne, wo diese auf religiösem Grunde ruhe, und daß die Kirche sich nicht der freien Wissenschaft absperren, sondern sich ihr erschließen müsse. „Hinweg“, rief er, „mit dem Kartenhaus der leeren Begriffe, der Formeln und Glaubenssätze, mit denen man jetzt die Seelen abspeist und abschreckt; die Religion ist das Tiefste und das Unbegreiflichste, das Gefühl für das Unendliche und unsere Abhängigkeit von ihm, welches jeder Mensch in seinem Innern trägt!“

Schleiermacher. Man darf wol behaupten, daß kein Werk bezeichnender geworden ist für den Umschwung in diesem Jahrhundert, als Schleiermacher's „Reden über die Religion“. Sie wurden als Programm einer neuen Theologie angesehen, zu welcher während vier Jahrzehnten sich die Mehrzahl der protestantischen Geistlichen in Deutschland freudig bekannte. — Der genannten Schrift ließ Schleiermacher bald darauf eine ähnliche, „Monologe“, folgen, die von gleich weitgreifender Wirkung war.

Versöhnt schienen Wissenschaft und Kirche. Der Gebildete konnte wieder fröhlich glauben, und der Fromme durfte sich wieder der Früchte der Bildung erfreuen. Alle die Forschungen und Bestrebungen Schleiermacher's und seiner Schüler und Nachfolger waren in solchem Sinne auf die Befreiung und Erneuerung der Kirche gerichtet und haben den Anbruch eines neuen Zeitraumes für dieselbe angezeigt und heraufgeführt.

Die Union. Seit Schleiermacher im Jahre 1803 zuerst einem Zusammentreten der Lutheraner und Reformirten das Wort geredet hatte, gab sich das Verlangen nach einer innigen Verbrüderung der den verschiedenen Bekenntnissen angehörigen Protestanten fortgesetzt lebhafter kund, und sie fand ihre Verwirklichung in der sogenannten Union, für die in Nassau bereits ein Vorbild gegeben worden war. Für das preußische Volk war eine Union der beiden seither getrennten Kirchen von besonderer Bedeutung, weil hier lutherische und reformirte Gemeinden dicht neben einander existirten.

Als nun mit dem Jahre 1817 die dreihundertjährige Jubelfeier der Reformation alle deutschen Herzen in Bewegung brachte und allüberall festliche Vorbereitungen zum Gedächtniß des großen Tages getroffen wurden, verkündete König Friedrich Wilhelm III. für Preußen die langersehnte Vereinigung der beiden Religionsgemeinschaften, die fortan in einer allgemeinen „evangelischen Kirche“ aufgehen sollten. — Was wollte er mit der Union? Es liegt die Antwort in seinem königlichen Worte klar ausgesprochen. Er strebte, zur Geltung zu bringen das Tragen und Vertragen, die Duldsamkeit, das Wahrheitsuchen in der Liebe; er wollte zur Anerkennung gebracht sehen das Beiseitestellen des Außerwesentlichen hinter der Hauptsache im Christenthum, worin beide Parteien Eins waren. Er behauptete von der Gemeinsamkeit, die er herzustellen beflissen war, „sie liege im Geiste des Protestantismus.“ Trefflich sagt uns, welche Bewandtniß es mit dem „Geiste des Protestantismus“ habe, W. Müller: „Das ist nicht blos ein kirchlicher, das ist ein weltgeschichtlicher Geist; der weltgeschichtliche Geist ist schon im ersten Christenthum, durch den es im Widerspruch gegen die alte eine neue Welt schafft; der weltgeschichtliche Geist in der Reformation, durch den ihre Kirchenverbesserung zugleich die Bande zerreißt, in die Unklarheit und Unwahrheit auf allen Gebieten die Geister und das Leben geschlagen hatte; aber auch der weltgeschichtliche Geist, aus welchem die großen Dichter und Denker an der Schwelle dieses Jahrhunderts schöpften, welche mit ihren Werken, die Worte, und mit ihren Worten, die Werke waren, in nicht minder gewaltigen Umwälzungen den Boden der Neuzeit geschaffen haben.“ — Das war der Geist, in welchem das königliche Wort wurzelte, welches zur Union, einer herrlichen Blüte christlichen Lebens, führte.

Aber waren denn die Gegner des Friedenswerkes gänzlich überwunden? Mit nichten! Sie regten sich in einzelnen lutherischen Gemeinden. Sie begannen zu schüren, ähnlich wie in den Zeiten, in denen der Satanas Verketzerung den Samen ausstreute, der zu den unseligen Bluternten des Dreißigjährigen Krieges führte. Unter den Gegnern der Union war einer der eifrigsten Klaus Harms in Kiel, dessen Angriff auf literarischem Gebiete von Schleiermacher siegreich abgeschlagen ward. Seine lichtvolle Darlegungen trugen wesentlich dazu bei, die große Menge über die weisen Absichten des Königs und über die innere Bedeutung der Union aufzuklären, und das von ihm in scherzhafter Wendung gegen den Kieler Heißsporn eingestreute Wort: „Rosen auf den Weg gestreut und des Harms vergessen!“ erwies sich als berechtigt.

In Berlin ging man bezüglich der von Vielen gewünschten Vereinigung dem Lande mit gutem Beispiele voran. Die Berliner Geistlichkeit, zu einer Synode zusammenberufen,

beschloß, sich in ihrer Gesammtheit an einer Feier des Abendmahls nach einem Ritus zu betheiligen. Die Ausführung erfolgte am 30. Oktober in der neu ausgebauten Nikolaikirche. Nach feierlichem Gottesdienste empfingen 63 Geistliche beider Konfessionen, die Doktoren und Professoren der Theologie an der Universität, die Mitglieder des Konsistoriums, außerdem noch viele hohe Staatsbeamte, die Direktoren und Lehrer der Gymnasien, die Mitglieder des Magistrats, die Stadtverordneten u. s. w. in Berlin gemeinschaftlich das Abendmahl.

Damit war ein schönes Werk gesichert, denn nun fand überall im Lande Nachfolge statt, und die Gegnerschaft war zu unbedeutend, um in Betracht gezogen zu werden.

Einführung der Agende. Der König war hocherfreut über das Gelingen seines lange gehegten Planes. Er meinte nun auf der betretenen Bahn weiter vorwärts gehen zu können; aber er vergriff sich diesmal in dem Mittel. Es erschien ihm angemessen, daß eine gemeinsame Agende von allen unirten Kirchen gebraucht werde, und er selbst arbeitete eine solche Agende aus, die auf seinen Befehl in den Garnisongemeinden und Militärinstituten eingeführt, den Konsistorien aber mit dem Bemerken zugesandt wurde, daß der König ihre allgemeine Einführung wünsche. — Dagegen erhob sich Widerstand. Wie eifrig auch von Seiten hoher kirchlicher und weltlicher Beamten dahin gearbeitet wurde, die Annahme der Agende im ganzen Lande durchzusetzen, so ergab sich doch im Jahre 1825, daß von den 7782 evangelischen Kirchen des Landes 2439 im Widerstande beharrten.

Nun meinte der König mit Strenge vorgehen zu müssen. Ein Ministerialreskript sagte den Geistlichen, sie hätten entweder die neue Agende anzunehmen oder sich der alten, mit landesherrlicher Genehmigung eingeführten zu bedienen, keineswegs aber solle (wie es seit längerer Zeit der Fall gewesen) fernerhin die Ordnung des Gottesdienstes der Willkür der Geistlichen überlassen sein.

Gegen diese Verfügung nun erhob sich ein weit ernsterer Widerstand, als es der bisher in der Angelegenheit der Agende zu Tage getretene gewesen war. Der Magistrat von Berlin und zwölf der angesehensten Berliner Geistlichen (unter ihnen auch Schleiermacher) erklärten, die Agende um deswillen nicht annehmen zu können, weil sie einseitig den theologischen Standpunkt der Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts festhalte, während doch der evangelische Glaube durch Forschungen frommer und erleuchteter Theologen der letzten drei Jahrhunderte ein tiefer eindringender und inhaltreicherer geworden sei. Schleiermacher und seine Gesinnungsgenossen unter den Berliner Geistlichen sprachen weiterhin (1826) gegen den Minister von Altenstein die Bitte aus, sich bei dem Könige dahin verwenden zu wollen, daß die Annahme der neuen Agende der Ueberzeugung jeder Gemeinde anheimgestellt bleibe; sei dies jedoch nicht zu erreichen, so würde nichts übrig bleiben, als die zweite Bitte, daß der König geruhe, das unter so freudigen Aussichten geschlossene gesegnete Band der Union wieder aufzulösen.

Welche Bitterniß für den König, in Bezug auf einen seiner Lieblingspläne Widerstand bei Männern zu finden, wie Schleiermacher deren einer war! Aber er war in seinem Eifer in der Angelegenheit der Agende offenbar zu weit gegangen. Was er wollte, war eine Art Uniformirung der gottesdienstlichen Handlung, und in dieser Sache hatten die Gegner Recht, wenn sie sagten, er taste die Glaubens- und Lehrfreiheit an, indem er den Glaubensinhalt der Kirche nach seinem Ermessen formulire und, wie von Schleiermacher nachgewiesen war, einenge. — Es kam durch gegenseitiges Nachgeben zu einem Ausgleich, und die veränderte Agende gelangte 1829 in den Kirchen Berlins zur Einführung. Das Land folgte der Hauptstadt nach; nur einzelne Gemeinden (namentlich war dies in Schlesien der Fall) beharrten auch jetzt noch in ihrem Widerstande.

Die Altlutheraner. Diese Widerstrebenden vereinten sich zu einer besondern Sekte und nannten sich Altlutheraner. Auch ihnen wäre bezüglich der Agende volle Freiheit zu gönnen gewesen; allein es darf nicht übersehen werden, daß ihr Kampf über die Agende hinweg gegen die Union selbst gerichtet war. Darin lag wol hauptsächlich der Grund,

daß der König mit Strenge gegen sie vorging, indem er einige ihrer eifernden Häupter verhaften ließ. Die Folge war, daß eine nicht unbeträchtliche Zahl altlutherischer Familien auswanderte. Als letztere Angelegenheit eines Tages von ungefähr an der königlichen Tafel berührt ward, sagte der König: „Unerhört in einem Lande, wo Religions- und Gewissensfreiheit herrscht! Aber die Freiheit ist nicht Zügellosigkeit, welche alle Ordnung aufhebt und allen Gehorsam verweigert. Die wahre Freiheit liegt im Gesetz und seinen Vorschriften; wer diese beachtet, ist ein Freier; wer aber seinen Phantasien und den Lüsten der Willkür folgt, ein Sklave, ohne es zu wissen. Thut mir leid, daß es so gekommen ist; das habe ich nicht gewollt. Ich und die Behörden haben sich alle Mühe gegeben, die Fanatiker zu gewinnen. Die bethörten Leute nennen sich Altlutheraner! Was würde Luther, wenn er noch lebte, dazu sagen! Möge es ihnen aber wohlergehen!"

Der Gustav-Adolf-Verein. In diese Zeit fällt die Gründung des Gustav-Adolf-Vereins oder richtiger des „Evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung". Dieser gegenwärtig weit über Deutschlands Grenzen hinaus verbreitete und überall höchst segensreich wirkende Verein verdankt seinen Ursprung der Erinnerungsfeier an die Schlacht bei Lützen auf dem Schlachtfelde daselbst am 6. November 1832. Der Beschluß, dem großen Schwedenkönige ein würdiges Denkmal zu setzen und zu diesem Zweck durch das ganze protestantische Deutschland eine sogenannte Sechsersammlung zu veranstalten, erweckte in dem Superintendenten Großmann in Leipzig den Gedanken, jenes Denkmal in Gestalt eines evangelischen Vereins zu wohlthätigen kirchlichen Zwecken zu errichten. Obschon von der preußischen und schwedischen Regierung unterstützt, entwickelte sich doch der von Chr. G. L. Großmann gestiftete Verein bis 1841 nur sehr langsam.

In diesem Jahre am 31. Oktober trat der Prälat Karl Zimmermann in Darmstadt mit einem „Aufruf an die protestantische Welt" zu Gunsten der gleichen Sache hervor, der allgemein zündete. Im September 1842 gelang es, den älteren sächsischen Verein mit dem von Zimmermann angeregten zu verschmelzen.

Zweck des Vereins ist „die Vereinigung der Glieder der protestantischen Kirche, um die Noth der Glaubensbrüder in und außer Deutschland, welche der Mittel des kirchlichen Lebens entbehren und deshalb in Gefahr sind, der Kirche verloren zu gehen, nach Kräften zu heben, sofern sie im eigenen Vaterland ausreichende Hülfe nicht erlangen können". In demselben Jahre traten die von dem Basler Pfarrer Legrand gestifteten „protestantischen Hülfsvereine" der Schweiz jenem Vereine bei, der von da ab unausgesetzt einen raschen und erfreulichen Aufschwung nahm und bald auch erfolgreich mit der Bildung von Frauenzweigvereinen vorgehen konnte. Seit dem Jahre 1861 ist selbst in Oesterreich die Bildung von Zweigvereinen gestattet. Der Verein hat durch Erbauung von Kirchen, Kapellen und Schulen, besonders in den evangelischen Gemeinden katholischer Länder, durch Aussendung von Reisepredigern und alle Arten von Unterstützungen im Einzelnen überaus Großartiges geleistet und darf mit Recht als einer der festen Mittelpunkte des Protestantismus und als eine sichere Schutzwehr betrachtet werden gegenüber den Gefahren, welche den Protestantismus und namentlich seine in der Diaspora lebenden Bekenner von mehr als einer Seite bedrohen.

Kampf zwischen Staat und Kirche.

Dem Könige war es, wie wir aus dem Vorhergehendem gesehen haben, nicht beschieden, eine vollständige Versöhnung der Gegensätze auf dem Gebiete des protestantischen Glaubens zu Stande zu bringen; größere Prüfungen noch waren ihm in Bezug auf eine andere Seite des Kirchenwesens vorbehalten, Prüfungen, die ihm in hohem Grade seine spätere Lebenszeit verbitterten. In den letzten Jahren des vierten Dezenniums — zugleich den letzten Regierungsjahren Friedrich Wilhelm's III. — hob in Preußen ein erbitterter Kampf zwischen der Staatsmacht und der katholischen Kirchengewalt an.

Weder von der Reformation noch von der Revolution war die Frage bezüglich der Grenze zwischen der Staatsgewalt und der Kirchengewalt endgiltig gelöst worden. Der Westfälische Friede hatte allerdings die Zwischenwand, welche die protestantischen und katholischen Glaubensgenossen schied, entfernt, aber die bürgerliche Stellung der Einzelnen blieb vom Religionsbekenntnisse abhängig. Im Einklang hiermit verstand auch der Protestantismus lange Zeit unter Gewissensfreiheit nur die Verwerfung der katholischen Grundlehren.

Die Kurfürsten von Brandenburg nahmen in den Zeiten nach der Reformation den Standpunkt des Augsburger Religionsfriedens ein, ohne jedoch von dem ihnen danach zustehenden Rechte, das Religionsbekenntniß ihres Landes zu bestimmen, in der gewaltsamen Weise Gebrauch zu machen, wie dies von den katholischen Reichsständen geschah. Schon im Jahre 1593 erhielt die nach Jülich abgeordnete brandenburgische Gesandtschaft als Instruktion mit auf den Weg, „den Religionsfrieden nicht zu gefährden und Jeden bei seinem Glaubensbekenntniß zu belassen." Mit der Annahme der reformirten Lehre seitens des Kurfürsten Johann Sigismund im Jahre 1613 wurde die Forderung der Duldung zwischen den Lutheranern und den Calvinisten, welche beide mit gleichem Hasse sich verfolgten, eine durch die Politik geradezu gebotene Zweckmäßigkeitsmaßregel. Von weiterer Bedeutung für die Haltung der Hohenzollern in dieser Frage wurde die Erwerbung der Jülich-Kleve'schen Lande, in welchen alle drei Konfessionen, die katholische und die beiden evangelischen, neben einander vertreten waren. Dieser Umstand sowie die politischen Zustände jener Zeit nöthigten die Hohenzollern zu einer neutralen Stellung, wenn anders sie des dauernden Besitzes der Lande sicher sein wollten. Sie kamen daher den bei ihrer Erwerbung übernommenen Verpflichtungen auch gewissenhaft nach und hielten sich in dem Kampfe, den die verschiedenen Religionsgenossenschaften unter sich mit höchster Erbitterung führten, von jeder einseitigen Parteinahme vorsichtig fern.

Die Aufgabe, die Autorität des Staates der Kirche gegenüber und innerhalb derselben die Gleichberechtigung der Konfessionen zu wahren, ging um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts auf den Großen Kurfürsten über. Wiewol von Herzen protestantisch, stellte derselbe doch das Wohl des Staates höher als konfessionelle Rücksichten. So hatte er in den Friedensverhandlungen von Oliva sich der livländischen Katholiken gegen die lutherischen Schweden eifrig angenommen; die Mennoniten, Arianer und Sozinianer in seinen Landen erfreuten sich gleicherweise des landesherrlichen Schutzes. Schon in seinem im Jahre 1664 aufgesetzten Testament hatte er verordnet, daß die Geistlichen und andere Personen bei ihren Kirchen, Klöstern, Präbenden, Renten und Einkommen geschützt werden sollten, aber er verlangte nicht minder von den Priestern, den Staatsgesetzen zu gehorchen und sich nicht in weltliche Händel zu mischen. Selbst als der unleidliche Fanatismus des benachbarten katholischen pfalzgräflich-neuburgischen Regiments den Kurfürsten zu Repressalien nöthigte, sah er in denselben nach seinen eigenen Worten nur „ein von ihm wider seinen Willen zur Hand genommenes Gegenmittel", auf dessen fernere Anwendung er schon im folgenden Jahre wieder verzichtete, als infolge seines energischen Auftretens den Evangelischen des Nachbarlandes wenigstens einige Zugeständnisse gemacht wurden.

Schwieriger gestalteten sich die kirchlichen Verhältnisse in Bezug auf die katholischen Polen in der Provinz Preußen. Die Duldsamkeit des Großen Kurfürsten war hier so überraschend zu Tage getreten, daß das Gerücht entstehen konnte, er sei im Herzen katholisch gesinnt, ja, dieses Gerücht gewann dadurch noch einen Schein der Wahrheit, daß er um die Zeit, in der König Ludwig XIV. das Edikt von Nantes aufhob, die Protestanten eines Dorfes im Schwiebuser Kreise, welche ihn um Anstellung eines evangelischen Geistlichen ersucht hatten, abschläglich beschied und dieselben anwies, dem im Dorfe angestellten katholischen Pfarrer den „schuldigen Respekt und Gebühr" zu erweisen.

Dies geschah zu einer Zeit, wo die Mißhandlungen der Evangelischen in Spanien, Italien und Polen gewissermaßen zu einem nationalen Zeitvertreib ausgeartet waren.

Freilich darf gegenüber der Ausschließung der Evangelischen von allen politischen und bürgerlichen Rechten in Frankreich und in Oesterreich wie überhaupt in den meisten streng katholischen Ländern nicht unerwähnt bleiben, daß im protestantischen Norden, in England, Holland, Dänemark und Schweden, wie nicht minder in den protestantischen Theilen des südlichen Deutschland und ebenso in der Schweiz, die Katholiken damals ähnlicher Weise vom Vollgenusse der bürgerlichen Rechte ausgeschlossen waren.

Welche andere Haltung der Große Kurfürst den Konfessionen gegenüber beobachtete, ist dargelegt worden. Unter seinem Nachfolger, König Friedrich I., änderte sich hierin nichts, wiewol diesem die offene Feindschaft des Papstes Clemens XI., welcher die Anerkennung der preußischen Königswürde unter einer Flut von Schmähungen verweigerte und den König einen Usurpator nannte, dies eben nicht leicht machte. Nur vorübergehend griff Friedrich I. gegenüber den Gewaltthätigkeiten katholischer Nachbarn, des Kurfürsten von der Pfalz und Anderer, und dann stets nur für kleinere Gebiete, zu Repressalien.

Der zweite preußische König, Friedrich Wilhelm I., ebenfalls der reformirten Kirche angehörend, wollte absolut keinen Unterschied gemacht wissen zwischen Reformirten und Lutheranern, indem er sagte, er halte dafür, daß diese eben so gut selig werden könnten als jene, und er fügte in seiner derben Weise hinzu, es rühre die Feindschaft zwischen den Konfessionsverwandten „nur von den Stänkereien der Geistlichen her“. In seiner Duldsamkeit ging er so weit, daß er die in der Grafschaft Lingen bisher aufrecht erhaltene Beschränkung hinsichtlich der Erbschaftsverhältnisse bei den Katholiken aufhob, was freilich von der andern Seite in Bezug auf gleich billige Maßnahmen nicht erwidert wurde. Verstieg doch der Kölner Magistrat sich in seiner Unduldsamkeit so weit, daß er dem preußischen Residenten nicht einmal gestattete, für seine eigene Person und in seinem eigenen Hause sich einen evangelischen Gottesdienst einzurichten. Erst als auf Betreiben der Jesuiten der katholische Klerus die Verlesung des vorgeschriebenen Kirchengebetes für den protestantischen König verweigerte, griff dieser zu Repressalien, die jedoch in schonendster Form ausgeführt wurden. Um zu einer festen Regelung der Beziehungen zum katholischen Klerus sowie zum römischen Stuhl zu gelangen, wünschte der König die Ernennung eines päpstlichen Vikars, in welchem die katholischen Unterthanen seiner Lande ihr gemeinsames kirchliches Oberhaupt erblicken sollten. In seiner haushälterischen Weise gedachte er dadurch zugleich zu verhindern, daß die Gebühren für Weihen, Visitationen und Dispensationen an auswärtige geistliche Würdenträger gelangten, also außer Landes gingen.

In Preußen bestand mithin schon lange vor der französischen Revolution die Praxis religiöser Duldung, und das friedliche Zusammenleben der Bekenner verschiedenen Glaubens erfuhr unter dem aufgeklärten Regimente Friedrich's des Großen erst recht keinerlei Störung. Doch war die Gleichberechtigung der christlichen Konfessionen in Preußen nicht durch ausdrückliche Gesetzesvorschriften gewährleistet. Eine praktische Bedeutung mußten jedoch mit der Zunahme der katholischen Bevölkerung im Osten und Westen der Monarchie die Konfessionsunterschiede in solchen Dingen erlangen, die zugleich eine weltliche und geistliche Seite darboten. Dahin gehört vornehmlich das Institut der Ehe und in der gemischten Ehe die konfessionelle Erziehung der Kinder. Trotz aller zahlreichen Beweise von Duldsamkeit seitens des hohenzollerschen Regentenhausens hat dieses noch nie — wenigstens nie auf lange Zeit — ein gleich wohlwollendes Verhalten seitens der römischen Partei zu erlangen vermocht, vielmehr ist bis zum heutigen Tage durch die Ultramontanen in bald mehr, bald weniger heftiger Weise immer wieder versucht worden, gegen die Regierung der protestantischen Vormacht Front zu machen und derselben Verlegenheiten zu bereiten.

Im ersten Viertel unseres Jahrhunderts war die Haltung der katholischen Geistlichkeit dem Staate und den übrigen Religionsgemeinschaften gegenüber eine ausnahmsweise friedliche und entgegenkommende; das Zeitalter der Aufklärung war auch an der katholischen Kirche nicht gänzlich spurlos vorübergegangen. Auch sie hatte sich veranlaßt gesehen, dem

Zeitgeiste einige Konzessionen zu machen, wohl erkennend, daß trotziges Beharren zu unrechter Zeit ihr ernstliche Verlegenheiten bereiten konnte.

Dem Wesen der französischen Revolution hatte der Plan entsprochen, die Kirche dem Staate völlig unterzuordnen und ihr gewissermaßen nur den Werth und die Bedeutung eines einzelnen Rades im gesammten Organismus des öffentlichen Gesellschaftskörpers zuzugestehen. Die gründliche und dauernde Durchführung eines solchen Planes scheiterte an dem zähen Widerstande, den die katholische Geistlichkeit bei aller Nachgiebigkeit in Einzelfragen den gegen ihr Lebensprinzip gerichteten Bestrebungen entgegensetzte. Immerhin aber hatte Napoleon den römischen Päpsten, die sich ihm widersetzten, deutlich dargethan, wie mißlich es mit ihrem Bannspruch und mit ihrem Widerstande in einer Zeit stand, in der sich die Völker aus der Bevormundung und von der Ausbeutung durch eine engherzige Priesterschaft bereits befreit hatten. Zum Theil infolge der Nachwirkung dieses Verhaltens des französischen Regiments spürte man auch bei uns noch länger als ein Jahrzent nach dem Erlöschen der Napoleonischen Aera nur wenig Ueberhebung der katholischen Geistlichkeit. Im Gegentheil; mit Ehrfurcht wurden stets die Namen einer Anzahl edler und hochherziger katholischer Priester von Seiten ihrer Glaubensgenossen wie der Protestanten genannt. Unvergessen bleibt aus der Zeit des ersten Drittels dieses Jahrhunderts das Wirken und die Duldsamkeit wahrhafter Seelenhirten, unter ihnen die Bischöfe Sailer, Wittmann, des edlen Freiherrn von Wessenberg, des Fürstbischofs Grafen Sedlnitzky, des Erzbischofs Grafen Spiegel u. A. Unter den Auspizien dieser Ehrenmänner entwickelte sich auch eine recht heilsame Thätigkeit auf dem Gebiete der katholischen Gelehrsamkeit. Wir gedenken hier nur der Gelehrten Hermes, v. Hirscher, Hug, Möhler, Schmidt, Staudenmeier und des trefflichen Jugendschriftstellers Christoph v. Schmid. Jene Kirchenhäupter und Lehrer gehörten eben zu Denen, welche bei aller Anhänglichkeit an ihre Religion doch das Wohl des Vaterlandes und den Frieden der Welt höher stellten als den Glanz und die Herrlichkeit der Priesterherrschaft. Ihnen galt das Christenthum wirklich als Herzenssache und ein Bisthum nicht als Ruhebett trägen Genusses, vielmehr als ein heiliges Amt, das im Namen des Erlösers zum Heile der Gläubigen zu verwalten sei. Damals erinnerte nichts an verschärfte Glaubensgegensätze. Die Bekenner der verschiedenen christlichen Religionsgemeinschaften lebten friedlich neben einander, schlossen unbehelligt Ehebündnisse, halfen sich beim Baue neuer christlicher Gotteshäuser u. s. w.

Ach, — jene Zeit gegenseitiger Duldung ist dahin, — und seit Jahren lautet wieder das Feldgeschrei: „Hie Kaiser und Reich — hie Papst und Rom!"

Wie in der evangelischen Kirche, so und sogar in noch stärkerem Maße hatte auch in der katholischen Kirche das nach der stürmischen Revolutionszeit und dem begeisterungsvollen Aufschwung der Freiheitskriege mit Lebhaftigkeit wieder erwachende religiöse Bedürfniß des Volkes den Anstoß zu einer starken Bewegung unter der Geistlichkeit gegeben. Dem ihn von jeher innewohnenden Herrschaftstriebe folgend, war der katholische Klerus mit dem höheren Einfluß, den ihn der fromme Zug der Zeit über die Gemüther der Menschen hatte wiedergewinnen lassen, nicht zufrieden; sein Streben war auf Erringung der vollen Autonomie und Unabhängigkeit dem Staate, namentlich dem protestantischen Staate gegenüber gerichtet.

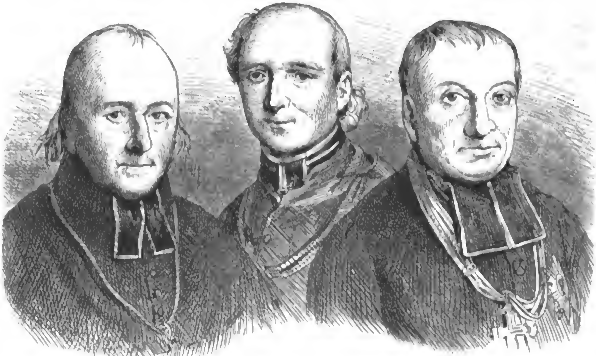
König Friedrich Wilhelm III. hatte es sich seit seiner Thronbesteigung angelegen sein lassen, den religiösen Frieden in seinem Lande nach Kräften zu fördern. Wie er als Protestant in schlichter Frömmigkeit der positiven Richtung seines Bekenntnisses zugethan war, so nahm er auch seinen katholischen Unterthanen gegenüber den alten Autoritätsglauben der katholischen Kirche in Schutz, hielt sich von jeder Begünstigung einer die Ehelosigkeit der Geistlichkeit bekämpfenden neukatholischen Sekte in Schlesien, wie der auf freisinnig-nationalem Standpunkt stehenden Partei der sogenannten Hermesianer in den Rheinlanden sorgfältig fern und veranlaßte sogar, daß in Bonn, ihrem Hauptsitze, die Anstellung eines orthodox katholischen Professors erfolgte, um neben der freisinnigen auch die orthodoxe

Lehre nicht unvertreten zu lassen. Die katholischen Bisthümer wurden reich dotirt, neue Stellen für katholische Geistliche geschaffen und diese vom Staate angemessen besoldet, die Erbauung von Kirchen und Schulen durch Gewährung staatlicher Beihülfe wurde gefördert und unterstützt: kurz, der Katholizismus und seine Bekenner hatten sich von Seiten des protestantischen Staates und des protestantischen Königs einer Fürsorge zu erfreuen, die selbst der Papst als wunderbar — doch für einen katholischen Fürsten seinen protestantischen Unterthanen gegenüber nicht als nachahmenswerth zu bezeichnen sich veranlaßt fand.

Die Kölner Wirren. Bei seiner wohlwollenden Haltung in Bezug auf die Forderungen des Katholizismus durfte und mußte aber Friedrich Wilhelm III. mit um so größerem Rechte darauf bestehen, daß die katholische Geistlichkeit sich keinerlei Uebergriffe erlaubte, welche geeignet seien, die staatlichen Pflichten und Rechte der katholischen Unterthanen zu beeinträchtigen oder gar die protestantische Bevölkerung zu kränken und zu erbittern. Um ersteres zu verhüten, wurden die Bildungsanstalten für den katholischen Klerus staatlicher Leitung oder wenigstens staatlicher Beaufsichtigung unterstellt und die Anstellung der Geistlichen von der Genehmigung der Regierung abhängig gemacht, Letzteren das Recht zugesprochen, gegen willkürliche Entscheidung ihrer Oberen bei der Regierung Beschwerde einzulegen. Berührungen der katholischen Kirchengewalt mit Protestanten kamen am häufigsten in Eheangelegenheiten vor. Die Frage der gemischten Ehen war in den östlichen Provinzen Preußens in einer dem Bedürfniß entsprechenden Weise schon durch das preußische Landrecht erledigt worden, welches bestimmte, daß die aus einer gemischten Ehe hervorgehenden Kinder dem Bekenntniß des Vaters folgen sollten, und daß unter dieser stillschweigenden Voraussetzung jede Mischehe von den betreffenden Geistlichen einzusegnen sei. Demgemäß war verfahren worden. In den preußischen Rheinlanden dagegen, in denen das Landrecht nicht galt, kam es öfter vor, daß katholische Geistliche die kirchliche Einsegnung einer Mischehe verweigerten, wenn der protestantische Theil sich nicht in bindender Form zur katholischen Erziehung der Kinder verpflichtete. Das gab zu Beschwerden bei der Regierung Anlaß, und als derartige Beschwerden im Anfange der zwanziger Jahre sich häuften, verfügte der König, um bedenklicheren Folgen vorzubeugen, durch Kabinetsordre vom 17. August 1825 die Einführung der erwähnten Bestimmung des Landrechtes auch für die westlichen Provinzen der Monarchie. Die geistlichen Oberhirten und in den altpreußischen Rheinlanden auch die niederen Geistlichen standen dieser Verfügung nicht unbedingt feindlich gegenüber, dagegen setzten ihr die Geistlichen in den neupreußischen Gebieten am Rhein offenen Widerstand entgegen, den die Bischöfe und Erzbischöfe bei aller Geneigtheit, den Frieden aufrecht zu erhalten, nicht mit Gewalt zu brechen vermochten, wollten sie sich nicht der Gefahr einer Zurechtweisung durch den Papst aussetzen. Auf die dringenden Vorstellungen der preußischen Regierung entschlossen sich dieselben jedoch, den Papst um endgiltige Regelung der Streitfrage zu ersuchen, und, nachdem preußischerseits der Gesandte am päpstlichen Hofe Chr. Josias v. Bunsen mit entsprechenden Vollmachten versehen war, begannen im Jahre 1828 die bezüglichen Verhandlungen.

Inzwischen hatte aber die reaktionäre Strömung, welche die weltliche Politik der Zeit beherrschte, auch auf die geistliche Politik der Kurie ihre Rückwirkung zu äußern begonnen. Die Jesuiten und die Partei der Ultramontanen waren zu bestimmendem Einfluß gelangt, und kaum war (im Februar 1829) nach dem Ableben des milden und versöhnlichen Leo XII. der entschiedenere Pius VIII. an seine Stelle getreten, so geriethen die vier Monate früher eröffneten Verhandlungen ins Stocken. Selbst ein energisches Ultimatum der preußischen Regierung vermochte dem Papste Pius VIII. nichts als nur das Zugeständniß abzunöthigen, daß bei Mischehen ohne Verpflichtung zur katholischen Erziehung der Kinder die Geistlichen gehalten sein sollten, auf Verlangen die sogenannte „passive Assistenz" zu gewähren, d. h. der Eheschließung beizuwohnen, ohne derselben den kirchlichen Segen zu ertheilen, und daß die solchermaßen geschlossenen Ehen Giltigkeit und für die Stellung des katholischen

Theils innerhalb der Kirche keine nachtheiligen Folgen haben sollten. Dieses Zugeständniß, das gegen den in den altpreußischen Rheinlanden seither herrschend gewesenen Gebrauch einen offenbaren Rückschritt bezeichnete, konnte der preußischen Regierung nicht genügen, und der preußische Gesandte erhielt den Auftrag, weitergehende Zugeständnisse vom Papste zu verlangen. Da wurde durch den Tod Pius' VIII. der päpstliche Stuhl aufs Neue erledigt, und es gelang den Jesuiten und Ultramontanen, die Wahl des unduldsamen Gregor XVI. zum Papste durchzusetzen. Damit war die kirchliche Streitfrage zum offenen Konflikt gediehen, denn Gregor XVI. hielt die Zugeständnisse seines Vorgängers schon für zu weitgehend; die Fortführung der Verhandlungen mit dem Papste erwies sich als nutzlos und vergeblich, und Bunsen wurde deshalb im Jahre 1834 von Rom abberufen, um, wenn thunlich, mit den deutschen Bischöfen ein Einvernehmen herbeizuführen, das auf Grund der Zugeständnisse Pius' VIII. den begründeten Forderungen des Staates wie auch der katholischen Bevölkerung Gerechtigkeit widerfahren lasse. Dieser Versuch gelang über Erwarten.



Erzbischof Clemens Aug. v. Droste-Vischering. Erzbischof von Dunin. Erzbischof Graf Spiegel zum Desenberg.

Die Bischöfe von Köln, Trier, Münster und Paderborn trafen mit der Staatsregierung ein Uebereinkommen, wodurch sie sich gegen gewisse Zugeständnisse des Staates, unter den die Zusage der baldigen Aufhebung der in den Rheinlanden noch aus der französischen Zeit her zu Recht bestehenden Civilehe in erster Reihe stand, zu einer durchaus liberalen Auffassung und Handhabung der von Pius VIII. in einem päpstlichen Breve gemachten Zugeständnisse verpflichteten. Zwar fanden sie bei der von Rom aus aufgehetzten niederen Geistlichkeit hier und da Widerstand, im Großen und Ganzen schienen jedoch die kirchlichen Verhältnisse in Preußen auf Grund dieses Abkommens sich allseitig befriedigend gestalten zu wollen.

Der ultramontanen Partei war mit dieser Entwicklung der Dinge natürlich nicht gedient; unablässig wurde von Rom, von Belgien und von Bayern aus in den preußischen Rheinlanden gehetzt und gewühlt; der bald darauf erfolgende Tod zweier der hervorragendsten Vertreter der versöhnlichen Richtung, der greisen Erzbischöfe Spiegel in Köln und Hommer in Trier, kam den Bestrebungen der Römlinge in hohem Maße zugute, und ein folgenschwerer Fehler, den die preußische Regierung bei der Neubesetzung des Kölner Bischofssitzes beging, gab ihnen vollends das Heft in die Hände. Für diesen Bischofssitz

wurde nämlich der Generalvikar und Weihbischof von Münster, Freiherr Clemens August von Droste-Vischering, ausersehen, der zwar von jeher einer der eifrigsten Gegner der versöhnlichen Richtung gewesen war, wegen seines mittelalterlich-frommen Lebenswandels aber an dem damaligen Kronprinzen von Preußen, dem späteren König Friedrich Wilhelm IV., einen eifrigen Gönner und Fürsprecher gefunden hatte. Nachdem er auf eine Anfrage seitens der Regierung sich bereit erklärt hatte, an das päpstliche Breve Pius' VIII. vom Jahre 1830 und an die von seinen Vorgängern auf Grund desselben getroffene Vereinbarung sich halten zu wollen, wurde er von dem Kölner Domkapitel gewählt und darauf von der Regierung bestätigt.

Erzbischof von Droste-Vischering. Kaum hatte der neue Erzbischof sein Amt angetreten, als er auch seine wahre Gesinnung herauskehrte und offen auf die Seite der entschiedenen Römlinge trat. In einer gewundenen Erklärung suchte er die von ihm eingegangene Verpflichtung als nicht bestehend hinwegzuleugnen, stieß alle Erlasse und Verordnungen seines Vorgängers um und nöthigte die ihm untergebenen Geistlichen zum schriftlichen Verzicht auf ihr Beschwerderecht bei der preußischen Regierung. Das konnte sich die letztere unmöglich bieten lassen; nach vergeblichen Versuchen, den streitbaren Erzbischof auf gütlichem Wege zur Erfüllung seiner Verpflichtungen anzuhalten, sah sie sich genöthigt, die Ausführung der gegen das Staatsgesetz verstoßenden Verordnungen desselben mit Gewalt zu verhindern. Das nahm der Erzbischof wahr, sich seinen Priestern und dem Volke gegenüber als Märtyrer der katholischen Kirche und als Vertheidiger der Freiheit derselben gegen die Anfeindungen der Regierung hinzustellen; großartige regierungsfeindliche Demonstrationen wurden in Scene gesetzt, und um Schlimmerem vorzubeugen, sah sich die Regierung gezwungen, den Erzbischof aus seiner Diözese zu entfernen und in der Festung Minden zu interniren, wo er übrigens mit der größten Rücksicht und Schonung behandelt wurde.

Die Folgen waren vorauszusehen. Trotz der klarsten Beweise, daß die preußische Regierung nur nothgedrungen und in Vertheidigung ihrer Rechte den Schritt gethan habe, brach auf die Kunde von der Verhaftung des Kölner Erzbischofes bei den von der Geistlichkeit beherrschten orthodoxen Katholiken ein Sturm der Entrüstung gegen dieselbe los. Verrath an der Kirche, Beeinträchtigung des freien Glaubens — mit solchen und ähnlichen auf die Erregung der Massen berechneten Schlagwörtern wurde in der Tagespresse, in zahllosen Flugschriften und Broschüren ein förmlicher Sturmlauf auf die Regierung eröffnet, die zwar das gute Recht, aber nicht die geeigneten Vertheidiger desselben auf ihrer Seite hatte. Der Versuch, den Papst von der Nothwendigkeit des gethanen Schrittes zu überzeugen und durch Verhandlungen mit ihm den Sturm zu beschwören, mißglückte vollständig. Gregor XVI. behandelte den zu diesem Zwecke wieder nach Rom zurückgekehrten preußischen Gesandten in der verletzendsten Weise, weigerte sich schließlich, ihn zu empfangen, erklärte in einer Allokution, die in allen katholischen Ländern verbreitet wurde, die von ihm überhaupt niemals förmlich anerkannten Zugeständnisse seines Vorgängers als nicht mehr bindend und tadelte in heftigen Ausdrücken das Verhalten derjenigen deutschen Kirchenfürsten, welche durch Anerkennung der berechtigten Forderungen des Staates eine Versöhnung der Gegensätze herbeizuführen bestrebt gewesen seien.

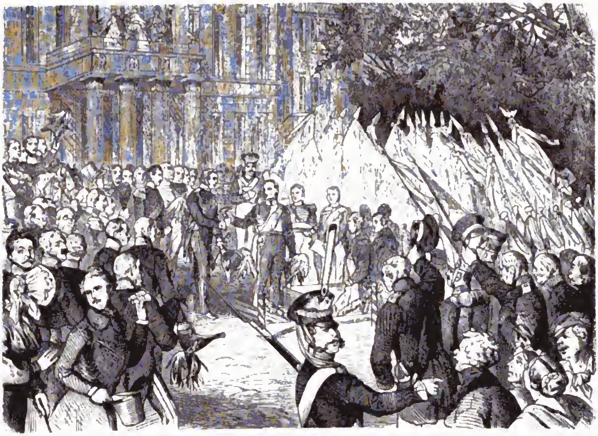
Die Haltung der preußischen Regierung, welche selbst nach dieser unzweideutigen päpstlichen Kundgebung noch den Weg nachgiebigen Einlenkens betreten zu dürfen glaubte, hatte schließlich zur Folge, daß auch in den östlichen Landestheilen, wo bisher die gesetzliche Regelung der Frage der gemischten Ehen von den katholischen Geistlichen nicht angefochten worden war, der Geist des Widerspruches sich zu regen begann.

Martin von Dunin. Der Erzbischof von Posen und Gnesen suchte bei der vorgesetzten Staatsbehörde um die Erlaubniß nach, das die passive Assistenz statt der kirchlichen Einsegnung als Norm für Mischehen, ohne das Gelöbniß katholischer Erziehung der Kinder, festsetzende Breve Pius' VIII. in seinem Sprengel zu veröffentlichen, obwol dasselbe

zunächst nur für die rheinischen Lande Giltigkeit hatte. Die nachgesuchte Erlaubniß wurde dem Erzbischof natürlich verweigert; trotzdem schritt derselbe zur Veröffentlichung und wurde deshalb nach Erhebung der Anklage von dem zuständigen Gerichte zur Amtsentsetzung und zu sechsmonatlicher Haft verurtheilt. Letztere wurde ihm durch königliche Gnade erlassen und statt der Amtsentsetzung nur die vorläufige Suspension ausgesprochen, daran aber die Bedingung geknüpft, daß der Erzbischof, der einem amtlichen Rufe nach der Hauptstadt gefolgt war, bis auf Weiteres seinen Aufenthalt in Berlin nehme und in seine Diözese nicht zurückkehre. In der Milde und Nachsicht der Regierung eine Schwäche derselben sehend, glaubte jedoch Dunin, es aufs Aeußerste ankommen lassen zu dürfen, verließ heimlich Berlin und erschien wenige Tage später in Posen.

Jetzt war aber die Geduld des Königs und der Regierung erschöpft: der Erzbischof wurde verhaftet und nach der Festung Kolberg abgeführt, und als darauf die niedere Geistlichkeit seiner Diözese das Volk aufzuregen und eine förmliche Kirchentrauer in Scene zu setzen begann, wurde ihr bedeutet, daß jede Widersetzlichkeit die Vorenthaltung der staatlichen Einkünfte nicht nur für den Betreffenden, sondern für die ganze Diözese nach sich ziehen werde. Dieses Mittel wirkte. Die Geistlichkeit fügte sich, allerdings nur insoweit, daß sie von offener Auflehnung sich fern hielt. Auch die Kurie wurde durch diesen energischen Schritt der Regierung etwas nachgiebiger gestimmt und ermöglichte die Wiederanknüpfung von Verhandlungen hinsichtlich der Hauptfrage wegen der gemischten Ehen. Zur endgiltigen Lösung kam dieselbe jedoch unter Friedrich Wilhelm III. nicht mehr. Von beiden Seiten lenkte man zwar etwas ein, aber da der König sich entschieden weigerte, die beiden Erzbischöfe von Köln und Posen dem Verlangen der Kurie gemäß in ihre Diözesen zurückkehren zu lassen, kam ein eigentliches Einvernehmen nicht zu Stande. Der Staat wie die Kirche hielten an ihren Hauptforderungen fest, und nur mit Mühe gelang es, in dem beständigen Streit der Gegensätze den offenen Ausbruch von Feindseligkeiten zu verhindern, bis endlich unter Friedrich Wilhelm IV., im Wesentlichen freilich auf Kosten der Staatsgewalt, der religiöse Friede wieder hergestellt wurde.

Letzte Lebenstage Friedrich Wilhelm's III. Während seiner langen Regierungszeit, in welcher das Volk durch gemeinschaftliches Erleben tiefsten Leides wie höchster Erhebung mit seinem Monarchen gleichsam verwachsen, in welcher durch unzählige innige Berührungspunkte das Band zwischen ihm und seinem Volke ein immer engeres und festeres geworden war, hatte Friedrich Wilhelm III. sich nicht als ein glanzvoller Herrscher, wohl aber als ein maßvoller Verwalter des Regentenamtes, vor Allem aber niemals als der engherzige Vertreter eines bestimmten Systems erwiesen. Seine Gewohnheit, Alles durch die eingesetzten Behörden erledigen zu lassen und nur in seltenen Ausnahmefällen von der ihm als absolutem König zustehenden Machtvollkommenheit Gebrauch zu machen, ließ ihn dem Volke gegenüber nur als den Vollstrecker der bestehenden Gesetze erscheinen. — Weil nun der König mehr als sorgender Haus- und Landesvater denn als Herrscher vor sein Volk und in die Oeffentlichkeit trat, wurden auch die Fehler seiner Regierung weniger ihm selbst als seiner Umgebung zur Last gelegt. In seiner Person bot er der Gesinnung wie dem Thun nach ein Muster aller Bürgertugenden dar. In der Uebung dieser Eigenschaften wußte sich das Volk eins mit ihm; es hatte Proben genug empfangen, wie gerecht und einsichtsvoll der königliche Herr auf seine Seite trat, wenn ja einmal Angehörige der bevorzugten Stände es sich beikommen ließen, den schlichten Bürger mit Ueberhebung und Anmaßung oder gar mit Geringschätzung zu behandeln. Mit rückhaltloser Strenge, zuweilen in gerechtem Zorn, wies er solche Ungebühr zurück und ließ auch dem Geringsten seiner Unterthanen die verdiente Achtung und seinem Wirken die gebührende Werthschätzung widerfahren.



Grundsteinlegung zum Denkmal Friedrich's des Großen.

Der Tod Friedrich Wilhelm's III.

Ein instinktives Gefühl sagte es dem Volk, daß der König an dem System der Selbstherrschaft nicht aus persönlichen Gründen festgehalten hatte, sondern daß es seine hauptsächlich in den Eindrücken der Jugend und in den herben Prüfungen der ersten Regentenjahre wurzelnde Ueberzeugung war, daß dem Wohl des Landes mit der Einführung weiterer Reformen nicht gedient sei; und wenn diese Ueberzeugung auch den veränderten Zeitverhältnissen gegenüber vielleicht nicht die richtige war, so war sie doch ehrenhaft, und das Volk ließ sich deshalb trotz mancher unerfüllt gebliebenen Verheißungen und Erwartungen in der treuen Liebe und Hingebung zu seinem Herrscher niemals auch nur einen Augenblick beirren. „Unser König meint es gut mit seinem Volke, und seiner Gesinnung nach ist er ein rechter Vater des Vaterlandes“ — diese Ueberzeugung stand unerschütterlich fest bei Hoch und Niedrig, bei Reich und Arm, und zwar nicht nur in den altpreußischen Stammlanden, sondern auch in den neu erworbenen Landestheilen am Rhein, deren Bewohner trotz mancherlei Abneigung und Widerstreben gegen die preußische Regierung den preußischen König schon nach wenigen Jahren ehren und lieben gelernt hatten. Wer des Vaterlandes Drangsal mit erlebt hatte, ward wunderbar bewegt, wenn er des Königs Angesicht erblickte. Schien es doch, als sei von jenem Weh der Vergangenheit ein guter Theil in dem Gemüthe des Königs zurückgeblieben; es spiegelte sich noch ab in den Zügen des Angesichts, ein sprechender und darum tiefe Bewegung hervorrufender Beweis dafür, wie sehr dieser Fürst mit und für das Vaterland gelitten hatte! — Die Alten würden gesagt haben, er habe das Gorgonenhaupt geschaut. — Die Sonnenblitze der Siege hatten die durch Jahre gefesteten Eindrücke nicht zu verwischen vermocht. Ueberdies waren gleich nach den Siegestagen neue schwere Sorgen aufgetaucht, hatten den König begleitet, wenn er des Abends sich zur Ruhe legte, und hatten ihn wieder starr angeschaut, wenn er am Morgen seine Augen öffnete. „Meine Zeit in Unruhe!“ — Dieser Schmerzensruf ertönt noch aus seinem Testamente.

Die im Volke in langen Jahren festgewurzelte Gewißheit, in seinem Herrscher einen gerechten Schutzherrn zu haben, prägte sich deutlich in dem nicht selten hervorgetretenen Drange aus, seinen Monarchen mit dem Ehrennamen des „Gerechten“ zu preisen.

Daß die sonst so tadellustigen Berliner einem Monarchen besonders zugethan blieben, welcher so beharrlich den Volkswünschen sein Ohr verschloß, ehrt sie gewiß nicht weniger als den König selbst. „Es ist“, heißt es in der Berliner Chronik von A. Streckfuß, „ein merkwürdiges Ding um die Liebe eines Volkes zu seinem Fürsten. Viele gekrönte Häupter streben mit allen möglichen Kunstgriffen nach derselben und können sie nicht erwerben; andere thun nichts dazu und erhalten sie doch. So König Friedrich Wilhelm III. Er, der schweigsame, in sich gekehrte Monarch, der jedes öffentliche Auftreten scheute, der — im Gegensatze zu früherer Zeit — so selten noch mit dem Volke in nähere Berührung trat, der durch seine abgebrochene, oft hart klingende Redeweise leicht den Einen oder den Andern zurückstieß, dessen Regierungsmaßregeln seit dem Jahre 1815 so mancherlei Anlaß zur Unzufriedenheit geboten hatten: — er war beliebt, wie wenige Fürsten seiner Zeit.“

Wir haben hier nachzutragen, daß Friedrich Wilhelm, dem in seiner Ehe mit der unvergeßlichen Königin Luise ein inniges Familienleben zum Bedürfniß geworden war, nach dem Tode jener und nach der Verheirathung seiner drei Töchter die zunehmende Vereinsamung schwer empfand und deshalb nach eingehenden Besprechungen mit seinen geistlichen und weltlichen Berathern zu einer zweiten Ehe sich entschloß. Am 9. November 1824 reichte er in Gegenwart weniger Zeugen in der Schloßkapelle zu Charlottenburg der Gräfin Auguste von Harrach, die er einige Jahre zuvor in Teplitz kennen gelernt hatte, die Hand zum Bunde, über den Bischof Eylert den Segen sprach. Die Ehe war eine morganatische; die königliche Gemahlin wurde als „Fürstin von Liegnitz“ und „Gräfin von Zollern“ dem Hofe vorgestellt. Der Umstand, daß die Fürstin von Liegnitz, ebenso wie die Gemahlin des Kronprinzen — eine bayerische Prinzessin — zum Katholizismus sich bekannte, ließ anfänglich hier und da bei der protestantischen Bevölkerung der preußischen Stammlande die Befürchtung entstehen, daß katholische Anwandlungen im Anzuge seien, zumal man solche auch in der neuen Liturgie, deren Einführung dem Könige so sehr am Herzen lag, zu finden glaubte. Aber bald stellte sich die Grundlosigkeit dieser Befürchtungen heraus. Die Fürstin von Liegnitz hat auf die Entschließungen des Königs in religiöser und politischer Beziehung nie irgend welchen Einfluß geübt; nur als liebende Gattin und sorgende Lebensgefährtin stand sie ihrem Gemahl in den herannahenden Tagen des Alters zur Seite. Hochbetagt ist sie im Jahre 1873 gestorben.

Das erste Merkmal, daß König Friedrich Wilhelm III., den man so lange ungebeugt und in voller männlicher Gesundheit zu sehen gewohnt war, wol hinfälliger geworden sein könne, als man dies hinsichtlich des schon seit März (1840) eingetretenen Unwohlseins vermuthete, gab sich am 3. Mai kund, als der König früh acht Uhr nach Potsdam gefahren war, um die erste sonntägliche Kirchenparade über das erste Garderegiment zu Fuß abzuhalten. Er erschien nicht, wie sonst, im Lustgarten. Man sah ihn nur, wie gewohnt, in Ueberrock und Mütze an den Fenstern des sogenannten Etrurischen Eckzimmers im Schlosse, von wo aus er sich den Vorbeimarsch der Potsdamer Truppen — zum letzten Male — anschaute. Von dieser Zeit ab hieß es immer bestimmter, der König sei ernstlich krank, und diese Befürchtung schien sich zu bestätigen, als er am 1. Juni der Grundsteinlegung zu dem Monument Friedrich's des Großen nicht in Person beiwohnte, sondern nur aus dem bekannten Eckfenster seines Palais den Feierlichkeiten zusah, welche nach seinen Wünschen und Anordnungen der Prinz Wilhelm leitete. Der Prinz hatte angeordnet, daß auch, und zwar im Geleit der Flügelkompagnien, die Fahnen der Potsdamer Garnison bei der Feierlichkeit gegenwärtig sein sollten. Als der König dies in dem ihm zur Genehmigung vorgelegten Entwurfe las, äußerte er zur Fürstin von Liegnitz: „Die können nur gleich zu meiner Beerdigung hierbleiben!“ —

Das Befinden des Königs hatte sich gegen Ende Mai in der That in solchem Grade verschlimmert, daß man glaubte, der Kaiserin von Rußland, seiner Tochter, davon Mittheilung machen zu müssen. Am 3. Juni traf die Königstochter in der Hauptstadt ein. Als der Kronprinz, der die Absicht hatte, seiner Schwester bis Küstrin entgegen zu reisen, am 2. Juni im Palais erschien, um sich von dem Vater zu verabschieden, hielten es die Aerzte für ihre Pflicht, ihn, den Thronerben, über den bedenklichen Stand der Krankheit des Königs aufzuklären. Da er auch eine königliche Ordre vorfand, durch die er mit der Führung der Staatsgeschäfte betraut ward, so stand er von der Ausführung der Reise ab.

Die Nachrichten, welche sich über den Stand der Krankheit des Landesvaters verbreiteten, riefen in der Bevölkerung große Aufregung hervor. Des Königs Befinden bildete das allgemeine, ja das einzige Stadtgespräch. Vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein stand vor dem königlichen Palais eine dichtgedrängte Volksmenge. Wer aus dem Palais kam, der sollte auch Auskunft geben, wie es dem hohen Kranken ergehe; das Volk kümmerte sich dabei nicht um Rang und Stand. Die Prinzen wurden so gut befragt, wie die Bedienten.

Am ersten Pfingstfeiertag, es war am 7. Juni, lauteten die Nachrichten fast hoffnungslos.

Treu harrte seine Gemahlin, die Fürstin von Liegnitz, bei dem Sterbenden aus; sie dankbar anblickend hielt der König ihre Hände umschlossen. Kaiser Nikolaus von Rußland war am Morgen des 7. Juni eingetroffen und sogleich an das Sterbelager seines Schwiegervaters geeilt.

Gegen 1 Uhr erklärten die Aerzte, daß der König nur noch wenige Stunden zu leben habe. Tiefbewegt und erschüttert nahmen die Angehörigen des Königshauses Abschied von dem Sterbenden. Noch erkannte er alle seine Theuren, die nach und nach an das Lager traten. — Zwanzig Minuten nach drei Uhr hauchte er seinen letzten Athemzug aus.

Es mochte Nachmittags gegen vier Uhr sein, als der sonst beim Volke nicht sehr beliebte Fürst Wittgenstein aus dem Palais unter die harrenden Massen trat. Er wurde sofort umringt und gefragt, aber zu antworten vermochte er nicht. Statt dessen bedeckte er mit dem Taschentuch die thränenfeuchten Augen und hob die Hand zum Himmel empor.

Die Tausende vor dem Palais verstanden die Geberde — es war die Todesbotschaft.

Es war ein guter Mann geschieden, der schwer an der Last der Krone getragen hatte. Sein zweiundvierzigjähriges Walten auf dem Throne war eine von Licht und Schatten, wie die Zeit selbst, wunderbar gemischte Regierung, deren Ergebniß im Ganzen und Großen für Preußen heilsam gewesen ist. Die höchsten und edelsten Regententugenden hatten den Monarchen ausgezeichnet, vor Allem eine bei unumschränkten Herrschern nicht gerade häufig bemerkte Selbstbeherrschung, eine große Festigkeit in wesentlichen, eine entgegenkommende Nachgiebigkeit in nebensächlichen Dingen. Was ihn aber in der Nachwelt Urtheil immer hoch halten wird, das ist der unvergeßliche Antheil, den er an der Befreiung Preußens und Deutschlands von der Fremdherrschaft genommen hat.

